



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Stacks
NOV - 6 1978

DBI

D5

v. 19

1890

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer höheren Töchter Schule gewidmet.

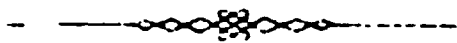
Inhalts - Verzeichniß.

	Seite
* * * Urbi et Orbi	1
Weissbrodt, Gustav: Enpresse und Vorbeer. (Zeitgedichte)	2
Vongrácz, Anna Gräfin: Heimkehr. (Skizze)	12
Cerri, Cajetan: Im Zeichen des Ideals. (Eigenes und Nachgebildetes)	25
Meynert, Hermann: Mozart und Dora	33
Wilbrandt, Adolf: An einer Bahre	47
Frankl, Ludwig August: Zum Bilde des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich 1874	50
Leuffenbach, Albin Freiherr von: Wilhelm von Meyern, k. k. Hauptmann und Schriftsteller	53
Rübeß, Guido Freiherr von: Gedichte	59
Adler Gabriele: Miß Ell. (Eine Erzählung)	63
Coronini, Carl Graf v.: Gedichte	69
Wilbrandt-Baudius, Auguste: Mein Pflegevater Karl Baudius. (Ein authographischer Brief)	111
Milow, Stephan: Unter den Armen. (Novelle in Versen)	116
Vincenti, Carl von: Sonnentempelstädte. (Ruinenbilder)	129
Vittrom-Bischoff, Auguste von: Abendgedanken	144
Neugebauer, Ladislaus: Uebersetzungen aus dem Ungarischen	147
Saar, Ferdinand von: Ginevra. (Novelle)	149
Greif, Martin: Gedichte	180
Leimmeryer, Fritz: Gedanken über Literaturgeschichte	182
Bedniß, Jella: Gedichte	188
Leitner, K. G. Ritter von: Die Fahnenjagd	190
Heveji, Ludwig: Ein Pechvogel. (Humoreske)	192
Hauscher, Ernst: Nigritta. (Poetische Erzählung)	230
Groß, Ferdinand: Das Kind in der Weltliteratur. (Eine Studie)	260
Constant, W.: Spreu	288
Tandler, J.: Gedichte	291
Siddu: Gondoliera	293
Schrendt, Franz Freiherr von: Gedichte	298
Wild, (A. Wesemal): Glückspilzchen und Pechvögelchen. (Ein Märchen)	301
Landau, Michael, Dr.: Eine Idylle der Jugend. (Aus dem Polnischen des Konstantin Gaszynski)	330
Weiter, Ernst: Am Hallstätter-See	337
Nigierka, Helene: Gedichte	346
Meißner, Leopold Florian, Dr.: Im Stifte Heiligentreuz. (Ein Weihnachtsspiel)	349
Knorr, Josephine, Freiin von: Gedichte	372
Bichler, Fritz: Inschriften und Sprüche	374
Bogdan, Blasius: Niccolò Tommaseo als italienischer Sprachforscher und Schriftsteller	377
Rajmájer, Marie von: Aphorismen	393

IV

	Seite
Friedmann, Alfred: Meeresstille	395
Walden, Bruno: Wenn und Aber	397
Bachler, Faust: Orientalische Bände	400
Rothenstein, Bernhard: Die Jagd auf den Teufel	403
Silberstein, August: Aus Klinginsland. (Dichter-Weisen und Weisungen)	452
Retland, Florus: An den Radsperre	455
Schrattenthal, Karl: Magyarische Dichterstimmen. (Uebersetzungen aus dem Ungarischen)	464
Pöhl, Hans: Gedichte	467
Glücksmann, Heinrich: Der Spiegel. (Ein japanesisches Geschichtchen)	471
Nord, Wilhelm du: Nacht-Sonette	476
Schulpe, Georg v.: Rhythmische Uebersetzungen	479
Kohn, G.: Höfling und Dichter. (Biographische Skizze)	483

Schwingenschlögl, Rudolf, Dr.: Der Erste allgemeine Beamtenverein der österreichisch-ungarischen Monarchie, seine Entwicklung und Thätigkeit im Jahre 1888	487
--	-----



Die Dioskuren.

**Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Gibt sich, wirkend erst, das wahre Leben.**

Schiller.

**Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.**

Goethe.

Urbi et Orbi.

Am 24. April 1854.
(Verählungstag J. J. R. R.)

Ein Frühlungstag! Wie hell die Gloden klingen,
Wie lieblich um die Stirn der jungen Braut
Sich Diadem und Myrthenzweige schlingen.
Ein freudig Volk begrüßt sie laut,
Und betet, daß sie — glücklich selbst — beglücke,
Daß immerdar der Liebe Kranz sie schmücke,
Daß nicht zu schwer der gold'ne Reif sie drücke,
Die man zur Kaiserin gekrönt.

* * *

Am 7. Februar 1859.
„Sagen Sie es nur weiter.“
Antwort S. R. an das Präsidium
des Reichsrathes.)

Vorbei — weitab! Heut' hallen dumpf die Gloden,
Die Thräne fließt, es bleibt kein Auge trocken,
Die Luft durchschwirrt entgegenvolle Kunde, —
Und nur — ein helles Wort in dunkler Stunde,
Ein Wort aus kaiserlichem Munde,
Ein Wort aus tiefstem Herzensgrunde, —
Die Völker flüstern leif' im weiten Runde:
Heut' ward die Kaiserin gekrönt!



Cypresse und Lorbeer.

Zeitgedichte

von

Oskar Weisbrodt.

I. Kronprinz Rudolph †.

Dem Kaiser.

Es ist vollbracht . . . Er, der da war geboren
Im Purpur und zum Purpur, der noch eben,
In vollster Manneskraft und Schaffenslust,
Lebendig unter Lebenden gewandelt,
Er schläft schon heute in der Gruft der Ahnen,
Er schläft den Schlaf, aus welchem kein Erwachen.
Wir schauen niemals mehr die theu'ren Züge,
Die wir getreu in unserm Herzen tragen,
Und heiß und brennend löst sich von der Wimper
Die Thräne, stumm hinauf zum Himmel fragend:
Mußt' es denn sein? Der morschen Stämme viele
Steh'n rings im Walde — mußte denn der Blick
Den Stolz des Waldes treffen, gerade ihn?

Was fraget Ihr . . . Das unsagbare Beh,
Anfangs erschütternd nur, doch dann vernichtend,
Es ist hereingebrochen über Nacht.
Furchtbar ergreifend hallt die Todtenklage
Bis an die fernsten Marken uns'res Reichs.
Frisch steht sein Bild, begeistert und begeisternd
Für Alles, was da edel, schön und gut,
Vor unsern Blicken, wie er in den Dienst
Des Vaterlandes und der ganzen Menschheit
Sein reiches Wissen und sein Können stellte.
Der Fürsten- und der Mannestugend Spiegel,

Selbstständig denkend und mit freiem Sinn
 Sich seine eig'nen hohen Bahnen suchend —
 So steht es frisch vor uns, sein hehres Bild,
 Das Hohelied, das noch nicht ausgeklungen,
 Die gold'ne Harfe, der die Saite riß . . .
 Wer war, gleich ihm, geschaffen und geartet,
 Dereinst in fester und in tapfrer Huth
 Das reiche Erbe treulich zu verwalten,
 Das vierzig Jahre, erst des harten Ringens,
 Dann freud'ger Ernte für ihn aufgehäuft?!
 Er, der mit seines Geistes Feuer-Streben
 Den schlichten Adel seines Herzens einte,
 Mit der Gesinnung echter Vornehmheit
 Den vollen Hauber liebenswürdig'en Wesens,
 Des Oesterreichers schöne Eigenart,
 „Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
 Wir werden nimmer seines Gleichen seh'n“ . . .
 Und solch' ein Geist, unsaßbar ist's, umnachtet!
 Solch' frohgemuthes Leben lebensfatt!
 Ein „Meer von Licht“ sah er prophetisch fluthen,
 Es ist von Schmerz und Trauer jetzt ein Meer!
 Nein, fraget nicht . . . Von allen düstern Räthseln
 Das düsterste, es nimmt den Athem uns,
 Ein Epos, größer als der größte Dichter
 Es je geschrieben, greift uns an das Herz.
 Wir brauchten Wahrheit, dürsteten nach Wahrheit,
 Wir brauchten sie und fürchteten sie doch:
 Die Wahrheit kam, in kalter Grausamkeit
 Der mildernden Legende fromme Täuschung
 Zerstörend mit der rauhen Wirklichkeit —
 Wir stehen starr vor dieser grausen Fügung . . .

Doch hoch das Haupt! Was war, das kehrt nicht wieder,
 Der Tod gibt seine Beute nicht heraus.
 Es gibt des höchsten Schmerzes einen Grad,
 Der weit hinausreicht über jede Tröstung,
 Für den die Sprache keine Worte hat;
 Der Schmerzen gibt es, die kein Zuspruch lindert,
 Der Wunden gibt es, die kein Balsam heilt.
 Sie, die gestellt sind auf der Menschheit Höhen,
 Sie sind gefeit nicht gegen Menschen-Schicksal,
 Der Bliß trifft sich'rer nur und tödtlicher,
 Und seinen Auserwählten mißt der Himmel
 Der Leiden wie der Freuden höchstes Maß.
 Was ist der Schmerz, der durch das weite Reich zudt,
 Der Schmerz, so tief er ist, des Oesterreichers,
 Was ist er gegenüber jenem Leid,
 Das in der Kaiserburg jetzt eingekehrt?

Wo ist ein Vater, wo ist eine Mutter,
 Wo eine Frau, die nicht aus tiefster Seele
 Um Trost heut' beteten zu dem Allmächt'gen,
 Um Trost für alle die todtwunden Herzen,
 Für die die Erde keinen Trost mehr hat?!
 Doch unerforschlich ist des Ew'gen Rathschluß,
 Der höchste Schmerz, er reinigt auch und läutert,
 Die Hand, die uns gebeugt, sie richtet auf.
 Nur kleine Seelen wirft das Unglück nieder,
 Die großen Seelen stählt und stärket es.

So Du, mein Kaiser . . . Raube Stürme haben
 Die Jugend Dir gekniet, die Manneszeit,
 Sie war erfüllt Dir von dem Lärm der Schlachten,
 Bis Dir, dem Reich nach innen und nach außen
 Den Frieden bringend und des Friedens Frucht,
 Des Lebens Herbst kam, herrlich übergoldet
 Von unbegrenzter Liebe Deines Volks,
 Daß Du, auf dieser Liebe Pfühl gebettet,
 Zur vollen Höhe hast hinaufgeführt.
 Und jetzt ist's Winter? Soll des Winters Reif
 Sich tödtend legen auf der Hoffnung Blüthen?

Wohl trägt der Krone Last sich doppelt schwer,
 Wenn Sohneshände nicht den Bau vollenden,
 Der bis zum First schon aufgerichtet steht,
 Doch wer, wie Du, von je nur Fürsten-Pflichten
 Bekannt, wie Du sich nur ein Ziel gesetzt,
 Des ihm von Gott vertrauten Amts zu walten,
 Der findet in sich selber auch die Kraft,
 Das Ungeheuerste zu überwinden,
 Und über alle Prüfungen hinweg
 Bis an das Ende seine Pflicht zu thun,
 Bis an das Ende, Märtyrer und Held.

Ein Habsburg wohl kann sterben, Habsburg nicht!
 Die Klammern einer glorreichen Geschichte,
 Sie binden aneinander unauflöslich
 Das Volk von Oestreich und sein Kaiserhaus;
 Doch daß die Kraft Dir bleibe ungebrochen,
 Die Kraft, die Hoffnung und Gebet uns ist,
 Daß nimmermehr das furchtbare Geschick
 Die Hand Dir lähmt, die fest die Zügel führt,
 Soll noch verdoppeln Ehrfurcht sich und Treue,
 Zu stärken Dich, den Kaiser und den Vater.
 Du hast in schwersten wie in schönsten Tagen
 Der Liebe ganzen Schatz dem Volk bewahrt,
 Jetzt geb' Dir seine Liebe neue Kraft.

Und wenn's doch sagt, das arme Menschenherz,
 Dann ringt aus ihm, erhebend und erlösend,
 Ein brünstiges Gebet sich los zu Gott:
 „Herr, Du hast ihn gegeben, ihn genommen,
 Den einzigen, den heißgeliebten Sohn,
 Dein Name sei gelobt in Ewigkeit!“

Und Du, der Götter und der Menschen Liebling,
 Deß Lichtgestalt auf ewig uns entschwand,
 Wir liebten Dich, der nicht bloß Fürst gewesen,
 Der unserm Herzen menschlich nahe stand.
 Dir senden wir in Deines Fest'reichs Namen
 Die letzten treuen Liebesgrüße . . . Amen!

Der Kaiserin.

An guten Feen ist das holde Märchen,
 An Heldenfrauen die Geschichte reich,
 Doch Märchen und Geschichte, sie verzeichnen
 Uns keine noch, Heldin und Fee zugleich.
 So grabt den Namen denn in gold'ne Tafeln
 Und segnet ihn, so lange Fest'reich steht,
 Von einer Frau, die beides war, den Namen
 Von Fest'reichs Kaiserin Elisabeth.
 Ja, die Geschichte wird es niederschreiben
 Mit treuem Griffel, preisend Dich und Ihn:
 Der Kaiser, der Er war, Er ist's gewesen,
 Weil Du, Elisabeth, die Kaiserin!

Noch denken wir des Tags, der, bang erwartet,
 Dem Kaiser und dem Reich den Erben gab.
 Die Menge, ein lebend'ges Meer, sie wogte
 In freud'gen Wellen ruhlos auf und ab;
 Da plötzlich, und das Flüstern selbst verstummte,
 Aus weiter Ferne bot den ersten Gruß
 Der eh'rne Mund herüber der Geschütze —
 Zwei, drei — es donnerte nun Schuß auf Schuß —
 Jetzt neunzehn, zwanzig und dann einundzwanzig —
 Regungs- und lautlos stand die Menge fest —
 Horch — zweiundzwanzig — weiter zählte Niemand —
 Ein Sohn! Ein Sohn! Und froh nach Ost und West,
 Nach Nord und Süd trug leichtbeschwingten Fluges
 Das Echo es ins weite Reich hinaus,
 Und aller Glocken feierlich Geläute,
 Es rief zum Dankgebet ins Gotteshaus
 Und Sie, in Schmerzen und doch selig lächelnd
 Die junge Mutter, gab das theure Kind

Mit freud'gem Ausblick in den Arm des Vaters,
Und Rudolf, Rudolf hieß das theure Kind!

Es wuchs und wuchs, ganz Oest'reichs stolze Hoffnung,
Heran zum Jüngling, dann zum reifen Mann,
Die Tugenden des Vaters und der Mutter
Sein reiches Erbtheil; Jahr um Jahr verrann,
Und früh entfaltet schon zu vollster Blüthe,
Selbstständig denkend ziehend seine Bahn,
Des Hauses Freude und des Volkes Abgott,
So strebte er zum höchsten Ziel hinan,
Den Bau des Reichs mit treuen Sohnes-Händen
Im Sinn und Geist des Vaters zu vollenden. . . .

Was ist der Mensch! Was ist des Menschen Hoffen! . . .
Ein Trauerflor deckt heut' das Vaterland,
Das seinen besten Sohn zum Grab geleitet
Ein Sarg steht dort, wo seine Wiege stand.
Doch dieses Unglücks grauenvolle Fügung,
Sie wird durchleuchtet von dem Flammenschein
Erhabenen und freud'gen Opfermuthes,
Der in des wunden Herzens tiefsten Schrein
Das ungeheure eig'ne Weh' geborgen.
Ihn aufzurichten, Stütze Ihm und Stab,
Ihm Trost zu spenden, wo, selbst trostbedürftig,
Mit Thränen Du geneht ein frisches Grab,
Fand'st Du, auch in vergang'nen schweren Tagen
Genossin Ihm, fand'st Du den heil'gen Muth,
Auch dieses schwerste Kreuz für Ihn zu tragen.
Der Muth des Manns, der, in der Hand die Waffe,
Hinausstürmt in die Schlacht, trozig und rauh,
Was ist er angesichts des wehrlos stolzen,
Des gottergeb'nen Muthes einer Frau,
Der Frau wie Du! . . Nicht schwelgend in dem Schmerze,
Der leiden will, der Lind'ung nicht begehrt
Und fränkhaft wühlend in der off'nen Wunde
Den Kelch des Leidens bis zur Reige leert;
Nein, schöpfend aus dem eig'nen großen Herzen
Die höchste Weisheit und den besten Rath,
Und was das tapf're Herz Dir eingegeben,
Rasch übersetzend in entschloss'ne That —
So mußt' Du, was Niemand wagte, wagen.
Gebroch'nen Herzens zwar, doch sonder Fagen,
Nahmst Du die letzte, schwerste Pflicht auf Dich;
Dem Vater, dem Du einst den Sohn geboren,
Mußt' Du künden, daß er ihn verloren,
Und Gottes Gnade stärkte Ihn durch Dich.

Es gibt der Schicksalsschläge so furchtbare,
 Daß auch der stärkste Mann zusammenbricht,
 Kann er an eine theure Brust nicht flüchten:
 Der Kummer, der sich ausweint, tödtet nicht.

Doch eine Grenze hat die Kraft des Stärksten,
 Das Uebermenschliche vermag er nicht.
 Ein blutend Herz trägt keine Eises-Rinde
 So künstlich stark, daß es sie nicht durchbricht.
 Die Pflicht war voll erfüllt, die Mutter hatte
 In dieser Pflicht erstickt Ihr furchtbar Leid,
 So lang es galt, Sich und dem Reich zu retten,
 Was noch zu retten; doch es kam die Zeit,
 Elementargewaltig den Tribut
 Zu fordern, den die Pflicht bisher geweigert.
 Noch einmal wolltest grüßen Du den Sarg,
 Der, von der Last der reichen Liebespenden
 Verhüllt, den theuren einz'gen Sohn Dir barg . . .
 Doch wie Du kraftlos an der stummen Bahre,
 Von Deinen Thränen feucht, zu Boden brachst,
 Wie Du dem von der Gattin Pflicht gewaltsam
 Zurückgedrängten Mutter Schmerz erlagst,
 Wie Deine heißen Lippen auf das Bahrtuch
 Den letzten Kuß gedrückt, und im Gebet,
 Die Hände fromm gefaltet, Du zum Himmel
 Um Trost und Muth für Ihn und Dich gefleht —
 Das Herz, das Herz sagt uns, was dort geschehen,
 Nur Gott, kein Menschen-Auge hat's gesehen.

Was Du Ihm warst — in schwerster Lebensstunde
 Hat Er, der Kaiser, von dem Heiligthum
 Des innersten Gefühls den Schleier hebend,
 Uns selbst gekündet, Dir zu ew'gem Ruhm.
 Der Kaisersohn, er ist zur Gruft gebettet,
 Den Kaiser aber hast Du uns gerettet,
 Und Gott, der, Ungeheures zu ertragen,
 Der Mutter gnädig hat die Kraft verlieh'n,
 Der Gott, er schütte seinen reichsten Segen
 Auf Dich, die Gattin und die Kaiserin!
 Auf seinen Knieen liegt das Volk und fleht
 Für Dich, für unsere Elisabeth!

Der Kronprinzessin-Wittwe.

Der zehnte Mai . . . Die Sonne strahlte golden
 Hernieder auf ein festgeschmücktes Wien,
 Da sah'n wir Dich in erster Jugend Prangen,
 Die reizumfloß'ne Braut, vorüberzieh'n,

Da sprachst Du jenes Ja, das ewig bindet,
Freudig erröthend aus vor dem Altar,
Da heiligte den Bund der jungen Herzen
Des Priesters Segensspruch für immerdar.

Vater und Mutter soll das Weib verlassen,
Dem Mann zu folgen, den es sich erlor.
Dein Herz, es mochte bang und schmerzlich zucken
Als es, was einst sein Liebsteß war, verlor,
Doch bald, mit allen Wurzeln Deiner Seele,
Grubst Du Dich fest ins neue Erdreich ein,
Und Oesterreich empfand es stolz und dankbar,
Daß es Dich ganz gewonnen, daß Du sein.
Und als der Himmel Euren Bund gesegnet,
Als sich ein zweites Leben Dir erschloß
Und mit dem Hauberreiz des jungen Weibes
Die Glorie der Mutter Dich umfloß,
Als glücklich sich der Vater niederbeugte
Zu seinem Kind, deß blondes Lockenhaar
Sich zärtlich schmeichelnd an die Brust Dir legte,
Als dann, sich froh entwickelnd Jahr um Jahr,
Das theure Kleinod, treu von Dir gehütet,
Des Hauses immer stolz're Freude war —
Da folgte, in des Glückes höchster Höhe,
Dem zehnten Mai ein fünfter Februar!

Der fünfte Februar . . . Ganz Oesterreich starrte
Betäubt und lautlos auf den theuren Sarg,
Der seinen besten Sohn zur Ruh' gebettet,
Das enge Haus, das unser Hoffen barg.
Ob krächzend auch mit eklem Schrei die Raben
Herniederstiegen auf sein frisches Grab,
Der Todte nahm ein Stück von uns'rem Leben,
Ein Stück von uns'rer Zukunft mit hinab.
Wir schauten nicht den Prunk, mit dem die Sitte
Den letzten Gang des Kaiserjohns umgab,
Wir schauten nur die Blumen, die die Liebe
Ihm nachgesendet in sein frühes Grab,
Die reichen Kränze, ihm von treuen Händen
Gewunden und geneßt vom Himmelsthau
Der Thränen eines Vaters, einer Mutter,
Der heiligenden Thränen einer Frau . . .
Vorbei, vorbei ist Alles . . . Nicht bloß Oest'reich,
Nicht bloß Europa trauert, nein, die Welt . . .
Gott hat's gewollt, der Gott, ohn' dessen Willen
Kein welkes Blatt herab vom Baume fällt.

Der Wanderer, der seine müden Schritte
Gen Süden lenkt — vor seinen Blicken steht

Ein stolzes Schloß, vor dessen hohen Binnen
 Das Meer sich streckt in seiner Majestät.
 Jedoch die größ're Majestät des Schmerzes,
 Der dort in heil'ger Trauer sich vergräbt,
 Des Schmerzes, der in wehevoller Stille
 Des Glückes Sonnen-Tage nochmals lebt,
 Die heiße, heiße Thräne, die Dir lindernd
 Die Wange neht, auf daß das Herz nicht bricht,
 Den Blick, der in des Kindes theuren Bügen
 Sich Muth und Tröstung sucht, die schaut er nicht,
 Er schauet nicht, wie Du in ernster Arbeit
 Das Werk des Todten, innig Dir vertraut,
 Zu Ende führst, Du, einst das froh Lebend'gen,
 Jetzt seines Sinns und Geistes treue Braut
 Vorbei, vorbei ist Alles: wir begruben
 Der besten Einen, den die Erde trug,
 Des Volks Gebet, es gab ihm das Geleite,
 Des Volkes Liebe war sein Leichentuch.
 Und dieß Gebet aus Millionen Herzen,
 Zum gnadenreichen Himmel geht es ein,
 Und diese Liebe, fest in uns gewurzelt,
 Sie wird Dein unvergänglich Erbtheil sein.
 Was da auch kommt und was uns Gott auch sendet,
 Der Gott, deß Knechte und Geschöpf wir sind —
 Den Blick hinauf zu Ihm, es bleibt Dir immer
 Noch die Erinn'ung und Dein süßes Kind.

II. Oesterreich-Deutschland.

Ein Fürstenwort.*

Das war ein Wort, das in des Festes Rahmen
 Sich eingefügt, ein echtes Fürstentwort,
 Das war ein Wort: erhebend und erlösend
 Klingt es in Millionen Herzen fort.
 Das war ein Wort, erhab'ner Worte Echo,
 Von hier hinausgeschallt ins deutsche Reich,
 Ein Echo, treu und laut zurückgetragen,
 Ja, treu und laut, in unser Oesterreich!

Es kommt von dort, von wo ihr flücht'ges Wasser
 Die Nar trägt zu uns'rer Donau Fluth,
 Wo die dem neuen Reich geschwor'ne Treue,
 Besiegelt und geweiht mit theurem Blut,

* Rede des Prinzen Ludwig von Baiern auf dem deutschen Turnerfeste in München.

Noch fester ist der feste Bund geschlungen,
 Wie die Geschichte keinen noch geseh'n,
 Ob auch die Stürme zum Orkane schwellen,
 Er wird, ein Thurm im Meere, aufrecht steh'n.
 In deutscher Treue starkem Felsengrunde
 Schlag dieser Fürstenbund die Wurzeln ein,
 Und von der Völker einmüthigem Fühlen
 Getragen, wird er unzerstörbar sein.
 Hinweggeräumt sind die zerstreuten Trümmer,
 Die noch hineingeragt in uns're Zeit,
 Zurückgebannt sind alle düstern Schatten,
 Die Gegenwart denkt der Vergangenheit
 Nur noch, um auch des Großen zu gedenken,
 Was Habsburg-Bohmen einst vollbracht,
 Und strahlend hell hebt sich aus den Ruinen
 Des neuen Friedensbundes stolze Macht.
 Mit jedem Jahre setzt er neue Knospen,
 Den Ihr gepflanzt, des Friedens gold'ner Baum,
 Und jene Sonne, die sie treibt und zeitigt,
 Sie gibt dem Einzelleben breiten Raum,
 Ein Doppelstamm, daß jede mächt'ge Krone
 Doch ihre eig'nen reichen Blüthen trägt,
 Ein Doppeltstern, daß jeder, unzertrennlich
 Vom andern, doch selbstleuchtend sich bewegt.
 Es grüßen heute sich in Treue wieder,
 An Ruhm und Ehren beide überreich,
 Als Bundesbrüder und als Waffenbrüder
 Die Dioskuren Deutschland-Oesterreich.

Mein theurer Kaiser. Zu dem hohen Himmel
 Steigt froh bewegt hinauf der feuchte Blick:
 Dein Ausgang und Dein Eingang war gesegnet,
 Du lehrst, ein Friedens Bürge, uns zurück.
 Elementare finstere Gewalten,
 Sie greifen feindlich in der Welten Lauf
 Und drängen aus der tiefsten Tiefe wühlend
 Und dräuend sich zur Oberfläche auf.
 Doch ob der Sturm auch peitscht den Ramm der Wellen,
 Ob sorgend auch hinaus das Auge schaut,
 An jenem Bollwerk werden sie zerschellen,
 Das Ihr aus Stahl und Eisen aufgebaut.
 Den Frieden wollen und den Krieg nicht fürchten,
 In diesem Zeichen suchen wir den Sieg:
 Wer uns den Frieden beut, der habe Frieden,
 Wer uns den Krieg aufzwingt, der habe Krieg!



Auch hier standen die Fenster offen; ein würziger Abendwind blähte die weißen Vorhänge auf, als Maria eintrat. Sie schloß rasch die Thür, schritt graden Weges einer Fensternische zu und ließ sich dort in einem großen alten Lehnstuhle nieder. Die Hände im Schoß gefaltet, wie Jemand, der mit aller Arbeit fertig ist, blickte sie unverwandt nach den Garten hinaus.

Es war ein sehr schöner Maiabend. Die alte unverwüstliche Erde trug wieder einmal ihr Blüthenkleid; zahllose Vögel zwitscherten in den Zweigen, am tiefblauen Himmel zeigte sich kein Wölkchen. Frau Maria gedachte der jungen Glücklichen, die jetzt in dieser Frühlingspracht dahinfuhren und die erste, seligste Stunde ihres Zusammenseins feierten.

Wie doch die Zeit, wie doch das Leben verfliegt! Wie lange war es denn her, daß ihr kleines Mädchen da auf dem Rasenplatz vor dem Fenster mit dem Bruder Haschen spielte? Hatte sie nicht erst gestern die fröhlichen Kinder von diesem selben Platze aus, auf dem sie jetzt saß, zur Lernstunde, zum Abendbrode gerufen? Ach nein! Das war lange, lange her! Ihr Sohn lebte schon seit Jahresfrist, als Adjunct bei einer großen Gutsverwaltung angestellt, selbstständig in der Ferne, und nun war auch die Tochter von ihr gezogen, um an der Seite des Mannes eine neue Heimat zu finden.

Ein Geräusch an der Thür ließ Frau Maria aufblicken. Das halbverlegene Gesicht einer frischen jungen Magd schaute herein. „Die Köchin schickt mich“ — sagte sie zögernd — „bitte, was soll zum Nachtessen gekocht werden?“

„Nachtessen? — ja so.“

Zum ersten Mal hatte die Hausfrau ihres Amtes vergessen. Sie erröthete leicht, trat hastig zu dem kleinen Schränkchen an der Wand, das die Schlüssel verwahrte, und reichte der verwunderten Magd einen davon hin: „Katja soll für Euch Kartoffeln herausgeben.“

„Und für die gnädige Frau?“

„Für mich?“ murmelte Maria und blickte nach dem Tische in der Mitte der Stube. Noch gestern Abend hatte ihr dort das liebliche Gesicht ihrer Tochter gegenüber gesessen.

Sie empfand keinen Hunger. Lohnte es denn der Mühe, bloß für sie allein zu kochen? — Endlich bezwang sie sich doch und nannte eine einfache Speise. Fortan mußte ja immer bloß für sie gekocht werden.

Die Magd verschwand; Frau Maria nahm ihren früheren Platz ein und inmitten der Stille, die sie von Neuem umgab, kehrten ihre Gedanken sofort wieder zu der Vergangenheit zurück.

Sie hatte viele Mühe gehabt mit den Kindern. Sehr viel. Damals, als ihr Gatte — vor dem inneren Auge der Sinnenden stand mit einem Male wieder das Bild der heut' Vermählten; sie preßte die Hände gegen die Brust:

„Na was ist's mit Euch?“ fragte die resolute Magd ungeduldig.

Da faßte es ihn wie ein Schwindel. Schwankend erhob er sich; von einer unwiderstehlichen inneren Macht getrieben, flüsterte er: „ich gehe“ — und verschwand im Hause.

Die Magd sah ihm kopfschüttelnd nach wie vorhin der Küster. „Wenn der nur nicht betrunken ist? . . . Die gnädige Frau hat zu viel Gutheit für all' das Gesindel. Na, übrigens, die Köchin wird schon mit ihm fertig.“

Damit packte sie ihren Korb fester und schritt ihres Weges.

* * *

D'in im Zimmer stand Maria noch immer in derselben Haltung am Fenster. Die Heftigkeit ihrer schmerzlichen Erregung hatte nachgelassen, aber noch zuckte hie und da ein Schauer über ihren Leib, ihr Gesicht war sehr bleich und die schlanken Hände, die das Fensterkreuz umfaßt hielten, bebten zuweilen leise.

Jetzt ward die Thür geöffnet: in einer eigenthümlichen langsamen, unsicheren Art. Unwillkürlich wendete Maria sich hastig um; so pflegten ihre Leute nicht bei ihr einzutreten. Scharfen Auges suchte sie das Dunkel zu durchdringen, das im Zimmer webte. Wer war die verfallene, unheimliche Gestalt, die dort hart neben der Thür an der Wand lehnte, als vermöchte sie sich ohne Stütze nicht aufrecht zu erhalten? Wie kam der Fremde in ihr Gemach?

Eine Secunde war's. In der nächsten richtete Maria sich jäh empor; der drohenden Nemesis gleich stand sie hochragend im Abendroth.

„Du?“ brach es mit wildem Schrei von ihren Lippen; was willst Du hier?

„Nichts,“ stammelte eine tonlose Stimme. „Ich weiß, daß ich hier nichts zu suchen habe.“

„Nun denn?“

Der Mann rang nach Athem. Die Kehle war ihm zugeschnürt, mühsam, stoßweise kam es endlich von seinen Lippen: „Maria — ich wollte Dich noch einmal sehen im Leben! Heute — an diesem Tage — unbemerkt von Dir in der Kirche — Dich und das Kind.“ — Er stockte, er konnte nicht weiter reden, mit der linken Hand riß er sich den Rock an der Brust auf, wie um sich Luft zu schaffen.

Die Frau am Fenster stand unbeweglich. Das Roth des Jornes war von ihren Wangen gewichen, sie sah jetzt wieder sehr bleich aus. Ihr Auge hatte sich an die Dunkelheit gewöhnt und erfaßte nun deutlich das Bild des Gatten. Achtzehn Jahre! Was hatten sie, die ihre Kraft nicht zu brechen vermocht, aus ihm gemacht! War dieser gebrechliche Greis der schöne, verführerische Mann, dem kein Frauenherz widerstand? War das die glänzende

Im Reich der Ideale.

Eigenes und Nachgebildetes.

Von

Cajetan Cerri.

Er, dessen Hand vertheilt die Menschennoth,
Hab' euch die reife Frucht und uns die Noth,
Die Ernte euch und uns den Kranz!
Betty Paoli. („Den Utilitariern.“)

I.

Könnst' ich nur einmal . . .

Könnst' ich nur einmal sehen
Die Menschheit, haßentwöhnt,
Des Friedens Wege gehen,
Mit sich und Gott versöhnt!

Wo man „ob Christ, ob Jude“
Nicht fragt, wo gleich uns werth
Im Schloß und in der Hude
Der Mensch, der Tugend ehrt!

Könnst' ich nur einmal feiern
Der Wahrheit Krönungsfest,
Der Wahrheit, frei von Schleiern,
Der Wahrheit, schmerzgelöst!

Oh, hätt' ich junge Schwingen,
Wie wollt' ich, Ideal,
Für all' Das muthig ringen,
Dein Ritter, Dein Basall!

Könnst' ich nur einmal sagen:
Nun bricht der Morgen an
Von schön'ren Zukunftstagen,
Wo aufwärts führt die Bahn,

Für einen Tag des Sieges
Sollt' dann willkommen sein
Ein Leben harten Krieges,
Ein Leben herber Pein!

Bei Robert Hamerling's Hinscheiden.

„Ungeliebt“ blieb ich stets! Du schriebst es noch kurz vor dem Ende,
 Schriebst es schmerzvoll bewegt — senktest das Haupt dann und starbst.
 Furchtbar trifft Euch dies Wort des Genius, Ihr Mädchen und Frauen,
 Die Ihr freigebigst sonst Nectar der Liebe kredenzt.
 Gerne berauscht Ihr damit den rohen lüsternen Geldproh,
 Gerne dem geistlosen Ged' reicht Ihr den vollen Pokal —
 Ungeliebt geht dafür ein großer Dichter durch's Leben,
 Stockt ein edelstes Herz, endet ein Ritter vom Geist!

David.

Ich soll d'rauf Antwort geben:
 „Was ist denn ein Poet?“
 Er ist, wie David eben,
 Ein Kind und ein Athlet.

Am häuslichen Herd.

Ein schlichter ernster Mann kehrt von den Mühlen
 Der Arbeit Abends heim. Wie warm ihn grüßen
 Sein Weib, sein weiblich holdes, und die süßen
 Geliebten Kinder, die wie Maigrün blühen!

Wie da die Wangen und die Herzen glühen
 Und wie das Plaudern hell klingt unter Küssen,
 Wenn ringsum jauchzt der Tanz von kleinen Füßen,
 Und auf dem Herd die Flammen lustig sprühen!

Da, — lichtvoll segnend all' die reinen Herzen, —
 Geh'n auf die milden Sterne, und nun waltet
 Der Gottheit Weihe bei den frohen Scherzen.

So steht's im Buche einst'gen Glücks zu lesen;
 Oh, daß es uns dünkt werthlos und veraltet!
 Veraltet je des Ewig-Schönen Wesen?

Blumen-Studie.

Wer sich an Blumen freut, geht reine Wege,
 Und also hab' ich noch kein Weib geseh'n,
 Das, sich erfreuend an der Blumen Pflege,
 Nicht hätte auch gepflegt was keusch und schön
 Und edel ist.

Denn, was zu Blumen zieht;
 Was da geheimnißvoll Geist und Gemüth
 Mit Hauber still erfüllt, was ist es doch?
 Ist es der Duft, die liebliche Erscheinung?
 Gewiß, das ist es — doch auch Andreß noch!

Sie fesseln, mein' ich, weil in Schein=Verneinung
 Sie wahr und ganz sind, was sie eben sind,
 Weil selbstlos, ohne je um Lohn zu werben,
 Ihr Werk sie enden, um im Abendwind —
 Ein holdes Bild des Friedens — dann zu sterben.
 Ist Friede doch ihr Glück und ihr Beruf,
 Und nur der Mensch, der ewig friedenslose,
 Trug Zwietracht auch in ihre Welt! Er schuf
 Den „Kampf der weißen und der rothen Rose.“

Mit Autographen.

All' dieses Treiben, Ringen, Streben,
 Was ist's zuletzt? Bloß Schein und Tand!
 Es bleibt allein noch echt im Leben:
 Der Zug des Herzens und der Hand.

Der Herzenszug senkt in die Scholle
 Der Menschenkraft den Trieb, die Saat;
 Der Zug der Hand greift ein in's Bolle,
 Befruchtend jenen Trieb zur That;

Der Herzenszug wirkt in der Stille,
 Wie Gott, und möcht' geahnt nur sein;
 Der Zug der Hand ist Leben, Wille
 Und strebt nach hellem Sonnenschein.

Waldscene.

Im Walde, als der Tag entschwand,
 Ist einst mir klar geworden,
 Wie eine geisterhafte Hand
 Mit mächtigen Accorden
 Ins Weltallslied greift ein,
 Daß sich zum Ganzen eine
 Das Große und das Kleine,
 Das Wesen und der Schein.

Die Fluth von Thränen, die am Tag
 Dem Gram, dem Zorn entfloßen,
 Als Thau geläutert sie da lag
 Auf Blumen ausgegossen;
 Und was dem Menschenweh
 In Seufzern sich entrungen,
 Als Blättergruß geklungen
 Hat es von Baumeshööh'.

Das Böse aber, das vollauf
 Die Welt verübt tagüber,
 Vom Erden Schlamm stieg's nun hinauf
 Als Nebeldunst, als trüber;
 Doch kam der Mond, ein Schwan
 In lichter Ätherwelle,
 Und es zerfloß zur Stelle
 Des trüben Nebels Bahn.

Im Reich des Lichtes hält sich nur,
 Was rein wie Schwangefieder!
 So sprach ich, und durch Wald und Flur
 Kehrt' ich nun heimwärts wieder;
 Da klang's dem Teich entlang
 Wie drangsalvolles Werben —
 Ein Schwan war's, der im Sterben
 Sein Lied, sein letztes, sang!

Merk's, Poet!

Anders singen und sein,
 Das ist ein dummes Spiel!
 J. von Eichendorff.

Ob man auf des polit'schen Schachspiels Brette,
 Wo Groß und Klein doch folgt nur fremder Leitung,
 Mehr rechts, mehr links verweilt, hat für die Kette
 Der Weltgebilde Werth nur in der Zeitung.

Wärt erst in Euch den Menschen, daß er rette
 Vor der Versumpfung wuchernder Verbreitung
 Sein Bestes, den Charakter; dann — ich wette! —
 Weicht rechts und links die schlimme Überschreitung.

Denn der Charakter adelt selbst auch Fehler
 An Dem, der ernsthaft strebend nach dem Guten,
 Nur bei der Wahl des Weges irrt als Wähler.

Charakter! Merk's, Freund, der Du in Gedichten
 Rühmst Helden, die für's Ideal verbluten;
 Strebst Du nach ihm? Darfst Du von ihm berichten?

II.

Dem Italienischen nachgebildet.

Dichtermürde.

(Nach Giovanni Prati.)

Arm ist mein Lied; es haben
 Viel Sorgen daran Theil,
 Doch ist selbst für ein Weltreich
 Dies arme Lied nicht feil!

Meine Mutter.

(Nach Edmondo De Amicis.)

Nicht immer stirbt die Schönheit ab, die wahre,
Durch Alter, Kummer, oder Mißgeschick;
Seht: meine Mutter — sie zählt sechzig Jahre! —
Scheint schöner mir, so oft ich sie erblick'.

Kein Zug, kein Wort, kein Nicken, das nicht eben
Vom Mutterherzen spräche, warm und mild;
Wär' ich ein Maler doch! mein ganzes Leben
Malt' ich an ihrem lieben, lieben Bild.

Ich malte sie, wenn sie in stiller Feier
Ihr weißes Haupt, daß ich es küsse, senkt,
Und dann, wenn sie in eines Lächelns Schleier
Verbirgt was oft sie krank macht, oder kränkt.

Doch nein! — Wollt' Gott mir eine Gnade gönnen,
Verlangt' ich nicht, daß ich ein Raphael sei,
Um aller Welt hinzaubern dann zu können
Der greisen, guten Mutter Conterfei;

Viel lieber möcht' ich Eines mir erflehen:
Daß Sein um Sein ich tauschen dürft' mit ihr,
Und so, verjüngt und frisch, sie neuerstehen
Durch meine Jugendkraft könnt' für und für.

An die Geliebte. *

(Nach Lorenzo Stecchetti.)

Ziehst Du dereinst, wenn milde Lüfte wehen,
Hinaus zum Friedhof, um mein Kreuz zu sehen,
So wirst Du es in einem Winkel finden
Und reiche Blumen werden es umwinden.

Aus meinem Herzen keimten sie, d'rum schmücken
Sollst Du damit Dein Haar, schön zum Entzücken;

Die Lieder sind's an Dich, die ungeschrieben,
Die Liebesworte, die verschwiegen blieben.

* Eines der wenigen durchaus reinen Gedichte dieses sonst mit Vorliebe dem zügellosesten sogenannten „Verismus“ fröhnenden, übrigens unstreitig sehr begabten Dichters.

Des Lebens Sinn.

(Nach Ferdinando Fontana.)

Wenn Alles still und stiller wird hienieden,
Und ich in meinem Kämmerlein das süße
Erlösend freie Ruheglück genieße,
Auf' froh ich aus: Das Leben ist der Frieden.

Forſch' da ich nach, vergessend auf das Heute,
Was aus vergang'nen Tagen die Geschichte
An Thaten großer Menschen uns berichte,
Glaub' ich, daß Leben Ruhm allein bedeute.

Wenn dann, berauscht vom süßesten der Triebe,
Ich schwelgend ruh' im Arme einer Schönen,
Ist's mir, als hört' ich rings um mich ertönen
Das holde Wort: Das Leben ist die Liebe.

Erzählt mir einmal, bebend vor Erregung,
Ein Schiffsmann laut von seinen langen Fahrten
Und von gar vielen Land- und Menschen-Arten,
Klingt es in mir: Das Leben ist Bewegung.

Ein andersmal, wenn ich begeistert schlürfe
Vom Wohl laut eines Verses, einer Note,
Singt im Gemüthe mir ein Himmelsbote,
Daß Poesie nur Leben heißen dürfe.

Laß' der Bewund' rung ich die Bügel schießen
Für die Gebilde hoher Geistesstärke,
Für Kepler's oder Spallanzani's Werke,
Sag ich mir ernst: Das Leben ist das Wissen.

Doch wenn, von öder Einsamkeit umgeben,
Auf kahler Heide wandelnd, wüßt und schaurig,
Ich rings um mich her blick', dann, stumm und traurig,
Denk' ich: das Nichts allein, das ist das Leben!

Du und ich.*

(Fragment nach Francesco Dall' Ongaro.)

Du bist der Morgen-, ich der Abendschein;
An Lebensgrenzen steh'n wir Beide gleich:
Aufsteigend Dein Gestirn, hell, schön und rein,
Umwölkt das meine, sinkend, matt und bleich;
Die Hoffnung Du, die sich der Zukunft weihet,
Ich die Erinnerung einer todtten Zeit.

* Aus dem Gedichte „An Albina“, der letzten Arbeit des 1873 in Neapel verstorbenen Dichters des „Fornaretto“, der „Perla nelle macerie“, u. s. w.

Liebesleben.

(Nach Giuseppe Torre.)

Liebe ist's, die in nächtlicher Stunde
Drängt, empor zu den Sternen zu blicken;
Liebe leitet die Hand, abzupflücken
Von der Rose ein duft'ges Blatt;
Liebe meldet des Wellenspiels Kunde
Aus dem Bache, so sanft und so glatt.

Liebend grüß' ich den Strahl, der mit Schauer
Sich auf Wälder vom Monde senkt nieder;
Lieben muß ich der Nachtigall Lieder,
Deren Sehnsucht das Herz nur versteht;
Liebe flüstert die rührende Trauer
Der Lagunen, — ein Wogengebet.

Alles spricht, Alles athmet mir Liebe:
Jene Lieder, das Blatt und die Welle;
Ueberall winkt das himmlische, helle
Engelsbild, das mein Träumen versüßt;
Ach! ich fühl' es im seligsten Triebe,
Daß das Leben doch Liebe nur ist.

So geht's!

(Nach Riccardo Pitteri.)

Es lacht der Lenz. Die Rose,
An Schönheit reich und Duft,
In holdem Wortgehoje
Zum Bienenchen lodend ruft:

Oh, komm! Der Liebe Wonnen,
Sie sollen werden Dein;
Darfst endlos d'ran Dich sonnen,
Mein Herz ist treu und rein.

Das Bienenchen kommt. Im süßen
Geheimniß ihrer Brust
Schwelgt es an Honigküssen,
Schlürft es der Liebe Lust.

Da sucht, nach vollem Brassen,
Es and're Blumen auf;
Die Rose stirbt verlassen —
Das ist der Dinge Lauf!

Cruch-Nachtigall.*

(Nach Nicomede Schiller.)

Ihr neuen Dichter, die Ihr stets nur wieder
 Verbuhltes und Verderbtes wißt zu bringen,
 Die Ihr nur Pnyren, nur entblößte Glieder
 Und rohen Sinnentausch pflegt zu besingen,

Rafft Euch doch einmal auf, daß Euere Vieder
 Zuwenden sich gewichtigeren Dingen,
 So, dem Martyrium der enterbten Brüder,
 Die hoffnungslos im Kampf des Daseins ringen.

Ermannt Euch! Schleudert Eurer Reime Pfeile
 In's Antlitz jener Brut, die gottvergessen
 Das Listige nur fördert und das Feile.

Seht Ihr denn nicht, wie durch des Schmutzes Gasse
 Sich nackt und hungernd schleppt das Volk, indessen
 Der Schlemmer breit sich macht in der Carosse?

* Das einer literarischen Zeitschrift Italiens — vom Jahre 1886 — entnommene Original dieses dort „*Paratra battighera*“ überschriebenen Sonettes eines, meistwärtigerweise, den Familiennamen des deutschen Dichtersführers führenden italienischen Dichters bringt im letzten Verse, an Stelle des hier verzeichneten Wortes „Schlemmer“, von scharf kritischer Anmerkung begleitet, den mit einer großen finanziellen Katastrophe eng verknüpften Namen eines europäisch bekannten Bankiers und Börsen-Speculanten. Die Aenderung wurde vorgenommen, um das Substrat des Gedichtes aus der dumpfen Atmosphäre des Perionell-Verlegenden in die höhere freiere Region des Allgemein-Gültigen zu verlegen.

Die obgleich massive, in ihrer Art elegante Kutsche prunkte mit einem fürstlichen Wappen und Niemand hätte derselben angesehen, daß hinter ihr die schwarze Sorge nachhinkte. Gegen sechs Uhr Abends war das Ziel erreicht; der Wagen rollte durch die damaligen Festungswerke Dresdens und hielt vor dem Hôtel de Bologne in der Schloßgasse; die beiden Passagiere, ein langer und ein kleiner Herr, stiegen aus und begaben sich in die für sie schon bereit gehaltenen Zimmer, wo der erste sich als Fürst Carl Nichnowsky, der andere als W. A. Mozart, „Capellmeister in wirklichen Diensten Seiner k. k. Majestät“, in das Fremdenbuch schrieb.

Ja, die schwarze Sorge war es, welche den unvergleichlichen Meister zu einer Reise drängte; sein farger Gehalt und der geringe Ertrag seiner Compositionen wie seiner Lehrstunden wollten nirgend ausreichen; eine Kunstreise sollte das finanzielle Gleichgewicht einigermaßen herstellen. Da traf es sich denn glücklich, daß sein Gönner und Schüler, der begeisterte Musikfreund Fürst Nichnowsky, ihm das Anerbieten machte, sein Begleiter auf einer Reise über Prag, Dresden und Leipzig nach Berlin zu sein. Doch wie sehr ihm auch auf diese Weise sein Vorhaben erleichtert wurde, konnte er nur mit Mühe die so wesentlich verringerten Reisekosten aufstreiben; um alte Sorgen zu mindern, mußte er sich vorläufig neue aufladen.

Und auch noch andere Besorgnisse schienen sein sonst gern so frohes Herz zu bedrücken. In den Briefen, welche er von Dresden an seine geliebte Constanze schrieb, überschüttete er diese nach gewohnter Weise mit allerhand drolligen Kosenamen: Grüß' Dich Gott, Stanzerl — Grüß' Dich Gott, Spizbub — Krallerballer — Spiznas — Bagatellerl — schluck und druck (Anspielung auf einen scherzhaften Canon Mozart's) u. i. w. Aber mitten durch den fröhlichen Uebermuth eines seiner Briefe schlägt plötzlich ein tiefer, befremdender Ernst in dem Nachjage: „Ich bitte Dich, nicht allein auf Deine und meine Ehre in Deinem Betragen Rücksicht zu nehmen, sondern auch auf den Schein. — Sei nicht böse auf diese Bitte. — Du mußt mich eben deshalb noch mehr lieben, weil ich auf Ehre halte.“

Bermuthlich hatte Constanze sich wiederum gewisse Zugeständnisse an den „freieren und in mancher Hinsicht trivialen Ton des geselligen Verkehrs jener Zeit“ gestattet, welchen sie nicht so ernst nahm, wie der in dieser Beziehung strenge Mozart, der solche Bräuche tactlos, ja unschicklich fand und schon vor seiner Verheirathung einmal ernststen Protest dagegen erhoben hatte.

Wie man sieht, waren es keine ganz angenehmen Eindrücke, unter welchen er Dresden betrat oder die er vielleicht schon mitgebracht hatte. Aus diesem Grunde scheint er auch die musikalischen Verhältnisse des Ortes in einem zu wenig günstigen Lichte aufgefaßt zu haben.

kam daselbst noch nicht in Verwendung, und in jener Hofkirche gab es auch keine Posaunen. Hingegen suchten die Bläser den Ton der Oboe so sehr zu verstärken, daß man eine Trompete zu hören meinte; zugleich aber studirten die Fagottisten diesen Ton der Oboe, um dem gedämpften Tone ihres Instrumentes das Klangreiche der Oboe anzueignen, während die Trompeter bei den Hornisten lernten, um die Schroffheit ihres Instrumentes zu sänstigen.

Der berühmte Hofcapellmeister Naumann in Dresden, welcher den solchergestalt auf das Maßvolle und Gedämpfte gerichteten Charakter des von ihm geleiteten Institutes begünstigte und wahrte, machte in seinen späteren Jahren zur Verwunderung Vieler selbst den Anfang, jene Schranken zu durchbrechen. In seiner Oper „Tutto per amore“ überraschte er durch ein Tutti der Schmiede, wo Ambos und Hämmer den Grundton hielten und alle Schläge und Pausen genau nach dem Tacte abgezirkelt waren.

Mit vielen dieser Dinge war Mozart nicht einverstanden, und nicht bloß erhielt dadurch sein sonst gemäßigtes und gern freundliches Urtheil eine Schärfe, die man an ihm nicht gewöhnt war, sondern er fühlte sich überhaupt anfangs etwas fremd in Dresden, mußte sich erst an Ort und Leute gewöhnen. Er hatte von Haus aus nicht daran gedacht, sich daselbst hören zu lassen, und wich eine Zeit lang wirklich den günstigen Gelegenheiten dazu aus.

Und doch erfreute sich Mozart bereits hoher Verehrung in Dresden. Seine Oper: „Die Entführung aus dem Serail“ war daselbst schon im Herbst 1785 zur Aufführung gekommen, und obwohl man anfangs die Bemerkung machen wollte, daß sie „etwas schwer gesetzt“ sei, gefiel sie doch allgemein und der Beifall steigerte sich mit den Wiederholungen. Die Freundin Mozart's, die beliebte Sängerin Josephine Dušek aus Prag, welche ein Jahr vor ihm nach Dresden gekommen war, wo sie, was Schönheit, Stärke und Silberton des Gesanges betraf, selbst der gefeierten und theuer bezahlten Primadonna Maddalena Allegranti vorgezogen wurde, hatte hier mit Erfolg Propaganda für Mozart gemacht. Denn sie wählte zu den Akademien, welche sie veranstaltete, vorzugsweise Mozart'sche Scenen, und gleichzeitig trugen beliebte Pianisten Mozart'sche Concerte vor.

Solchergehalt war in Dresden schon der Name Mozart allein zu einer Empfehlung geworden, die allen, welche sich auf ihn berufen konnten, einen guten Erfolg sicherte. Dem nachmals berühmten gewordenen, zu jener Zeit elbischen Dummel, welcher kurz vorher sich als Wunderkind in Dresden producirt, begognete schon dasselb großes Vertrauen, weil das Publikum durch eine Anekdotenzeitung erfuhr, daß er ein Schüler Mozart's sei. „Der bekanntlich unter die größten Klavierkünstler bei den Deutschen gehört“.

Au den hohen Kreisen der kaiserlichen Hauptstadt kam man ihm mit großer Aufmerksamkeit entgegen. In dem kaiserlich russischen Gesandten, dem

Doch nicht der eigenen inneren Stimme, welche bei Mozart für den reizenden Verbrecher bat, sondern der beleidigten Liebe überließ er den Urtheilsspruch. Auch nicht der wankelmüthigen Donna Elvira, welche trotz des unritterlichen Muthwillens, den Don Juan mit ihr getrieben, mehr zürnen will, als wirklich zürnt, die noch immer mit der Blindheit der Zärtlichkeit die Spur des Treulosen sucht, der ihr oft ganz nahe ist, nicht ihr, sondern der eisernen Donna Anna, die von Don Juan nicht bloß in ihrem Herzen, nein, auch in ihrer weiblichen Ehre beleidigt worden — wir haben bereits gesehen, mit welcher unererschütterlichen Strenge der sanfte Mozart auch in seinem Hause über Ehre und Anstand der Frauen wacht — überträgt er das Richteramt.

Ihr aber, der Spanierin mit dem glühenden Herzen, welches der düster schöne Schatten eines Don Juan, sei es in Liebe, sei es in Haß, geheimnißvoll durchzuckt hat, erscheint sogar das Grab noch zu leicht, um den Frevler für immer vor ihr zu verbergen, nur die Hölle ist ihr tief genug, um ihn ewig von ihr zu trennen, und dieser allein will sie ihn übergeben.

Doch nicht unter einem wüsten Triumphgeschrei der Hölle, nein, unter den schmerzlichen Klagen seiner Davidharfe, vermengt mit der fürchterlichen Majestät der Accorde des Weltgerichts, so zu sagen unter den höchsten ritterlichen Ehren, begrub Mozart den schönen ewig Verlorenen.

Fern von jeder Rachsucht, glaubte Dora doch in jener idealen Bestrafung eines Treulosen gleichsam auch das Recht ihres Herzens gewahrt, sich in jene Genugthuung eingeschlossen, und um so fester knüpfte sich ihr Seelenbund — denn bei einem solchen blieb es — mit dem Besieger und Rächer der Untreue, mit Mozart.

Welch' ein wundervoller, kostbarer Ring ergänzte sich durch den Eintritt dieses Herrlichen. Zu den zwei Reisen, Goethe und Schiller, welche sich an die edle, blasse Perle Dora gereihet, kam nun noch als würdiger Dritter der große Mozart, mit welchem der köstliche Ring sich jetzt nothwendig schloß, weil kein gleichwerthiger Zuwachs aufzufinden gewesen wäre. —

Dora's kunstreiche Hand beschenkte damals die Nachwelt mit einem sprechend ähnlichen Porträt Mozart's, welches sie mit Silberstift auf Pergament zeichnete.*

Während seines Dresdener Aufenthaltes fand Mozart sich beinahe täglich im Körner'schen Hause ein und da hatte Dora, wie sie später selbst

* Dieses Bildniß kam später in den Besitz eines Kriegsgelährten Theodor Körner's im Bülow'schen Freicorps, des Historikers Friedrich Förster, und durch ihn in den seines Pögelesohnes, des vor zehn Jahren in Berlin verstorbenen Capellmeisters Carl Gottl, welcher 1854—1860 die namliche Stellung in Wien bekleidet hatte, und wurde dann in einer Kunstauktion versteigert. Eine treffliche Nachbildung, 1858 unmittelbar nach dem Originale von dem berühmten Kupferstecher Eduard Wandel († 1882) angefertigt, befindet sich jetzt im Körner-Museum zu Dresden, welches seine Grundung dem rastlosen Sammler des Directors Dr. Emil Seidel verdankt.

Dresden und seine Dresdener Freunde sah Mozart nicht mehr; der Tod, dessen Majestät er erkannte, den er aber, die Sorge für seine Hinterbliebenen ausgenommen, eigentlich niemals gefürchtet hat, weil er, wie er einmal bei ernstem Anlasse sagte, ihn nur als „wahren Endzweck unseres Lebens“, als den „Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit“ ansah, führte ihn anderthalb Jahre später zu dem Quell der Harmonien, aus welchem ihm schon hieniden so Herrliches zu schöpfen vergönnt gewesen war.

Auch Schiller schied frühzeitig, und so war der schöne Ring gesprengt. Dora aber blieb, auch nachdem die Jugend ihr Lebewohl gesagt hatte, der freundliche Genius des Körner'schen Hauses, thätig eingreifend bei jeder Freude wie bei jeder Trauer der Familie. Die Kriegsjahre brachten schwere Drangsale über letztere, doch unter allen Prüfungen und Gefahren stand „Tante Dora“ muthvoll auf der Brezche. Indeß mit schwerem Herzen verließ sie, als ihr Schwager Körner 1815 in den preußischen Staatsdienst trat und nach Berlin übersiedelte, die alte Heimat Dresden, die ihr bei manchem Schmerze doch auch so viele schöne und erhebende Stunden gebracht hatte.

Mit dem alten Freunde Goethe traf sie noch einige Male zusammen. Als dieser im September 1790 auf der Rückreise aus Schlesien eine Woche in Dresden zubrachte, verkehrte er viel mit Körner. Zwei Jahre später begegneten sie einander abermals in Dresden, in welche Stadt Goethe besonders durch die herrliche Gemäldegallerie gelockt wurde, und vier Jahre darauf in Jena. Zum letzten Male sahen sie sich im April 1813 in Dresden, wo Goethe auf der Durchreise nach Tepliz ebenfalls sich mehrmals bei Körner einfand und dann auch auf der Rückreise einige durch den Kriegslärm aufgewühlte stürmische Tage verlebte.

Doppelt werth blieb Goethe für Dora der hohen Begeisterung wegen, die er durch sein ganzes Leben für Mozart und dessen Schöpfungen nährte. Bettina, das vorwitzige „Kind“, vermochte durch ihre gelegentlichen Neckereien die stabileren Ueberzeugungen Goethe's nicht zu erschüttern; ihm erschien, wie er irgendwo sagte, „die Würde der Kunst bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff habe, der abgerechnet werden müßte; sie sei ganz Form und Gehalt und erhöhe und veredle Alles, was sie ausdrücke“.

Vorzugsweise sympathisch war ihm besonders „die Zauberflöte“ und er übertrug diese Liebe sogar auf den Text, dessen Mängel er zwar zugab, jedoch mit der Bemerkung, daß der Autor im hohen Grade die Kunst verstanden habe, zu wirken und große theatralische Effecte herbeizuführen. Und vermöge dieser Ansicht wurde Goethe sogar dahin gebracht, etwa im Jahre 1795 einen „zweiten Theil der Zauberflöte“ zu schreiben, der jedoch Fragment blieb und keinen Tonseker fand.

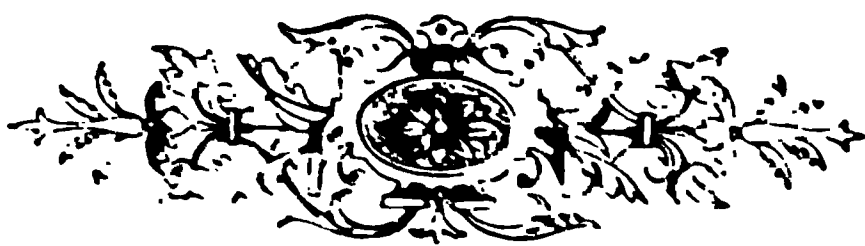
Ja man kann sagen, daß Mozart's Geist ihn bis zu seinen letzten Augenblicken erfüllte. Die Tonsprache dieses Genius fand Goethe so beredt und gestaltvoll, daß er sie auch durch Linien darstellbar glaubte und daher kurz vor seinem Tode einen Zeichner, der sich zugleich auf Musik verlegte, aufforderte: „die Overture zur Zauberflöte auf einem Blättchen in Umrissen zu zeichnen“. Er starb, ehe diese wunderliche Aufgabe zur Ausführung kam. —

Goethe und Dora schlossen in dem nämlichen Jahre, 1832, die Augen und hiemit waren die Ringgenossen alle vom Schauplatz verschwunden. Ihre Gräber liegen weit auseinander.

Schiller und Goethe, die Dichterfürsten, ruhen ihrer würdig in einer Fürstengruft.

Dora, welche so tapfer mit sich selbst gekämpft hat, schlummert in einem Heldengrabe, unter der Eiche bei Wöbbelin, bei ihrem Schwesterjohnne Theodor Körner, welchem dort die Feindeskugel die kühne Brust durchbohrt hatte.

Und Mozart? — Nun, er verschweigt uns sein Grab und wir suchen dasselbe vergeblich. Er, der Sohn des Aethers, will sich frei über die Erde der Friedhöfe emporheben, welche auf andere Schläfer drückt. Wozu auch ein Grab für den, der in so zahllosen Herzen wohnt!



An einer Bahre.

Sen

Adolf Milbrandt.

Bemüh' Dich nicht, Du kannst den Tod nicht fassen.
Begreiffst Du, was dort liegt? So jung, so schön! —
Es „schläft“. O möcht' es schlafen, möcht' erblaffen;
Doch faß' es, wenn Du kannst: Verwehen und Vergeh'n!
So schön, so jung! Der Menschen hold Entzücken,
Und nun berufen, Wärmer zu beglücken!

O Schmach des Todes! — Jungfräuliche Braut
Des Weltverwüsters, laß' im Dämmerchein
Mich noch Dich anschau'n; mich mit Dir allein,
Du noch so reines Bild! Und bald — — Mir graut.
So graute mir in jener Sommernacht,
Die mit des Lebens Räthsel ich durchwacht;
Das Wachen ward zum Traum, der Traum zum Wesen,
Ich hab' im Buch des Tod's ein Blatt gelesen.

Ich sah mich mit der Liebsten; hoch der Saal,
Von Kerzen strahlend; nächtlich üppig Mahl;
Wir Zwei allein. Am blumenduft'gen Tisch
Sie saß mir gegenüber, morgenfrisch
Im Schein der späten Kerzen; roth der Mund,
Die eine Lippe noch vom Kusse wund,
Die Wangen Rosen, Feuer jeder Blick,
Und jedes Wort ein Kuß voll Lieb' und Glück.

Und staunend dacht' ich: Kann ein irdisch' Weib
 So selig machen? ein erschaff'ner Leib
 So göttlich blühen? ein Menschenangesicht
 So himmlisch lächeln, wenn's von Liebe spricht? —
 Nur Ein's verwundert mich: es bleibt nicht so.
 Es schmalt und engt sich. Die so lichterloh
 Noch eben glühten, seine Roien schwinden:
 Die Locken sich um hohle Schläfen winden:
 Die Augen sinken ein. Die Lippe flieht,
 Daß man beim Lächeln alle Zähne sieht.
 Allmächt'ger Gott! Was stiert sie so mich an?
 Was ist gesch'h'n, daß sie nicht lachen kann?
 Was winkt die dürre Hand? Sie hebt den Arm,
 Mir zuzutrinken: daß sich Gott erbarm'!
 Nur Knochen heben sich! Es grinst und nickt;
 Das ist kein Antlitz mehr! Wo bleibst Du? Weib,
 Glück, Liebe, Wonne! Aus den Höhlen blickt
 Kein Aug' mehr, nur die Nacht: der Götterleib
 Ein Beingerippe . . . Weh' mir! Bin ich toll?
 Vom Wein betrunken? allen Wahnsinns voll?
 Auch das Gerippe schwindet; wie der Duft
 Und Rauch der Kerzen löst es sich in Luft,
 Zerflattert meinem Aug', zergeht wie Schaum,
 Entflieht mir spurlos wie ein Morgentraum . . .
 Halt ein! Wo bist Du? — — Fort!

Und nieder schlug

Vom Stuhl ich, der mich Schwankenden nicht trug,
 Lag auf dem Estrich, kalt, vom Grau'n geschüttelt,
 Und sank — so schien's — in ewige Nacht.

Was rüttelt

So sanft mich wieder wach? Was zuckt und zieht
 An meinem Herzen? Wunderlich Gefühl:
 Ich bin allein, bin's nicht! Das Grauen flieht,
 Ein Faden hält mein Herz — so geistig kühl —
 Ach, nicht ein Faden: nur ein Schatten, nur
 Ein Hauch, ein Ahnen, eines Geistes Spur;
 Doch in die Ferne führt's — zu Ihr! — Wohin?
 Zu andern Sternen? In die Schattenwelt?
 In licht're Sphären, Götterglanz-erbellt?
 So wahr ich selber noch lebendig bin,
 Sie lebt noch irgendwo? Die hier, vor mir,
 Grau'nvoll verwehend hinschwand, grüßt von fern,
 Aus neuem Leben? Und wie Stern zu Stern
 Im Weltenbau, so zieht mich's hin zu ihr?
 Nicht ganz verloren? An zukünft'gem Tag
 Fliegt Seel' zu Seele? Du Magnet! Du sag'!

Bist Du's? Ich seh' Dich wieder? irgendwo?
Nach meinem eig'nen Sterben?

Sterben! sprach
Im Saal das Echo nach.

Wohl! Sei es so!
Ja, laß' mich sterben; jetzt! Dir will ich nach!
So nimm' mich, Zaub'rer Tod! In diesem Trank
Laß' mich mein Ende trinken!

Und ich sank,
Den Becher leerend; sank, vom Sterben schwer — —
Und bin erwacht. Und Tag war um mich her.
Im Sterben starb mein Traum. Dies alles Traum!
Sie lebt! Noch hier, und nicht im Weltenraum.
Glück, Unglück, Alles war noch wie's gewesen,
Ich hatt' im Buch des Todes nur gelesen.

Nun les' ich's wieder, schönes, junges Bild,
An deiner Bahre hier. Du liegst so still;
Und wirst vergeh'n! Und dann? — — Die Frage stillt
Kein Wort von drüben. — Wohl! Wie Er es will,
Die wir der Schein nur sind zu Seinem Wesen.



Bum Bilde

des Kronprinzen Rudolph von Oesterreich 1874.*

Von

Ludwig August Frankl.

Sei uns gegrüßt im Bilde,
Wie ist noch weich und milde
Dem blühend Angesicht;
Sanft glänzen Deine Blicke,
Noch stören Weltgeschicke
Der Jugend Frohmuth nicht.

Wir hören von Dir sagen,
Wie gern aus alten Tagen
Du lernst der Zukunft Loß;
Der Kunst, des Wissens Blüthe
Einathmend im Gemüthe,
Ahnst Du, was schön und groß.

Du wirst sie nicht vernehmen,
Die gern um Diademen
Als Schmeichelftimmen weh'n.
Mohnblumen duften gerne,
Einschläfernd rothe Sterne,
Wo gold'ne Aehren steh'n.

* Der Kronprinz Rudolph war 16 Jahre alt, als sein Bild mit Genehmigung Sr. Majestät des kaiserlichen Vaters, zum ersten Male veröffentlicht wurde. Ludwig August Frankl wurde eingeladen, ein Gedicht zu dem Bilde zu verfassen, das wir hier als wehmüthige Melancolie, die in den „Gesammelten poetischen Werken“ des Dichters nicht enthalten ist, mitzutheilen in der Lage sind. Die Redaction

Schlürf' aus der Weisheit Bronnen,
 Bis einst — nach späten Sonnen, —
 Von treuer Vaterhand
 Wird dem geliebten Sohne
 Vererbt die heil'ge Krone,
 Das schöne Vaterland:

Ein Eden ist's, umschlossen
 Von Meer und Bergkloffen,
 An allen Gütern reich;
 Auf diesem Erdenplane,
 Vererbt von Ahn zu Ahne,
 Welch' Land kommt Deinem gleich?

Und Allen, die d'rauf wohnen,
 Vom Meer zu Alpenzonen,
 An Sitte, Laut und Brauch,
 In Treue nicht verschieden,
 Wahrst Ihnen Du den Frieden,
 Dir selbst im Herzen auch.

Doch wenn von fern, zu Stürmen,
 Sich Wolken finster thürmen,
 Und d'raus der Blitzstrahl zückt;
 Dann fasse nach dem Schwerte,
 Wie Dich's Dein Ahnherr lehrte,
 Deß' Name stolz Dich schmückt.

Zu seines Reiches Wohle,
 Er wählte zum Symbole
 Ein friedlich tapf'res Bild:
 Ein blankes Schwert, geschwungen,
 Von Palmenlaub umschlungen,
 Den Spruch: „Wähl', was Du wilt!“

Du wirst die Stimmen hören
 Von Deinen Völkerhören,
 Der Besten weisen Rath.
 Macht geht, allein, zu Grunde,
 Mit Genien nur im Bunde
 Gedeiht die höchste That.

Dann schnellst Du rasch, durchbringend
 Und nie zurück sich schwingend,
 Des Wortes gold'nen Pfeil —
 Und Recht und Freiheit werden,
 Das gold'ne Bließ auf Erden,
 Dann Deinem Volk zu theil.

So, wenn nach späten Jahren,
Verklärt von weißen Haaren,
Dein Bild sich wieder zeigt,
Wird Segen es umfosen,
Wird's von der Liebe Rosen,
Von Palmen fein umzweigt.

Und in der Nachwelt Tagen
Wird singen dann und sagen,
Von Dir der Dichter Mund:
Vom Adlerstamm ein Sprosse,
War er des Lichts Genosse,
Mit Gott dem Herrn im Bund!



Uebung und Pflege aller Tugenden daraus zu erretten und aus der Sklaverei der Unterdrückten zu befreien, bilden den Inhalt des breit angelegten Buches.

Die Mittel, wodurch die Befreiung eines unterdrückten Volkes aus den Fesseln übermächtiger Nachbarn erfolgen müsse, sind darin mit einer Wärme, Kraft und Ueberzeugung geschildert, daß sie auch auf ruhig denkende Menschen nicht wirkungslos bleiben können, obwohl man nicht unschwer erkennt, daß ihre Grundlage nicht in Erfahrung, sondern in der lebhaften Phantasie eines für Wahrheit und Recht, für alles Gute und Edle begeisterten Jünglings wurzelt. Dya-Na-Sore hatte einen großen Erfolg, machte berechtigtes Aufsehen und in dem Maße mehr, als die Franzosen durch die Kriege in der großen Revolutionszeit die Oberhand über Oesterreich, Deutschland und Italien bekamen. Die Aehnlichkeit der wirklichen Zustände Europas mit jenen, die in diesem Buche angeführt wurden, ward immer größer und dieses gewann daher an Werth, Bedeutung und Verbreitung. Im Jahre 1800 erschien von diesem merkwürdigen Buche bereits eine zweite Auflage, immer noch ohne Namen des Verfassers, obwohl es überall eine beifällige Aufnahme fand und ein norddeutscher Gelehrter Dya-Na-Sore neben der Bibel und Homer an die Spitze aller Bücher stellte. Eifrige Nachforschungen entschleierten endlich den Verfasser. Als er das Werk geschrieben, das übrigens von einem Freunde aus aphoristischer Form zusammengestellt und veröffentlicht worden sein soll, war er österreichischer Artillerie-Officier, Wilhelm Friedrich von Meyern nannte er sich.

In oder bei Anspach wurde er 1762 als Sohn eines Staatsbeamten oder Gutbesizers geboren.* Ein mißgestalteter Hofmeister verbitterte seine erste Jugend. Entschädigt wurde er dafür, als er in die Erziehung eines Landgeistlichen Esper kam, der ihm eine große Freude zu Gottes herrlicher Natur und zu den naturwissenschaftlichen Studien einflößte, darüber aber die Bildung seines Herzens und Gemüths nicht vergaß und so den Grund zu dem edlen Wirken seines ihm in Liebe und Treue ergebenden Jünglings legte. In Altorf und wohl auch in Erlangen studirte Meyern die Rechte und nebenbei Mathematik, Sprachen, Geographie und Geschichte. Er stärkte sich in Willenskraft, Entsagung und Entbehrungen, härtete seinen Körper auf jede denkbare Weise ab und war bestrebt, männliche Kraft und Geistesgegenwart in entscheidenden Augenblicken zu bethätigen.

So an Geist und Körper wohl ausgebildet und gegen körperliche Anstrengungen gestählt, strebte er die Aufnahme in den englischen Seedienst an. Sie gelang ihm nicht. Er faßte nun den Plan, sich jenseits des atlantischen

* So lauten alle niedrigen Angaben über Meyern's Geburtsort. Nach der im Reichs-Kriegs-Ministerium erliegenden Conjectur wäre nicht wurde er jedoch um das Jahr 1760 in Anspach geboren.

Ruhmes verschiedenen Feldherrn nach Prag. Später zur Militärcommission des deutschen Bundes nach Frankfurt am Main und seit 1825 beim General-Major Freiherrn von Langenau, dem Bevollmächtigten bei dieser Commission, eingetheilt, verbrachte er dort die letzten Jahre seines vielbewegten Lebens und starb daselbst am 13. Mai 1829. Die letzten Ehren wurden ihm beim Begräbniß durch seine österreichischen Kameraden erwiesen. Er wurde am 15. Mai in Mainz beerdigt.

Mit ihm wurde einer jener wenigen Männer zu Grabe getragen, die durch ihre rastlose, zielbewußte Thätigkeit zuerst die Volksbewaffnung gegen die siegreichen Franzosen als das einzige Mittel eronnen und angebahnt haben, um den corsischen Löwen niederzuwerfen. Mehr aber als gleichstrebende Gesinnungsgeossen wirkte er durch die Dya-Na-Sore auf die österreichische und deutsche Jugend ein, und dieses Buch, so wenig Meyern in späterer Zeit davon reden wollte, und so gering es durch das gegenwärtige Geschlecht geachtet wird, entzündete doch mächtig die Vaterlandsliebe und den Haß gegen die Unterdrücker Europas und gab selbst dem Vater Jahn nach dessen eigenem Geständnisse die erste Anregung zur größern Pflege des Turnens.

Meyern verdient aber nicht allein als denkender, verdienter Soldat und Schriftsteller, sondern auch als Mensch die vollste Werthschätzung, für die nicht allein Dya-Na-Sore, sondern auch seine, die Hauptzweige des menschlichen Wissens umfassenden hinterlassenen Schriften den richtigsten Maßstab bilden. Sind doch alle seine Gedanken und Werke nur dem wahrhaft Edlen, der Fortbildung der Menschheit und der Pflege alles Guten gewidmet.

Meyern war darin selbst das beste Beispiel. Schlicht in seinem Wesen, bescheiden und anspruchslos im höchsten Grade, deshalb die Veröffentlichung seiner Schriften bei seinen Lebzeiten vermeidend; Ehren und Anerkennungen nie suchend und selbst ablehnend dagegen, so daß seine äußerlich nicht bedeutende militärische Stellung nur ihm selbst und seinem Widerstande gegen Uebertragung höherer Posten zugeschrieben werden muß; den Werth des Geldes gar nicht achtend und so gleichgiltig gegen dasselbe, daß er selbst den Verlust seines gesammten Vermögens von 40.000 fl. bei dem Sturze des Wiener Bankhauses Fries klaglos ertrug, führte er bei fast ausschließlich starker Pflanzenkost und bei Versagung jeder Bequemlichkeit für seinen Körper das anspruchsloseste, sorgloseste Leben und wendete seine Ersparnisse den Armen und wohlthätigen Zwecken zu. Ein einfaches Strohlager am Boden, ein einziges, in der allerbescheidensten Weise eingerichtetes Zimmer und die schlichteste Kleidung genügten diesem neuen Diogenes, der viele der besten Männer unseres Reiches zu seinen nächsten Freunden und Gönnern zählte, dessen Geist sich an die höchsten Aufgaben des menschlichen Lebens

heranwagte, und der in seinen, von Baron Feuchtersleben mühe- und liebevoll gesammelten, 1840—1842 herausgegebenen, acht Bände umfassenden Schriften über die verschiedensten Stoffe des Wissens und der Künste eine solche Fülle von Gedanken entwickelte, daß daraus eine größere Zahl geistreicher Bücher geschaffen werden könnte.

Meyern's Charakter war ein goldener und er war ein gläubiger und überzeugungstreuer Protestant, der als treuester Freund, als vorzüglicher Kamerad galt. Sein fast täglich sich vermehrendes Wissen erstreckte sich auf mannigfache Gebiete, insbesondere auch auf jenem der Kunst, der er mit größter Vorliebe durch sein ganzes Leben huldigte; Meyern war auch ein vorzüglicher Botaniker, der den Park der Fürstin Paar in Hütteldorf anlegte und jenen der Fürstin Schwarzenberg in Worlik verbesserte und er hat selbst auf die Ausführung mancher größerer Bauwerke bestimmenden Einfluß geübt. Damit dürfte dieser hervorragende Mann in seinem Wesen und seiner Thätigkeit wenigstens derart genügend geschildert sein, daß dessen allgemeine, redlich verdiente Würdigung ermöglicht ist, die ihm durch Barnhagen's Denkwürdigkeiten, Theodor Mundt's Dioskuren, Lenz's Europa und Profesch's „Kleine Schriften“ schriftstellerisch in anerkennendster Weise so zu Theil geworden ist, daß dessen Andenken selbst dann nicht aus der vaterländischen Geschichte verschwinden kann, wenn auch seine für eine frühere Zeit bestimmten Schriften jene Anziehungskraft einbüßen würden, welche die von einem mächtigen Geiste belebten literarischen Erzeugnisse auf denkende Männer aller Zeiten schon darum ausüben sollten, weil man nur aus solchen ein richtiges Urtheil über jene Epoche schöpfen kann, in der sie niedergeschrieben wurden.

Gedichte

VON

Guido Stricker v. Kähek.

Am grünen See.

Nach langen Jahren sehe ich dich wieder,
Du grüner See in stiller Einsamkeit!
Der Waldesruhe scheinst du geweiht:
Die Bergeshöhen schauen auf dich nieder,

Als fänden sie in dir die trauten Lieder,
An denen sich das Menschenherz erfreut:
Bewundernd schauen sie dein grünes Kleid,
In dem dir gleicht keiner deiner Brüder.

Dein Wasser glänzt in Abendsonnengluthen,
Die Berge, die im Halbkreis dich umstehen,
Sie spiegeln sich in deinen grünen Fluthen:
Dich schauend, war es, was in mir sich barg,
Ein mächtig Sehnen: drum auf Wiedersehen,
Du lieblich Kind der grünen Steiermark!

Klage im Sommer 1888.

Kein Zweifel, daß der Süden ferne liegt,
Es heißet ja im Süden allermwegen,
Daß, wenn beim Vollmond man bedroht vom Regen,
Der Vollmond, Wolken zehrend, endlich siegt.

Ganz anders ist es hier zur Vollmondszeit,
Der Vollmond will hier keine Wolken zehren,
Trog Vollmond sich die Wolken stetig mehren
Und gegen Regen ist man nicht gefeit.

Godtschmah.

Du schaust auf Berg und Thal schon manch Jahrtausend,
 Ahnst, wie vom Berg das Wasser niederbrausend
 Stürzt, — schauest, wie die Sonne in ihm spielt:
 Doch, wenn der Nebel dir das Thal verhüllt,

Wird alles dir zu weiten Meeresflächen,
 Die Bergeßspitzen, Inseln gleich, durchbrechen;
 Dem Allen siehst du manch Jahrtausend zu
 In stillem Ernste, in erhabner Ruh'.

Besonnt schaust du tief unten das Erwachen,
 Der Berge Schimmern und der Fluren Lachen,
 Du schaust den Segen, den da bringt das Licht:
 Doch schaust du auch, wenn sich die Wolken, dicht

Weit über Berg und Thal in Wucht entleeren,
 Wie schwer des Schadens sich die Menschen wehren:
 Dem Allen siehst du manch Jahrtausend zu
 In stillem Ernste, in erhabner Ruh'.

Der blinde Kaiserjäger.

Ich kannte einstens einen blinden Mann,
 Man sah mit Gleichmuth ihn sein Schickhal tragen,
 Er lebte heitern Sinnes Tag für Tag
 Und Niemand hörte jemals ihn beklagen.

Daß er der Heimat Berge nimmer sah,
 Daß Alles, was das Auge froh erquicket,
 Ihm, wie erstorben sei und unbekannt, —
 Daß es unnennbar gar sein Herz bedrücket,

Wenn er all jene, die ihm lieb und werth,
 Zwar hört, doch ihren Anblick, ach! muß missen, —
 Wenn Alles er, was Herz und Auge freut,
 Ob seiner Augen Nacht nicht kann genießen.

Solch Klagen blieb dem armen Manne fremd,
 Mir schien, da nie Betrübniß ihn umfängen,
 Er wohl ein Mann sehr wunderbaren Sinns,
 Drum frug ich ihn dereinst, nicht ohne Wangen.

Wie es bei seiner Blindheit ihm gelang,
 Da er so großes Unglück doch erfahren.
 Sich Freude an der Welt, die ihn umgibt,
 Und heitern Sinn und Würde zu bewahren?

Da sagt der Blinde einfach, schlicht zu mir:
 Wie das gekommen, will ich euch erzählen;
 Daß ich all' jene, die mir werth und lieb,
 Nicht sehe, das, ich will es nicht verhehlen,

Hat manchmal manchen Schmerz mir schon gebracht,
 Doch weiß ich, daß mich alle herzlich lieben, —
 Ein geistig Band ist es, das uns vereint,
 Darum kann gar nichts unsre Liebe trüben.

Die Heimat, der ich innig zugethan,
 Ich kenne sie aus meinen Jugendzeiten:
 Das Schöne, so sie meiner Jugend bot,
 Tönt fort volltönend in den Herzenssaiten. —

Und wenn ihr fragt, warum ich heitern Sinns,
 Obwohl mein Blick mit ew'ger Nacht umgeben,
 So gibt die allerbeste Antwort euch
 Das Einst, das Jetzt und wohl mein ganzes Leben.

Das Einst gehöret an gar langer Zeit; —
 Des Kaisers Ruf ging durch die Lande,
 Als Mailand und Venedig sich erhob;
 Da weihte ich mich dem Soldatenstande.

Radetzky führte uns von Sieg zu Sieg;
 Mir ward die Brust mit goldnem Ehrenzeichen
 Geziert, ich trug es mit Soldatenstolz:
 Im Kampfe fiel gar mancher meines Gleichen,

Doch blieb durch Gottes Schutz ich unverfehrt
 Bis bei Novarra, wo wir mächtig waren
 Und voll der besten Siegeszuversicht
 Uns muthig warfen auf des Feindes Schaaren,

Mir eine Kugel raubt das Augenlicht;
 Sie trugen mich hinaus aus dem Gefechte,
 Doch mich beseelte nur der eine Wunsch,
 Daß dieser Tag uns Sieg und Ruhm noch brächte!

Er hat uns Sieg, er hat uns Ruhm gebracht! —
 Als Invalid muß' ich dann heimwärts wandern. —
 Und nun zum Jetzt: es hat mich nie gereut,
 Daß ich zur Jugendzeit, gleich vielen andern

Ein Kaiserjäger ward, wie sich's gebührt.
 Wenn auch mein Auge ward des Feindes Beute, —
 Tönt fort aus meinem tiefsten Herzensgrund,
 Wie damals noch derselbe Ruf auch heute;

Er heisset: „Für den Kaiser! Für sein Land!“
Was ich geopfert, es geschah mit Freuden;
Weil es dem Kaiser galt und Oesterreich,
Blieb fremd mir jede Klage, fremd das Leiden.

Wer treu zum Kaiser hält und seinem Reich,
Wer muthig für ihn eingesetzt sein Leben,
Der würde, nicht sein Augenlicht allein,
Sein ganzes Leben freudig für ihn geben.

So sprach der schlichte blinde Mann zu mir:
Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren;
Den Mann, der so sein großes Unglück trägt,
Den muß man warm und liebevoll verehren!



Da ich Benno Kielmann nicht mehr beruflich zu besuchen hatte, sprach ich erst am zweitnächsten Tage für einen Augenblick bei der Gräfin vor. Ich war nicht wenig erstaunt, ein paar geschlossene Koffer im Hausgang zu finden und die alte Kammerfrau mit den verschiedensten Dingen schwer belastet die Treppe herabkommen zu sehen. Als ich in's Wohnzimmer trat, fand ich die Gräfin verstört daselbst. Sie stürzte auf mich zu und brach in heftiges Schluchzen aus, das sie am Sprechen hinderte. Mühsam stieß sie allmählig hervor:

„Es wird sein Tod — — — sein Tod sein! Diese herzlose Kofette. So mit seinem Glück und Leben zu spielen! — — Sie sind alle perfid und herzlos! Es ist unfassbar — — was will diese kleine Person, an der doch wahrlich nichts ist, wenn mein Benno ihr nicht genügt? O, er überlebt es nicht — — sicher nicht! Gott danken hätte sie müssen von einem Manne geliebt zu werden, wie sie sicher keinen zweiten finden wird ihr Leben lang, diese steife, kalte Miß Windham! Wer ist sie denn, daß sie einem Kielmann einen Korb gibt? — — Man braucht sie nur anzusehen, um zu wissen, daß sie ein exaltirtes, gemüthloses, gefallsüchtiges Mädchen ist! — — Doch stille, ich höre meinen Benno kommen und er duldet kein Wort gegen sie, betet das herzlose Geschöpf immer noch an und findet es ganz natürlich, daß sie ihn zurückgewiesen, da er ihrer ja gar lange nicht würdig sei!“

Die Gräfin unterdrückte tapfer ein erneuertes Schluchzen und trocknete sich ängstlich rasch die Augen.

Ich hatte Benno Kielmann in seiner echt jugendlichen Frische und Männlichkeit recht lieb gewonnen während unseres Verkehrs, nun aber lernte ich ihn schätzen. Bleich und mit einem Gesichtsausdruck, der den Schmerz in seinem Innern verrieth, doch mit ruhiger männlicher Haltung trat er in's Zimmer. Seine Aufrichtigkeit und der tüchtige Kern seines Wesens offenbarte sich in seinem Thun. Die Mutter murmelte etwas von plötzlich eingetroffenen Familiennachrichten als Vorwand für die Abreise, dem Sohne jeden Hinweis auf das peinliche Ereigniß zu ersparen. Benno aber sagte, mir die Hand bietend, in schmerzgepreßtem, doch aber festem Tone:

„Es hat mich ein großes Unglück getroffen, Doctor. Ich hatte gehofft, mir Miß Windham zur Gattin gewinnen zu können; sie hat mich zurückgewiesen. Wohl wußte ich, daß sie zu gut für mich und ich ihrer nicht werth sei. Sie ist ein Engel — —“

„Ein Engel! Sie hat kein Herz, sonst wäre es unmöglich — —“ überströmte das übervolle Mutterherz der Gräfin. Rasch und beinahe streng unterbrach sie Benno:

„Kein Wort in diesem Sinne. Das edle Mädchen, das mit Hintansetzung so vieler Rücksichten, deren andere kleinlich angelegte Gemüther nie-

„Wenn, gleich einem Wurm, der Hunger	Da schellt der König dem Diener,
„Die Seele fast benagt	„Dem Spielmann dort reiche dies Gold,
„Und hoffnungslos im Busen	„Und wenn er wieder singet,
„Das bebende Herz verzagt!	„Dann bringe ihm neuen Gold,

„Doch, die ihr im Ueberfluß schwelget,	„Es ist doch süßer zu mildern,
„Ihr kennt nicht unsere Pein!	„Als selber zu fühlen solch Leid!
„Wie balsamsüß duftet die Wonne,	„Ja, ja, im Dasein des Königs
„Ein mächtiger Herrscher zu sein!“	„Gibt's auch eine Seligkeit!“

Eine Lebensregel.

Leicht das Ungemach ertragen,	Selbst wenn dir, vor Qual vernichtet,
Leicht dem Freudenfranz entsagen,	Nirgend's sich das Dunkel lichtet,
Daran such' dich zu gewöhnen.	Lausche sacht' der Weisheit Mahnen,
Der, den Klagen nicht erreichen,	Und du wirst dein Leid verwinden,
Eitle Wünsche nicht beschleichen,	Und verwirklicht wirst du finden
Bählet zu des Glückes Söhnen.	Deiner Seele hoffend Ahnen.

Glück.

Mein süßes Kind mit runden Rosenwangen,
 Die klare Stirn von Lockengold umfassen,
 Das blaue Aug' so unschuldvoll erschlossen,
 Vom Linnenschnee der Wiege leicht umflossen,
 Bist Du wohl glücklich? — Ach, ich sage: Nein,
 Denn Glück, das will als Glück empfunden sein.

Wenn Duft und Dorn der Lieb' du überwunden,
 Wenn Lust und Leid das Gleichgewicht gefunden,
 Wenn wetterbraun die Stirn', die Brust gestählet,
 Erreichbares des Herzens Drang erwählet,
 Dann, holdes Kind, dann sag' ich nicht mehr: Nein,
 Dann kann das Glück als Glück empfunden sein.



fürchtete, Mutter würde darüber recht böse sein und trat zaghaft ein. Da saß ein ältlicher Herr in der Nische des Dachfensters. Er hatte einen großen Bart, helle blaue Augen, und in der Hand hielt er, was mir an ihm das Auffallendste einen Krückstock mit schwerem goldenem Kopf. — „Das ist sie“, hieß es. Ich merkte, daß er auf mich gewartet hatte und starrte ihm neugierig in's Gesicht. Das volle Licht fiel auf ihn. Er sah mich wohlwollend an und mit gespannter Aufmerksamkeit wie etwas, auf das man Hoffnungen setzt.

Es ist doch märchenhaft: manche Eindrücke aus meiner frühesten Jugendzeit stehen so lebendig vor mir, als hätte ich sie gestern empfangen. Wie oft begegne ich jetzt Menschen, die mich erinnern, daß ich vor zehn Jahren mit ihnen verkehrt habe oder ihnen Liebes erwiesen: spurlos verschwunden sind sie aus meinem Gedächtniß. Und Erlebnisse aus allerfrühester Kindheit, die könnte ich bis auf's Kleinste beschreiben. Der alte Herr also mit dem langen Barte und den großen, leuchtenden blauen Augen war sehr zufrieden mit jener ersten Prüfung des kleinen Mädchens. Ich mußte auf seinen Wunsch einen „betenden Knaben“ darstellen, ein sehr verbreitetes Oeldruckbild nachahmend, das an der Wand hing. Hierauf hieß es: „Und nun sei 'mal eine Königin!“ — Sofort waren die gefalteten Hände weg vom Gesicht, die eine legte ich auf den Tisch, die andere ließ ich hängen und die Augen lenkte ich vom Himmel zur Erde, als ob ich einen meiner Höflinge erwartete, der kommen sollte. Dann mußte ich diesen imaginären Höfling abwechselnd gnädig, ungnädig, drohend, lächelnd, zürnend anblicken, schließlich entließ ich ihn mit einer hoheitsvollen Handbewegung.

Während ich dieses schreibe, sehe ich nicht nur die Wohnung in Reichel's Garten vor mir, — nein: Papa Baudius, meine Mutter, das Dachzimmer mit dem großen Fenster, Alles steht vor mir. Ich höre noch, wie er sagt, er wolle wiederkommen, wolle mit mir lernen. Ueber seine goldene Brille hinweg schaute er mich dabei so durchdringend an; ich fühlte den Blick noch, als er schon draußen war und das regelmäßige Aufstoßen seines Krückstockes an mein Ohr schlug.

Und nun begann eine sonderbare Zeit. Immer häufiger kam der alte Herr, dann täglich. Ich muß damals in eine Art Kleinkinderschule gegangen sein, ich war noch nicht sieben Jahre alt. — Er fragte mich einmal, was ich jetzt lernte. Ich sagte ihm das „Vaterunser“ von Mählmann auf: „Du hast Deine Säulen Dir aufgebaut zc.“ — Er lehrte mich's „mit Verstand“ sprechen, wie er sich ausdrückte. Ich mußte ihm in Prosa sagen, was damit gemeint sei. Und immer und immer wieder hieß es: „Verstehst Du auch, was Du sagst? Verstehst Du auch, was Du liest?“ — und er bestand darauf, daß ich ihm alle Verse, bevor ich sie auswendig lernte, in schlichte Prosa übersezte. So konnte ich nichts mechanisch nachplappern.

und seinen knarrenden Stiefeln weithin hörbar war. Daß er mir, bevor er ging, liebevoll über's Haar strich und ein gerührtes: „Om, das Kind!“ hören ließ, — — das ahnte wohl Niemand. Ich selbst wagte nicht, ihm zu gestehen, daß ich's wußte. Am andern Morgen sagte er ganz kühl: er habe inspicirt, ob das Kind auch seine Ordnung habe, denn sein „Feldherrnblick“ müsse ja überall sein. — Er liebte es, sich mit Napoleon I. zu vergleichen, für den er glühende Bewunderung hegte.* Ueberhaupt, dieser Mann war von einer Begeisterungsfähigkeit! Wenn er mir die Größen des Burgtheaters in ihrer Eigenart beschrieb, wenn er von der tragischen Gewalt eines Anschütz, von der bezaubernden Lieblichkeit einer Amalia Haizinger, von dem edlen Wesen, der bezwingenden Majestät der großen Julie Kettich sprach, wenn er mir ganze Scenen vorspielte, die ihn einst entzückt hatten: wahrhaftig, wäre dieser Mann auch kein so guter Schauspieler, kein so trefflicher Lehrer gewesen, einen Besseren als ihn hätte mir ein gütiges Geschick doch nicht senden können. Denn was unterscheidet den höheren Menschen vom Spießbürger, was unterscheidet den Künstler vom Komödianten? Die Begeisterungsfähigkeit, jener „holde Wahnsinn“, mit dem der Phantasiemensch in wonnevollen Schmerzen lebt. — — Die Leiden und Seligkeiten aller jugendlichen Gestalten, die Vater Baudius seinen Schülern einstudirte, sie brachten zuerst in seine Augen die hellen Thränen. In späteren Jahren, als er kränklich wurde, da saß er bei Beginn einer Unterrichtsstunde fröstelnd da, und immer fester wickelte er sich ein in zahllose Hüllen. Und mit logischer Schärfe und kühlem Verstande sprach er die Stichworte. Sobald aber die Pulse der Leidenschaft zu vibriren begannen, sobald die Scene anfing, ihn fortzureißen, da wurde aus dem alten leidenden Manne ein feuriger Jüngling, und im Nu waren alle die Hüllen fortgeschleudert, und er spielte — nein, er lebte die Maria Stuart, den Carlos, — er war in einem seligen Rausche von Kunst

* * *

Und nun, gute Nacht für heute, Vater Baudius!

Wie oft sagtest Du mir: „Was die Menschen von mir denken, das gilt mir gleich; mein Leben hat nur noch einen Zweck: ich will Dich zu einer Künstlerin machen.“ Und kein Opfer an Zeit, Kraft, Gesundheit, Vermögen war Dir zu groß. Ja, Du warst ein wahrer Künstler und ein edler Mensch! Dein Andenken sei gesegnet!

* Er hatte auch ein Drama verfaßt: „Napoleon's Glück und Ende“, und mit der Verkörperung Napoleon's eine seiner bedeutendsten schauspielerischen Schöpfungen geboten. H. H. H.

und seinen knarrenden Stiefeln weithin hörbar war. Daß er mir, bevor er ging, liebevoll über's Haar strich und ein gerührtes: „Hm, das Kind!“ hören ließ, — — das ahnte wohl Niemand. Ich selbst wagte nicht, ihm zu gestehen, daß ich's wußte. Am andern Morgen sagte er ganz kühl: er habe inspicirt, ob das Kind auch seine Ordnung habe, denn sein „Feldherrnblick“ müsse ja überall sein. — Er liebte es, sich mit Napoleon I. zu vergleichen, für den er glühende Bewunderung hegte.* Ueberhaupt, dieser Mann war von einer Begeisterungsfähigkeit! Wenn er mir die Größen des Burgtheaters in ihrer Eigenart beschrieb, wenn er von der tragischen Gewalt eines Anschütz, von der bezaubernden Lieblichkeit einer Amalia Haizinger, von dem edlen Wesen, der bezwingenden Majestät der großen Julie Kettich sprach, wenn er mir ganze Scenen vorspielte, die ihn einst entzückt hatten: wahrhaftig, wäre dieser Mann auch kein so guter Schauspieler, kein so trefflicher Lehrer gewesen, einen Besseren als ihn hätte mir ein gütiges Geschick doch nicht senden können. Denn was unterscheidet den höheren Menschen vom Spießbürger, was unterscheidet den Künstler vom Komödianten? Die Begeisterungsfähigkeit, jener „holde Wahnsinn“, mit dem der Phantasiemensch in wonnevollen Schmerzen lebt. — — Die Leiden und Seligkeiten aller jugendlichen Gestalten, die Vater Baudius seinen Schülern einstudirte, sie brachten zuerst in seine Augen die hellen Thränen. In späteren Jahren, als er kränklich wurde, da saß er bei Beginn einer Unterrichtsstunde fröstelnd da, und immer fester wickelte er sich ein in zahllose Hüllen. Und mit logischer Schärfe und kühlem Verstande sprach er die Stichworte. Sobald aber die Pulse der Leidenschaft zu vibriren begannen, sobald die Scene anfang, ihn fortzureißen, da wurde aus dem alten leidenden Manne ein feuriger Jüngling, und im Nu waren alle die Hüllen fortgeschleudert, und er spielte — nein, er lebte die Maria Stuart, den Carlos, — er war in einem seligen Rausche von Kunst

* * *

Und nun, gute Nacht für heute, Vater Baudius!

Wie oft sagtest Du mir: „Was die Menschen von mir denken, das gilt mir gleich; mein Leben hat nur noch einen Zweck: ich will Dich zu einer Künstlerin machen.“ Und kein Opfer an Zeit, Kraft, Gesundheit, Vermögen war Dir zu groß. Ja, Du warst ein wahrer Künstler und ein edler Mensch! Dein Andenken sei gesegnet!

* Er hatte auch ein Drama verfaßt: „Napoleon's Glück und Ende“, und mit der Verkörperung Napoleon's eine seiner bedeutendsten schauspielerischen Schöpfungen geboten. H. H. H.

Unter den Armen.

Novelle in Versen

VON

Stephan Milom.

Im Süden war es, wo in tieferm Blau
Der Himmel leuchtet und die Lüfte lau
Mit sanftem Hauche wehen über's Land;
Im Süden war's, wohin man mich gesandt,
Daß ich nach schwerer Krankheit mich erquicke
Und wieder frisch und froh ins Leben blide.
Allein da galt Geduld; gar lange Zeit
Blieb ich gleichwie gelähmt vor Müdigkeit
Und konnte nicht des Hauses Bann verlassen,
Zu schweifen durch die menschenvollen Gassen.
So half ich mir: ich saß den ganzen Tag
Auf der Terrasse, die nach innen lag
Und über Hof und Garten in die Ferne
Die schönste Aussicht bot. Da weilt' ich gerne,
Versenkt ins Schau'n und trinkend voll die Luft,
Die fein gewürzt mit süßem Blüthenduft.
Doch welch ein Bild voll Reiz und Eigenart
Ganz nah sich meinem Blick geoffenbart!
Vom Hause zogen sich zwei niedre Flügel
Bis zu dem Garten an dem wald'gen Hügel.
Hier wohnten arme Leute, bunt gemengt,
Die, in den kleinen Zellen zu beengt,
Mit allem Thun hinaus ins Freie strebten
Und so fast immer vor den Thüren lebten.
Hier ionnt' ein Völklein plaudernd sich die Weiber,
Dort wuschen flink an der Fontaine Weiber,
Indeß dazwischen muntre Kinder sprangen
Und mit Gejauchze sich im Spiel umschlangen.
Wie ich von der Terrasse niederstah,
Verfolgt' ich alles, was vor mir geschah

Und eine Magd (ich schickte oft sie aus,
 Die Alte war zu Aller Dienst im Haus)
 Sprach mir von Dem und Jenem, den sie nannte,
 Bis ich die Mitbewohner alle kannte.
 Gleich unten wohnte mir zur rechten Hand
 Mit Weib und Kind ein junger Musikant.
 „Dem Gino da“, belehrte mich die Alte,
 „Kann Keiner, was er sonst von ihm auch halte,
 Je dauernd gram sei. Rasch, ein leichtes Blut,
 Gewinnt er doch die Herzen und ist gut.
 Viel Uebles bringt schon sein Gewerbe mit;
 Es blüht bei Nacht, wer sieht da jeden Schritt!
 Und spielt man immer auf zu And'rer Lust,
 So überwogt wohl leicht die eigene Brust.
 Wie anders ist, wie ernst und still sein Weib!
 Die sucht sich keinen andern Zeitvertreib,
 Als schaffend sich im Hause einzuspinnen
 Und, ist er fern, ihm liebend nachzusinnen.
 Herzerührend ist's, wie treu sie zu ihm hält;
 Er und ihr Checco sind für sie die Welt. —
 Die dort daneben, eine Thüre weiter,
 Sind sich schon ähnlicher; stets weinessheiter
 So Mann wie Weib, nur daß der Wein ihn laut,
 Sie stille macht. Wer da ins Innre schaut,
 Dem sieht es wahrlich recht betrübend aus.
 Er ist Fachino und fast nie zu Haus,
 Indeß in halbem Rausch sie wäscht um Lohn.
 Wie bitter, ach! ergeht's dabei dem Sohn,
 Der zwischen solchen Eltern reifen soll.
 Ein guter Knabe ist's, zehn Jahre voll,
 Und doch noch ohne jeden Unterricht;
 An Schlägen aber fehlt's dem Kernsten nicht. —
 Auch schlimm, nur anders, steht es mit dem Paare,
 Das gegenüber haust. Auf Glückesjahre
 Voll Ueberfluß kam hier die herbe Noth,
 Und heute fehlt gar oft das Stüdchen Brot.
 Einst war er Grundherr — nun, man sieht's ihm an! —
 Ein viel bekannter und gepriesener Mann;
 Jetzt ist er Gärtner, der mit eignen Armen
 Die Scholle umgräbt — ist's nicht zum Erbarmen?
 Das kommt von seinem lockern Weib allein;
 Dafür heißt's auch für sie, genügsam sein.
 Nun melkt sie selbst die Kuh, das einz'ge Gut
 Aus bess'rer Zeit, und schafft mit trübem Muth.
 Der Beiden Tochter, welche schon vermählt,
 Hat von der Mutter viel; da wird erzählt,
 Was kaum ein Mitmensch wiederholen mag.
 Sie sah'n sie oft schon, da fast jeden Tag

Sie hier hereinrauscht, aufgepuzt, in Seide,
 Als gält' ihr's, daß den Staat ihr Alles reide.
 Ihr Mann, ein Händler, plagt sich um Gewinn,
 Indeß sie sich vergnügt mit leichtem Sinn.
 Doch rieth' ich gern ihr: Sei auf Deiner Hut!
 Ertappt er Dich — der Mann hat heißes Blut. —
 Da lob' ich mir, die gleich zur Linken wohnt!
 Und ist sie brav, so ward sie auch belohnt.
 Dort sitzt sie grad im Sonnenschein und strickt,
 Daß altersmüde Haupt leis eingenickt.
 Sie lebet recht und fordert nichts vom Leben;
 Da kann's des Kampfes freilich viel nicht geben.
 Der Tod entriß ihr frühe schon den Mann,
 Doch wuchsen ihr drei Söhne frisch heran,
 Gar tücht'ge Werkner, die, im Wandel rein,
 Beslissen, treue Stützen ihr zu sein.“
 So sprach die Alte, welche selbst gar viel
 Erlebt, gestrebt, kam sie auch nicht ans Ziel.

Stets wohler ward es mir auf der Terrasse,
 Und unbekümmert, ob ich viel verpasse
 Vom lauten Treiben, daß die Stadt entfaltet,
 Lebte ich dem Zauber, welcher hier gewaltet.
 Schaut' in die Straße jemals ich hinaus,
 Da wogten bunt die Menschen vor dem Haus,
 Gepuzte Damen, plaudernde Begleiter,
 Dazwischen schoben sich Carosjen, Reiter,
 Und wandt' ich dann mich nach dem Hofe wieder,
 Und blickt' ich auf mein armes Völkchen nieder:
 Im jähesten Uebergang erschienen mir
 Zwei ganz verschiedene Welten dort und hier.
 Nun erst versenkt' ich recht mich in die Leute,
 Daß ich mir ihre Mienen tiefer deute.
 Der Musikant, der meist den Tag durchschlief,
 Da ihn der Abend in den Tanzsaal rief,
 Entsprach in seinem Außern recht dem Wort
 Der alten Magd. Man sah's: das stürmte fort,
 Sich freuend und genießend ohne Wahl;
 Doch brach aus seinem Auge auch ein Strahl
 Zutraulich sanfter Wärme, der gewann.
 Dabei ein schöner, hochgewachsener Mann,
 So mocht' er wohl ein Liebling sein der Frauen.
 Ganz anders war sein Nachbar anzuschauen,
 Enrico, der Facchino, breit und schwer,
 Mit rohem Ausdruck und ein Auge leer.
 Der Gärtner, was ihm auch die Zeit geraubt,
 Hob doch noch stolz sein schönes Greisenhaupt.

Nun sei des Musikanten Weib genannt,
 Die schöne Ghita, die mich ganz gebannt
 Mit ihres Wesens Reiz. Wie konnte nur
 So wunderzart und lieblich die Natur
 Bei solcher Armuth Druck sich offenbaren?
 Ein Mädchen schien sie schier von sechzehn Jahren.
 Das leuchtend blonde Haar ergoß sich reich
 In ihren Nacken, ihr umschmiegend weich.
 Und dieses Auge! Mild, von feuchtem Glanz,
 An Farb' und Tiefe wie der Himmel ganz. —
 Des Gärtners Tochter dünkte mir so recht
 Ihr Widerspiel; hier Flitter, was dort echt.
 Frau Rota, wie sie hieß, trug ihren Reiz
 Stets ausgelegt und kannte keinen Geiz,
 Wenn's Flammenblicke zu verstreuen galt,
 Indessen Ghita still und keusch gewalt.
 Jung war und schön die Modedame auch,
 Doch fehlt' ihr jeder edlern Weihe Hauch.
 So oft sie zu Besuch sich eingestellt,
 Wünscht' ich sie fort aus meiner stillen Welt.
 Doch nun zu meinen Lieblingen, den Knaben,
 An ihnen Aug' und Seele zu erlaben!
 Gar rührend war's, wie des Facchino's Sohn,
 Der blaße Sandro, trotz der Jugend schon
 So liebevoll am kleinen Checco hing,
 Ihn gern umhertrug, herzte und umfing.
 Das wußte Ghita und gewährt' ihm's gar,
 Ihr Kind zu hüten, wenn sie ferne war.
 Nur: kam Enrico heim, so herrscht' er immer
 Mit rauhem Ruf den Sohn hinein ins Zimmer.
 Noch zählte nicht zwei Jahre Ghita's Kleiner,
 Doch war er aufgeweckt wie selten Einer.
 Er ging schon seinen festen Schritt und lallte
 Gar manche Rede, daß es weithin schallte.
 Wie lauscht' ich gern ihm! Welcher Himmel spricht
 Aus solchem ro'gen Kinderangesicht!
 Ist dacht' ich still bei mir: wie Viele laufen
 Dem Tande nach, den sie sich schwer erkaufen,
 Indeß das Schönste, was die Welt erfüllt,
 Sich uns zur Freude willig selbst enthüllt! —
 Ich hatte mit den beiden Spielgenossen
 Von oben gute Freundschaft bald geschlossen.
 Ist knüpft' ich Badwerk fest an einen Faden,
 Die lieben Kleinen mir zu Gast zu laden.
 Auch Checco merkt' es gleich und griff mit Hast
 Nach der herabgeenkten süßen Last;
 Dann neigt' er auf der Mutter mahnend Wort
 Sich tief vor mir und sprang im Jubel fort.

Das ließ mir keine Ruh und immer wieder
 Erhob ich mich gespannt und lauschte nieder.
 Rings alles still; nur die Fontaine rann
 Im Schweigen, das die weite Welt umspann,
 Und manchmal aus der Ferne her verlor
 Noch eines Menschen Ruf sich an mein Ohr.
 Mir war's so eigen bang zu Sinn, so schwül,
 Und lang noch wälzt' ich mich auf meinem Pfühl,
 Bis ich das Haupt in's Kissen drückte tief
 Und endlich so in später Nacht entschlief. —
 Da weckte markererschütternd mich ein Schrei
 Des jungen Sandro; forschend, was es sei,
 War ich im Nu aus meinem Bett geschneelt:
 Weh — Ghita's Wohnung lichterloh erhell't!
 Ich warf mich in das nächste Kleid und sprang
 Die Treppe rasch hinab; allein schon drang
 Durch Rauch und Qualm, verzweifeln, mit Gejammer,
 Der Musikant in die verlass'ne Kammer.
 O welch ein Augenblick! Jetzt — taumeln, wankend,
 Mit beiden Armen fest sein Kind umrankend,
 Erschien er wieder. Wenn's nur noch am Leben?
 Es rührt sich nicht!, O, wer kann Aufschluß geben?
 Er forsch't, besieht's, befühlt's an allen Seiten,
 Prüft seinen Herzschlag; doch die Hände gleiten
 Umsonst hinauf, hinab — es liegt wie todt.
 „Was thu' ich,“ ruft er, „ach, in dieser Noth?
 Mein Kind ist unverletzt, doch scheint's erstickt.“
 Wie er bei diesem Wort zusammenschrinkt! —
 Allein nun galt's, das Feuer zu bezwingen.
 Rasch ließ ich durch die Andern Wasser bringen,
 Die Sandro's Angstgeschrei geweckt im Haus:
 „Greift alle zu! Tilgt schnell die Flamme aus!“ —
 Und bald erlosch der Brand, dem Angriff weichend,
 Da flink, die vollen Eimer weiter reichend,
 Zum Rettungswerk gereiht sich Mann an Mann,
 Die wadern Söhne Mina's stets voran. —
 „Er rührt sich nicht! O wenn Du mir gestorben,
 Bin ich verflucht, ist all mein Sein verdorben!
 Gestorben, und durch mich! Die einz'ge Nacht,
 Da ich Dein Schirm, wie hab' ich Dich bewacht?
 Und Ghita, Du! Kann ich Dich wiedersehen?
 Wie werd' ich Schuldiger vor Dir bestehen?“
 So brach es jetzt aus ihm, und immer mehr
 Von Angst gefoltert, irrt' er hin und her,
 Das regungslose Kind in seinen Armen,
 Ein Anblick, all den Andern zum Erbarmen.
 „Er rührt sich nicht! O mir zerspringt das Herz!“
 Da, wie er auf sein Knäblein starrt voll Schmerz,

Die Alte, Nina hieß sie, mir zur Linken
 Schien drüber stets erfreut und mir zu winken
 Mit stillverständnißvollem Augenblicke
 Nach meinem traulichen Terrassensitze.

Ich war so weit, daß ich hinunter konnte
 Und oft am Berghang mich im Garten sonnte.
 Hatt' ich den Winter schon in diesem Land
 Vor Glanz und Licht und Blumen nicht erkannt,
 So gab's nun vollends mit dem Lenz ein Regen,
 Ein Leuchten, Glühn und einen Blüthenregen,
 Daß ich entzückt, berauscht mich drein verlor.
 Bald blickt' ich in die Weite, bald empor,
 Zu suchen dieser Weltverklärung Quelle,
 Bis ich das Auge schloß vor lauter Helle.
 Dann wieder spielt' ich mit den holden Kindern.
 Sie liebten mich; oft konnt' ich's gar nicht hindern,
 Daß ich zur Beute fiel den muntern Wesen,
 War's auch mein Vorsatz, einsam still zu lesen. —
 Auch Checco's Mutter sollt' ich näher kommen.
 „Sie sind so gut!“ sprach einmal sie beflommen,
 Da mit den Kindern ich im Hofe stand.
 Ich merkt' es ihr wohl an: hier überwand
 Das Dantgefühl die Scheu, wie groß sie war.
 Ihr Weien griff aus Herz mir wunderbar.
 So oft ich sie nun traf, versäumt' ich's nie,
 Sie anzusprechen. Ach, wie senkte sie,
 Mir lauschend, lieblich ihren Blick, und dann —
 Wie sah sie, selber sprechend, hold mich an!
 Daß sie nicht glücklich, hatt' ich bald durchschaut,
 Verrieth sie mir's auch nie mit einem Laut. —
 Je ihren Mann zu fassen eine Weile,
 Gelang mir nicht; der hatte immer Eile
 Und huschte durch den Hof. Nur dann und wann
 Erblickt ich ihn am Fenster und gewann,
 Wie er, sein Kind im Arm, so heiter schaute,
 Indeß es ihm die schwarzen Locken fraute,
 Ein freundlich Bild von ihm. Gewahrt' er mich,
 So neigte lächelnd er zum Gruße sich. —
 Im ganzen Hause ward ich allgemach,
 Da ich mit Dem und Jenem freundlich sprach,
 Ich darf's wohl selber sagen, gern gesehen.
 Der Armuth nur nicht stolz vorübergehn,
 Gewinnt sie schon; denn mag sie viel auch leiden,
 Ihr eigen ist's, demüthig sich becheiden.
 So flossen heitre Tage mir dahin,
 Leicht wie auf Blumen wiegte sich mein Sinn.

Doch da erlebt' ich, was mich tief verdroß
 Und mir fortan den Garten schier verschloß.
 Ich will's erzählen. Heute war's so schön,
 So goldner Duft umwob die fernen Höh'n,
 Indeß die Tiefen schon in Nacht getaucht,
 Daß mich's noch spät hinauszog. Weich umhaucht,
 Durchschritt ich still den Garten in Gedanken.
 Da klang es hinter einer Laube Ranken
 Wie leis' Geflüster. Wer nur mocht' es sein?
 Als ich vorüberkam, sah ich hinein:
 Frau Rota und der junge Musikant!
 Verwünscht! Wie rasch ich da mich abgewandt!
 Doch vollends in der Tiefe faßte mich,
 Was erst geschah, da ich dem Ort entwich.
 Bang mit dem Ruf: „Sah'n Sie nicht meinen Mann?“
 Hielt plötzlich Ghita auf dem Pfad mich an.
 „Ich? Nein! Ich weiß nicht!“ stammelt' ich verwirrt.
 Da war sie zitternd weiter schon geirrt
 Zur Laube hin. — Was stand ihr, ach, bevor!
 Unschlüssig harrt' ich, als vom Gartenthor
 Erregte Stimmen schollen, streitentbrannt.
 Ich lauschte hin — sie klangen mir bekannt.
 Die eine rief: „Sie sind nun beide hier!
 Ich weiß es sicher, lang schon folgt' er ihr,
 Und sie — ich war auch ihr stets auf der Spur —
 Läuft täglich her; gilt das den Eltern nur?“
 Das war der Gärtner, der nun dämpfend sprach:
 „Mit Hestigkeit erreicht man nichts; gemach!“
 Und dann sein Weib: „Machst Du sie immer schlecht,
 So kehrt sie Dir den Rücken wohl mit Recht!“
 Da fuhr die erste Stimme wieder drein:
 „Wollt Ihr dem eignen Kinde Kuppler sein?
 Was nahm ich auch aus solchem Hause Eine!
 Doch gebt nur Acht — wie Denen ich erscheine!“
 Ich wußt' es nun: das war der Tochter Gatte,
 Wie selten früher ich gehört ihn hatte.
 Er kam auch schon an mir vorbeigerannt.
 Ich eilt' ihm nach, im Innersten gespannt;
 Mir schien, daß drohend er ein Messer schwang.
 Als er jetzt suchend in die Laube drang,
 Wie staunten er und ich! Denn Ghita saß
 Bei jenem Paar und zuckte nicht und maß
 Den Eindringenden ob seiner Weise.
 Dann sprach sie, und die Stimme bebte leise,
 Doch wohl nur meinem Ohr: „Sieht man Euch wieder?
 Ihr kamt schon lange nicht. So laßt Euch nieder!“
 „Das ist zu toll!“ gab drauf er dumpf zurück
 Und barg das Messer. „Nun, es ist ein Glück,

Daß Ihr mich hier empfangt; doch weil' ich nicht,
 Ich holte nur mein Weib. Noch wird mir Licht,
 Ich hoff's, in Manchem, was ich jetzt nicht fasse,
 Und, Gino, wißt es nur, daß ich Euch hasse!"
 Er ging und zog sein zitternd Weib sich nach.
 Dann blieb es still, bis endlich Gino sprach
 (Ich hörte alles, trat ich auch bei Seite):
 „Der Sprudelkopf! Das wird ein rauh Geleite.
 Und hier — mir scheint, bald wäre Blut geflossen.
 Du warst die Retterin, hast, rasch entschlossen,
 In der Gefahr das eigne Herz bezwungen."
 Drauf sie, die Arme fest um ihn geschlungen:
 „Wenn ich's vermocht, wenn ich gerettet Dich,
 So rette Du, Geliebter, nun auch mich.
 Ja, rette, wälze von mir diese Last!
 Sie drückt zu bange, ich ersticke fast.
 Du warst doch einst so ganz, so selig mein.
 Ich poche an Dein Herz — laß mich hinein!"
 Er aber bat: „O nimm's doch nicht so schwer!
 Beim Himmel, Ghita, Du bedrängst mich mehr,
 Als jener Tolle mit der scharfen Waffe.
 Was thu' ich, daß ich Dir den Frieden schaffe?"
 „Entsage jenem Weib; sei treu und gut!
 Dann nehm' ich, was mich traf, in neuem Muth
 Als Prüfung nur, die mir der Herr gesandt —"
 Mehr hört' ich nicht; von Rührung übermannt,
 Entfloh ich eilig waldwärts in die Ferne. —
 Es war schon Nacht, hell funkelten die Sterne,
 Als ich mich heimgewandt. Vor Ghita's Zimmer,
 Das matt erleuchtet war von Lampenschimmer,
 Hielt ich den Schritt an, um hineinzuspähn.
 Sie war allein, — von ihm war nichts zu sehn —
 An Checco's Wiege hingekniet und bang
 Ihr schlafend Kind betrachtend. Ach, sie rang
 Wohl arg bedrängt, das Innre übervoll,
 Bis Thrän' um Thräne ihrem Aug' entquoll,
 Und die Madonna heiß ihr Blick umsing,
 Die über ihres Kleinen Bettchen hing.
 Ihr Mund bewegte sich — was sie wohl flehte?
 Da sank sie still zusammen im Gebete.

Es gingen Wochen hin in alter Weise,
 Nur zog ich mählich immer größere Kreise
 Und wagte mich im frischen Wohlgefühl
 Zuletzt gar ab und zu in's Stadtgewühl.
 Ob Ghita's Wort das rechte Echo fand
 Bei ihrem Mann und beide neu verband,

Ich wußt' es nicht, doch meint' ich eher, nein.
 Aus ihrem Auge brach mir nicht der Schein,
 Der Glück verkündet, während still, wie immer,
 Sie hin- und hergewallt in Hof und Zimmer. —
 Da kam ein neuer Schmerz ihr mit der Kunde,
 Die Mutter sei erkrankt und Stund' um Stunde
 Erwarte man der Hochbetagten Tod.
 An einem Abend war's. O bange Noth!
 Was konnte sie, als rasch zur Kranken eilen,
 Den Gatten bittend, heut daheim zu weilen?
 „O gieb nur recht auf unsern Checco Acht!
 Bring' ihn zu Bett und halte sorglich Wacht!“
 So klang's zu mir herauf, bevor sie ging.
 Ich blickte forschend nieder: da umsing
 Beschwichtigend der Vater seinen Kleinen,
 Der heftig strampelte mit lautem Weinen.
 Er wollte nach der Mutter; doch wie schnell
 War das vorbei! Schon blickt' er wieder hell
 Und lachte vollends schallend, da ihn jetzt
 Der Vater sich auf's Knie zum Ritt gesetzt.
 Noch spielte Gino mit dem Knäblein lange,
 Dann zog er unter trällerndem Gesange
 Ihm seine Kleidchen aus und legt' ihn nieder
 Und sang ihm immer neu ein Liedchen wieder. — —
 Nun kam Enrico heim, wie alle Tage
 Um solche Zeit — zu seines Jungen Plage.
 Doch war er heut besonders barsch und laut.
 So wie er Sandro nur im Hof erschaut,
 Erfasst' er ihn und zog ihn mit sich fort;
 Dann aus dem Zimmer scholl manch Donnerwort.
 Jetzt, schien es, hielt der rohe Quäler ein.
 Jedoch nur kurz; schon fuhr er wieder drein
 Und zerrte Sandro, welcher, schreckensblaß,
 Aufschrie, fort übern Hof in das Gelaß,
 Wo Holz und alt Gerümpel er verwahrte,
 Indes er nicht mit Bornesflüchen sparte.
 Rasch war das Kind, wie bang sich's wehren wollte,
 Hier eingesperrt; der Vater aber grollte
 Noch diesen Abschied ihm hinein zum Fenster!
 „Hier schlafe heut und fürchte nicht Gespenster!“
 „Was gab's? Was that er?“ klangen rings die Fragen.
 Drauf der Facchino kurz: „Er mag's nur tragen,
 Wenn er mich ärgert, der verwünschte Bube!“
 Und rasch verschwunden war er in die Stube.
 Empört, daß ich die Fassung schier verlor,
 Rief ich von unten mir die Magd empor
 Und drang in sie: „Berichten Sie geschwind,
 Was straft der Mann so grausam hart sein Kind?“

„Ich hab's erfahren. Nun, das ist zu stark!“
 Gab sie zurück. „Weil Sandro ohne Arg
 Der Mutter heut erzählt, als heim er kam,
 Daß ihn der Vater mit in's Wirthshaus nahm.
 Darob empfing die Frau den Mann mit Schelten,
 Und dieser ließ es so sein Kind entgelten.“
 Da sprang ich auf: „Er muß ihn frei mir lassen!“
 „Nicht doch! der Mann ist heut nicht anzufassen;
 Ihn hat der Rausch. Sie würden Händel haben,
 Und machten es nur schlimmer für den Knaben.“
 Ich ließ es denn und schickte fort die Alte;
 Allein es wogte noch in mir und wallte.
 Ich war doch krank noch. Wie mich das erregte! —
 Gottlob, daß jetzt sich Sandro's Schluchzen legte!
 Da kam als Trösterin auch Nina noch
 Und schob dem Gästling in sein Mattenloch,
 Was sie nur hatte, liebevoll beflissen,
 An Deckenhüllen und an weichen Kissen.
 So ward es Nacht. Schon schließen rings die Leute.
 Ich aber dachte nicht an's Schlafen heute;
 Ich brauchte Luft, ich brauchte noch Bewegung,
 Zu dämpfen meines Inneren Erregung.
 Rasch griff ich nach dem Hut und stieg hinunter.
 Was sah ich da? Beim Gärtner alles munter!
 Er, sie, die Tochter und der Musikant
 Um's Tischchen, drauf die Lampe hell gebrannt
 Und das mit Speis' und Trank gar wohl bestellt,
 In lautem, lustigem Gespräch geellt.
 O Gino, tränkst Dein fernes Weib Du so?
 Und, Alter Du, vermagst Du leicht und froh
 Zu thun, was nimmer doch ein Vater soll,
 Bedeckt man Dir den Tisch nur reich und voll,
 Der sonst Dir kaum den schmalsten Ambiß beut?
 Wie das nun plaudert und sich sorglos freut! —
 Es trieb mich weiter die gewohnten Pfade
 Hinaus in's Freie. — Mitternacht schlug's grade,
 Als ich nach Hause kam. Der Gärtner war
 Zu Bette schon, und bei dem heitern Paar
 Saß nur die Mutter, schläfrig eingenickt.
 Ich hätte gern zu Sandro noch geblickt,
 Doch konnt' ich allzu leicht den Knaben wecken
 Und durch mein jäh Erscheinen nur erschrecken.
 Bei Checco gegenüber brannte Licht;
 Der rührte, tief in Schlaf versenkt, sich nicht.
 Ich stieg empor. — Ob immer noch erregt,
 Hatt' ich mich endlich doch zu Bett gelegt.
 Im Kämmerchen, darin ich schlief, vernahm
 Ich jeden Laut, der aus dem Hofe kam.

Das ließ mir keine Ruh und immer wieder
 Erhob ich mich gespannt und lauschte nieder.
 Rings alles still; nur die Fontaine rann
 Im Schweigen, das die weite Welt umspann,
 Und manchmal aus der Ferne her verlor
 Noch eines Menschen Ruf sich an mein Ohr.
 Mir war's so eigen bang zu Sinn, so schwül,
 Und lang noch wälzt' ich mich auf meinem Pfühl,
 Bis ich das Haupt in's Kissen drückte tief
 Und endlich so in später Nacht entschlief. —
 Da wedte marferschütternd mich ein Schrei
 Des jungen Sandro; forschend, was es sei,
 War ich im Nu aus meinem Bett geschneelt:
 Weh — Ghita's Wohnung lichterloh erhell't!
 Ich warf mich in das nächste Kleid und sprang
 Die Treppe rasch hinab; allein schon drang
 Durch Rauch und Qualm, verzweifelnd, mit Gejammer,
 Der Musikant in die verlass'ne Kammer.
 O welch ein Augenblick! Jetzt — taumelnd, wankend,
 Mit beiden Armen fest sein Kind umraufend,
 Erschien er wieder. Wenn's nur noch am Leben?
 Es rührt sich nicht!, O, wer kann Aufschluß geben?
 Er forscht, besieht's befühlt's an allen Seiten,
 Prüft seinen Herzschlag; doch die Hände gleiten
 Umsonst hinauf, hinab — es liegt wie todt.
 „Was thu' ich,“ ruft er, „ach, in dieser Noth?
 Mein Kind ist unverletzt, doch scheint's erstickt.“
 Wie er bei diesem Wort zusammenschrückt! —
 Allein nun galt's, das Feuer zu bezwingen.
 Rasch ließ ich durch die Andern Wasser bringen,
 Die Sandro's Angstgeschrei geweckt im Haus:
 „Greift alle zu! Tilgt schnell die Flamme aus!“ —
 Und bald erlosch der Brand, dem Angriff weichend,
 Da flink, die vollen Eimer weiter reichend,
 Zum Rettungswerk gereiht sich Mann an Mann,
 Die wadern Söhne Nina's stets voran. —
 „Er rührt sich nicht! O wenn Du mir gestorben,
 Bin ich verflucht, ist all mein Sein verdorben!
 Gestorben, und durch mich! Die einz'ge Nacht,
 Da ich Dein Schirm, wie hab' ich Dich bewacht?
 Und Ghita, Du! Kann ich Dich wiedersehen?
 Wie werd' ich Schuldiger vor Dir bestehen?“
 So brach es jetzt aus ihm, und immer mehr
 Von Angst gefoltert, irrt' er hin und her,
 Das regungslose Kind in seinen Armen,
 Ein Anblick, all den Andern zum Erbarmen.
 „Er rührt sich nicht! O mir zerspringt das Herz!“
 Da, wie er auf sein Knäblein starrt voll Schmerz,

Entpringt sich plötzlich schmetternd seiner Kehle
 Der Jubelruf: „Er lebt! — O arme Seele,
 Wagst Du's zu glauben? — Ja, seht her: er lebt!
 Wie er sich streckt! Wie er die Händchen hebt!
 Und jetzt — bei Gott! — sein Auge öffnet sich —
 Mein Checco, sieh' mich an! erlöse mich!“
 Ergriffen standen Alle in der Runde,
 Und freudig ging's: Er lebt! von Mund zu Munde. —
 Erst jetzt, nachdem der bange Schreck verflogen,
 Ward der befreite Sandro hergezogen,
 Der vor dem Schlimmsten uns bewahrte heute.
 „Was war's? Wie kam's?“ bestürmten ihn die Leute.
 „Ich schlief nicht,“ sprach er; „denn mir war zu bang.
 Doch schwieg ich still. So saß ich lang, gar lang.
 Ich war nur froh, daß drüben Licht gebrannt,
 Und blickte hin zu Checco unverwandt,
 Der ruhig schlief — klar sah ich sein Gesicht,
 Nicht ferne auf dem Tische stand das Licht.
 Da wach' er auf und streckte übern Rand
 Des Bettes nach dem Tischtuch seine Hand,
 Und zog und zerrte dran so lang im Spiel,
 Bis von dem Tisch die Lampe niederfiel.
 Nun ward es plötzlich dunkel in dem Zimmer.
 Doch bald darauf stieg heller Feuerhschimmer
 Vom Boden auf — anhub ich ein Gleichrei,
 Und Einer nach dem Andern sprang herbei.“ —
 Da rief, indeß er sich zum Knaben bückte,
 Der Musikant: „Wie dank' ich Dir?“ und drückte
 Mit Checco fest ans Herz ihn. „Ach, das brach
 Verhängnißvoll auf mich herein!“ Doch sprach
 Ein Andern drauf: „Was paßt auch, Gino, schlechter
 Als wie ein brennend Licht beim Kind zum Wächter?“
 Dann zu Enrico: „Ihr auch dankt dem Jungen!
 Fast wäre schon zu Euch die Noth gedrungen;
 Euch trennte ja nur eine dünne Wand
 Vom Stübchen, das da völlig ausgebrannt.
 Bald hätt' es für uns alle schlimm geendet:
 Dem Herren Lob und Preis, der's so gewendet!“ —
 Nun drängt' ich den erschöpften Gino fort:
 „Verlassen Sie, mein Freund, den Schreckensort!
 Sie finden oben Raum genug bei mir.
 Dort ruh'n sie aus — ich bitte, gehen wir!
 Und was noch unveriehrt von Ihrem Gut,
 Bringt Nina gern für Sie in sichere Hut!“
 So hob ich ihn mit Checco rasch hinauf.
 Er aber, zitternd, ließ noch vollen Lauf
 Dem stürmischen Gefühl, das ihn bewegte.
 Als er sein Kind nun neu zur Ruhe legte.

„O Herr, mein Feh! er war nicht vorbedacht!
 Schon wollt' ich schlafen gehn; da pochte sacht
 Noch an mein Fenster jenes Weib und sprach:
 „Ich bin bei meinen Eltern — folge nach!“
 „Ja, für ein Weilchen!“ — Nun, was ist's denn weiter,
 Die Nachbarn zu besuchen? dacht' ich heiter;
 Das heißt, so blies es mir der Teufel ein,
 Der mich zu ihr zog. Dann bei Scherz und Wein —
 O aus dem Weilchen wurden ganze Stunden,
 Bis ich mich vor dem Schrecklichen gefunden!“
 Er ging nun auf und ab und seufzt' und klagte;
 Ich aber schied von ihm, indem ich sagte:
 „Nun ruh'n Sie selbst, da Sie Ihr Kind geborgen,
 Und finde freiern Herzens Sie der Morgen!“

So kam es auch. Als bei des Tages Grauen
 Sein Weib erschien, um schreckensvoll zu schauen,
 Was da gesch'eh'n, indeß sie schluchzte bang:
 „Noch das? Und meine Mutter todt!“ da klang
 Nur dieß als Gruß des Gatten ihr zurück:
 „Doch unser Checco lebt! O, welches Glück!“
 Und er verlor, als drückte ihn nichts mehr,
 In heller Freude sich: „So komm nur her!
 Ich will Dir viel erzählen. Diese Nacht,
 Sie hat uns beiden unser Heil gebracht,
 So Schreckliches wir auch in ihr erlebt.
 Wie ist mir nur? Das wogt in mir, das hebt
 Mein Herz, und jubeln möcht' ich, ob ich blute.
 Ich weiß ja, Du verzeih'st mir, einzig Gute!
 Erst warntest Du mich — Ach, es blieb vergebens!
 Dann warnte mich mein Kind — Herr meines Lebens,
 Das sitzt mir tief! Jetzt wank' ich nicht auf's neue;
 Echt ist, und drum erlösend meine Reue. —
 Das Musiciren sei nun abgethan,
 Es macht die Nacht zum Tag und schlägt nicht an.
 Wie ist mir nur die Lust dazu gekommen?
 Da mag mir and're Arbeit besser frommen.
 Ich kann ja, wie mein Vater, Geigen machen.
 Das nährt uns auch, und un're Siebensachen,
 Sie sollen wieder bald beisammen sein.
 So schließe mich an's Herz, so bin ich Dein!“
 Und schweigend, von des Gatten Wort bezwungen,
 Hielt, tief erglüht, ihn Ghita jetzt umschlungen.

Wie rasch die Zeit verflog! Mein Aufenthalt
 Im Süden ging nun schon zu Ende bald.

Der Winter, dem ich leidend ausgewichen,
 War auch daheim vorbei, die Lüfte strichen
 Nun dort auch mild im klaren Himmelslicht,
 Und mahnend rief nach Haus mich manche Pflicht.
 Indessen folgt' ich noch mit meinem Blicke
 Die kurzen Tage achtsam dem Geschehe
 Der kleinen Welt, die mich so eingesponnen.
 Freund Gino trieb, was er mit Lust begonnen,
 Auch bald mit Glück; denn seiner Hände Kunst
 Gewann ihm immer mehr der Kenner Gunst.
 Für Ghita war ein neuer Lenz gekommen,
 Ihr Auge sprach es aus, so licht erglommen.
 Enrico, völlig irr vom Trunke schon,
 Verfiel dem Krankenhaus, indeß sein Sohn,
 Da's mit der Mutter auch recht übel stand,
 Im Hause Gino's eine Zuflucht fand.
 Wie lebte nun der Knabe auf, befreit,
 Nach all dem Leiden seiner Kinderzeit!
 Auch von Frau Rota wurde mir noch Kunde.
 Es lief im Hause bald von Mund zu Munde:
 Sie sei verreist, von ihrem Mann verstoßen.
 So hatte sich denn für mich abgeschlossen,
 Was ich, der hier nur still gesunden wollte,
 In meiner Einsamkeit erleben sollte.
 Ich brach nun auf an einem Maientag,
 Da rings die Welt in gold'nem Schimmer lag.
 Das Scheiden wurde mir nicht leicht, fürwahr.
 Rings drängte sich der Hausbewohner Schaar;
 Hier einen Händedruck, und da, und dort!
 Zu Gino aber noch dies Abschiedswort:
 „Sie wissen nun, wie reich beschenkt Sie sind;
 So schütze Ihnen Gott stets Weib und Kind!“
 Und wie zum letztenmal ich Ghita's Hand
 Reiß' zitternd in der meinen noch empfand,
 Da ward es uns so recht erst offenbar,
 Was Eins dem Anderen geworden war.
 Sie stand in Thränen — noch ein letztes Winken,
 Und nordwärts ging's im hellen Sonnenblinken.



Trägt es nicht ein Weib mit braunen, schönen Zügen, mit Augen, aus denen Feuer quillt? Das wundervolle Haupt ist goldbehelmt, Sonnenpurpur überflammt die Schultern, ein Schwert funkelt in der hochgehobenen Hand!

Ist's nicht Zenobia, die stolze, unglückliche Königin? Ist's nicht der Klang ihrer Stimme, die aus der Tiefe der Geschichte ruft? . . .

Täuschung ist's. Alles bleibt still. Nur der Wüstenabendwind streicht mit leisen Fittich über das bleiche, düsternde Trümmerfeld . . .

Volk und Königin sind versunken. Der Neumond hängt über der verödeten Moslemburg, die wie ein tochter Wächter auf einen Leichenacker der Weltgeschichte starrt . . .

Sinnend, schweigend kehren wir in's Zelt zurück.

Verfrühte Reife wirkt ebenso widerlich wie späte Unreife.

Wenige Menschen werden alt, noch weniger bleiben jung.

Grübeleien ist ein Seitenarm des Denkens, der zum Sumpf führt.

Wer nicht mit dem Winde segeln will und dem Sturme nicht widerstehen kann, wird nie einen bestimmten Hafen erreichen.

Unterdrückung führt selten zur Demuth, immer zur Unwahrheit.

Fremdes Lob kann Selbgefälligkeit erzeugen, aber nie Selbstachtung.

Nur wenige Menschen vermögen deutlich zu erkennen, was ihnen zunächst steht.

Unverständiges Lob schnarrt dem Vernünftigen wie eine Rindertrompete in die Ohren.

Wer anklopft, den muß man eintreten lassen, aber man braucht ihn nicht zu bitten, wiederzukommen.

Wer nicht vermag, sich in die kommende Zeit einzuleben, der ist alt, wie jung er auch an Jahren sein möchte.

Räben fangen Mäuse, die vor ihnen fliehen, aber sie weichen den Ratten, die sie angreifen.

Besser verschenkt als verloren, besser verloren als verpraßt.

Der Arme, der dem Aermern Etwas schenkt, ist reicher, als der Reiche, der für sich selbst nicht genug hat.

Stolz ist die Wirbelsäule des vornehmen Menschen, Hochmuth das Rückgrat des geringen.

Alte Leute denken, es wäre der Welt am besten gegangen, als es ihnen am wohlsten war.

Das größte Wunder sind die Naturgesetze, die keine Ausnahme, keine Wunder zulassen.

Undank und Rücksichtslosigkeit rügen, ist vergebliche Mühe. Wer sich derselben schuldig macht, hat eben keine Einsicht dafür.

Gegen Beleidigung kann man sich nur dadurch schützen, daß man ihr aus dem Wege geht.

Unberechtigtes Lob ist für den Einsichtsvollen peinlicher als berechtigter Tadel.

Je schärfer das Messer, um so feiner der Schnitt.

Rascher Gang auf falschem Wege führt nicht an's Ziel.

Gastfreunde sind Gäste, aber keine Freunde.

Wo der Schuh drückt, verdickt sich die Haut.

Aus Gewohnheit kann Neigung werden, niemals Leidenschaft.

Eiternde Wunden sind schmerzhafter als blutende.

Wer den Tisch deckt, setzt sich selten an denselben.

Der Fixstern, der eigenes Licht strahlt, glänzt weniger, als der Planet, der nur fremdes Licht von der Sonne empfängt und wieder gibt.

Wenn alte Weine und alte Menschen sich trüben, werden sie sauer.

Tiger und Löwen werden durch Gewalt getödtet, lebend aber nur durch Schlaueit überwunden.

Wer niemals Schuhe trug, der braucht auch keine.

Lügen ist leicht, aber die Lüge aufrecht halten, schwer.

Eingebildete Krankheiten sind nur darum so furchtbar, weil sie meistens unheilbar sind.

Wer Pflichten hat, ist niemals frei, wer keine hat, ist niemals glücklich.

Reichthum ist eine Ungerechtigkeit des Geschickes, für welche der Bevorzugte die Nachsicht der Zurückgesetzten erringen muß.

Freigebigkeit gegen Entfernte geht oft Hand in Hand mit Kargheit gegen die Nächsten.

Alte Leute sind nur die, die es schon in der Jugend waren.

Wem die Kraft gegeben ist, seinen Schmerz zu überleben, der muß auch die Stärke finden, ihn zu beherrschen.

Alte Leute sind den Jüngeren nur dann überlegen, wenn sie ihnen überhaupt überlegen sind.

Wer uneigennützig von Anderen nie mehr zurück zu erhalten erwartet, als er selbst geneigt ist, für sie zu thun, wird sich nie getäuscht finden.

Jede tiefe Wunde hinterläßt Narben.



Ich zähl' und zähl' . . . *

Aus dem Ungarischen des Julius von Keviczky.

Ich zähl' und zähl', ich bang' und zage:
 Wohl wie viel Wochen oder Tage
 Mir noch geschenkt . . .
 Barmherz'ger Gott, o geize nicht,
 Zu sehr mit meines Lämpchens Licht.

Wie oft rief ich den Tod beim Namen,
 Wenn Trübsinn, Noth, mich überkamen
 Und nun, da er
 Mit Lauerblick umschleicht das Haus,
 Empfind' ich nichts, als tiefen Graus.

Schon sterben?! . . . Nein, o nicht so frühe,
 Wo von Ideen ich noch erglühe.
 Mein heißes Herz
 Ruht besser, wo die Sonne lacht —
 O finster ist die Grabeßnacht!

Noch leiht mir die Begeist'ung Schwingen,
 Noch manches Lied hab' ich zu singen,
 Und Alles
 Soll ewiglich verschlungen sein
 Vom kalten, schwarzen Leichenschrein!

O friste, mein allgüt'ger Richter,
 Das Leben dem verzagten Dichter
 Ein Weilchen noch —
 Daß er sein Herz zur Meige leer,
 Dies tönend, wildbewegte Meer . . .

* Julius von Keviczky, ein junger Dichter voll Gedankentiefe und edelster Conception, schrieb dieses Gedicht — es war sein letztes — im Hospitale auf dem Krankenbette, 3 Tage vor seinem Tode. Seine berühmteste Dichtung „Der Tod des Pan“ wurde in jüngster Zeit durch die meisterhafte Uebersetzung Döczi's auch in Deutschland bekannt und fand allgemeine Bewunderung. (Anmerkung des Uebersetzers.)



I.

Ich war zwanzig Jahre alt und Fähnrich bei einem Regiment, das einen Theil der Friedensbesatzung von Theresienstadt bildete. Diese Festung mag — abgesehen von ihrer anmuthigen Lage in einem der gesegnetesten Landstriche Böhmens — auch noch heute kein besonders erfreulicher Aufenthaltsort sein; damals aber — in den Vierziger-Jahren — konnte er ein wahrhaft trostloser genannt werden. Denn außer dem großen, mit zwei Baumreihen umpflanzten Hauptplatze, der fast durchgehends militärische Gebäude aufwies, gab es dort nur vier Gassen. Sie führten in den entsprechenden Windrichtungen nach den Thoren und Wällen und bestanden zumeist aus kleinen hüttenähnlichen Häusern, in welchem sich Krämer und Handwerker, Bierwirthe und Brantweinschänker angesiedelt hatten. Die Officiere waren daher ganz und gar auf den kameradschaftlichen Verkehr angewiesen, und wir Jüngeren führten nicht eben das erbaulichste Dasein. In den Vormittagsstunden mehr oder minder dienstlich beschäftigt, verbrachten wir die übrige Zeit im Militärcasino am Billard und am Spieltische oder begaben uns nach der jenseits der Elbe gelegenen Kreisstadt L . . . , wo wir zum Mißvergnügen der ehrbaren Pfahlbürger in Kaffee- und Gastwirthschaften sehr anspruchsvoll auftraten, leichtfertige Liebeshändel anzuknüpfen suchten, und nach der Rückkehr in die Festung begaben sich Manche noch in ein höchst zweifelhaftes Local, um dort halbe Nächte bei Punsch und Glühwein zu durchschwelgen.

Was nun mich selbst betraf, so machte ich dieses wüste, gedankenlose Treiben schon deshalb mit, weil man sich nicht ausschließen konnte. Zudem war ich jung und nach der strengen Zucht, die ich früher in einem Cadettenhause erdulden mußte, hatten derlei Ausschreitungen für mich den Reiz der Neuheit. Mein Oheim, der mich, den früh Verwaisten, gewissermaßen an Sohnesstatt angenommen und einen ziemlich hohen und einflußreichen Posten beim damaligen Hofkriegsrathe bekleidete, setzte mir eine ganz ansehnliche Geldzubuße aus; ich lebte also sorgenlos in den Tag hinein, wenn ich auch bisweilen, meiner Natur nach, von sentimentalen und hypochondrischen Anwandlungen nicht ganz frei blieb.

So kam es auch, daß ich eines Abends, im Carneval, einsam und nachdenklich in meiner öden Kasernenwohnung saß und mich höchst unglücklich fühlte, und zwar aus folgendem Grunde:

Der Festungscommandant, ein invalider General, ertriente sich einer Tochter, welche zwar weder besonders jung, noch besonders hübsch zu nennen war, aber schon vermöge ihrer Stellung Anreiz genug beiaß, um einen Neuling, wie ich, den Kopf zu verdrehen. Sie war auffallend schlank gewachsen, hatte glänzend schwarze, stechende Augen, sehr weiße, leicht zwischen den

„Allerdings, carissima madre“ — ich pflegte sie stets so zu nennen — „allerdings ist etwas vorgefallen. Etwas ganz Unerwartetes, Trauriges — —“ Und nun theilte ich ihr zögernd und mit aller Vorsicht mit, was nicht verschwiegen bleiben konnte.

Sie mußte sich setzen. „Mein Gott,“ brachte sie mühsam hervor, „so rasch, so plötzlich! Und was wird Ginevra dazu sagen? Sie ist zwar ein starkes Mädchen — aber dennoch — — Ich glaube, da ist sie schon,“ setzte sie aufhorchend hinzu.

In der That waren draußen die leichten Schritte Ginevras zu vernehmen, und gleich darauf kam sie selbst ins Zimmer geeilt, das Antlitz von der Lust geröthet, ein Körbchen am Arm, das sie rasch bei Seite stellte, und mir dann, wie gewöhnlich, an die Brust flog.

„Da bist Du ja!“ rief sie. „Ich hab’ es gewußt! Den ganzen Weg über ist es mir im Geiste vorgegangen, daß ich Dich beim Nachhausekommen hier treffen würde!“

„Mit Deinen Ahnungen!“ sagte die Mutter. „Wenn Du wüßtest, was ihn hieher geführt —“

Sie erblaßte leicht. „Was willst Du damit sagen, Mamma?“ fragte sie mit stockender Stimme, indem sie uns Beide mit athemloser Spannung ansah.

Und nun erfuhr auch sie, was da kommen sollte.

Bei jedem Worte, das sie vernahm, wurde sie bleicher, ihre Arme sanken langsam an den Hüften hinab; so stand sie eine Weile wie erstarrt. Dann aber strich sie mit der Hand langsam über die Stirn und sagte: „Wir hätten darauf gefaßt sein können, daß dies früher oder später geschehen wurde. Und da es nicht zu ändern ist, so wollen wir es mit Standhaftigkeit tragen. Wann mußt Du schon fort?“

„In drei Tagen.“

„Das ist freilich bald, sehr bald. Aber gleichviel. Wien ist nicht aus der Welt, und Du wirst mich dort, wie hier lieben.“

„Nun, wer weiß,“ warf die Mutter mit erzwungener Scherzhastigkeit ein, „ob er uns in Wien nicht vergißt.“

„Wie kannst Du nur so sprechen, madre!“ brauste sie auf. „Als ob Du nicht aus Deinem eigenen Leben wüßtest, daß selbst die größte Entfernung, die längste Trennung an Gefühlen, wie die unseren, nichts zu ändern vermögen! Im Gegentheile, werden sie dadurch nur gefestigt. Nicht wahr?“

„Und sie sich an mich und schlang den Arm um meine Schultern —
„... wir gehören einander an fürs Leben?“

„Ja, ja!“ erwiderte ich und küßte sie auf die Stirne. „Und sieh’,“
„... von einem tröstlichen Gedanken überkommen, fort, „vielleicht
„... in bester Absicht von Deiner Seite. Ich treffe in

Noch einmal war es mir, als sollte ich die Hand, die sie mir jetzt reichte, nicht wieder loslassen, sollte die herrliche Gestalt an mich ziehen wie einst. Sie schien es zu fühlen, und rasch sich mir entreißend, schritt sie der Thür zu.

„Ginevra!“ stieß ich hervor und wollte sie zurückhalten. Aber sie winkte mir heftig abwehrend zu und verschwand. Ich sank auf den Stuhl, den sie eingenommen hatte und blieb regungslos sitzen

Bald darauf folgten jene Märztage, deren stürmische Ereignisse auch mich über mich selbst hinaus rissen. Freilich in einem anderen Sinne als Diejenigen, so damals das Banner der Freiheit entfalteten. Wir waren eben Soldaten und erfüllten unsere Pflicht. Ich selbst stand noch bei den Truppen, die Wien belagerten. Dann kam der ungarische Feldzug mit seinen wechselvollen Geschehnissen und blutigen Schlachtfeldern — und als spätere Jahre über so Vieles den Schleier der Vergessenheit breiteten, war auch über meine jugendlichen Herzenskämpfe das Gras gewachsen.

* * *

„Und haben Sie nichts mehr von Ginevra gehört?“ fragte man nach einer Weile.

„Allerdings; ich war in der Lage, Erkundigungen einzuziehen. Sie lernte in Graz einen jungen Triestiner kennen, der sich im Laufe der Zeit eine sehr glänzende Stellung in Egypten gemacht. Sie hat ihn geheiratet. Auch gesehen glaube ich sie zu haben — und zwar während der Weltausstellung in einem offenen Wagen vorüberfahren, mit ihrem Mann und einer bereits erwachsenen Tochter. Es ist jedoch möglich, daß ich mich getäuscht.“

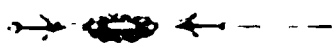
„Sie wird es wohl gewesen sein, sagte die Hausfrau nachdenklich. „Und so haben Sie wenigstens das Bewußtsein, daß sie glücklich geworden.“

„Daran habe ich nie gezweifelt. Denn sie war eine starke Natur, und unglücklich sind allein die Schwachen.“

„Und die Polin?“ fragte eine andere Dame.

„Das wäre eine Geschichte für sich,“ antwortete der Oberst, indem er aufstand und den Rest seiner Cigarre in den Aschenbecher warf: „Vielleicht erzähle ich sie Ihnen nächstens. Jetzt aber muß ich nach der Stadt zurück; ich werde erwartet.“ Er verabschiedete sich und ging.

Die Anderen blickten ihm nach, bis seine hohe Gestalt im Abenddunkel zwischen den Bäumen verschwunden war. Dann bemerkte der Hausherr: „Schade um ihn! Er hat sich seit jeher mit Weibern geschleppt, und da wird man zuletzt, wie Goethe sagt, abgewunden gleich Wocken.“



Gedichte

VON

M a r t i n G r e i f.

Die Ache und der Wanderer.

Wohin, o Ache, also schnell?	Und doch, Du hättest and're Wahl,
„Zum Fluß, muß ich wohl wähnen;	Folg' mir, Du wirst mir's danken,
Ich ahn' ihn schon, als ich noch Quell,	Erblickst Du ihn mit Einemal
Nach ihm geht all mein Sehnen.“	Den See, den Spiegelblanken.

„Mag sein, daß er wohl still genug
Und Deinem Sinne lieber,
Doch folg' ich meinem eignen Zug
Und eile Dir vorüber.“

Erzwungene Fassung.

Als ich stand zu hören,	Und ich nun vernommen,
Was sein Wille sei,	Wie dahin es kam,
Ohne lang zu stören	Daß er, ihr willkommen,
Ihn durch Allerlei.	Von mir Abschied nahm;

Ruhig wollt' ich scheinen,
Doch mit Einemal
Mußt ich bitter weinen,
Bis ich fort mich stahl.

Tranlich Wohnen.

Bahnwächters Häuslein däucht mir schön,
Es ruht so da im Frieden:
Als Nachbarn sind ihm stille Höh'n
Und Wälder rings beschieden.

Umfangen hält es Gotteshut,
Mit Reid im Blick gewahren
Der Kindlein frisches Wangenblut,
Die ihm vorüber fahren.

Doppelter Weg.

Vorwärts gehen meine Schritte
In die engerückten Berge,
Die mich unbekannt umgeben,
Aber rückwärts flieh'n die Wässer
Und mein Herz eilt heim mit ihnen.



Docenten der Philosophie. Dem Leser oder Hörer werden sie, absichtlich oder unabsichtlich, nicht mehr rein und unverfälscht zu Theil, sondern mehr oder minder getrübt, entstellt, verzerrt.

Neben manchen geringeren haben wir von zwei Hauptübelständen gesprochen, welche eine falsche Art der Literaturgeschichtspflege mit sich bringt: sie führt zur Oberflächlichkeit und erzeugt Irrthümer. Der Umstand, daß man dieser Pflege sich so eifrig ergibt, findet seine Erklärung in dem Grundcharakter unserer Zeit, die eine schnelllebige, unrastrvolle ist. Viel gilt es zu leisten, viel gilt es zu erwerben; von Jedem etwas, von Keinem viel. Es handelt sich zumeist nicht um die Sache selbst, sondern um den Schein. Die moderne Literaturgeschichtspflege kommt dem geistigen Bequemlichkeitsbedürfnisse trefflich zu statten.

So ist die Literaturgeschichte an sich verwerflich? — Durchaus nicht. Denn man kann die Wissenschaft, der diese Bezeichnung wahrhaft zukommt, nicht für ihre üblen Auswüchse verantwortlich machen. Das wäre so, als wollte man Luther verdammen als den geistigen Urheber des dreißigjährigen Krieges. Eine Sache kann an sich prächtig sein, in ihren Folgen aber vererblich. Nur die jetzt mit Mühe und Fleiß betriebene Abart der Literaturgeschichte ist zurückzuweisen, die echte jedoch, die zu Anfang dieser Zeilen in ihrem Daseinsrechte hervorgehoben wurde, ist bedeutend und groß ist ihr Beruf. Der Geist eines Volkes offenbart sich am herrlichsten in der Sprache; sie ist auch das gemeinsame Band zerstreuter, an Denkart und Gesittung verschiedener Stämme, das wahre Nationalgut. Daher sind die Sprachkunstwerke, die Schöpfungen der Dichter, die lauterste Quelle zur Erkenntniß dieses Geistes. Hinzu kommt noch, daß der echte Dichter auf der Höhe seiner Zeit steht und die von ihr ausgehenden Strahlen in seinem Geiste wie in einem Brennpunkte zusammenfaßt. Aus diesen Quellen heraus hat der Forscher die jedesmaligen Ideen eines Zeitalters darzulegen und ihre Objectivation in Religion, Staat und Gesellschaft. Auf culturhistorischer Grundlage muß sich, wie schon erwähnt, die Literaturgeschichte erheben, soll sie in höherem Sinne erspriesslich wirken. Sie ist die intellectuelle Culturgeschichte. Der Weg, der zu diesem wünschenswerthen Ziele führt, ist von manchem ausgezeichneten Forscher schon mit Erfolg betreten worden. Um nur einen zu nennen: Hermann Gertner. Noch reicher aber wird der Erfolg sein, wenn die Anschauung, daß Geschichte nicht allein aus diplomatischen Actenstücken, Depeschen und Staatsdocumenten aufzuerbauen ist, sondern aus Allem, was der menschliche Geist geschaffen, zu siegreichem Durchbruche wird gelangt sein.



3.

Dicht an meines Lebens stillem Garten
 Strömt das Menschenelend ungehemmt,
 Täglich muß in Schrecken ich erwarten,
 Daß es mein Gelände überschwemmt.

Aus den Körnern meines Glückes baute
 Ich dagegen sorgsam einen Wall,
 Nur daß noch mein Auge drüber schaute,
 Noch mein Ohr verfängt der Wogen Schwall.

Und so rauscht zu meinen schönsten Träumen
 Die Begleitung jener wilde Fluß,
 Daß ich, mitten unter Blüthenbäumen
 Alles Menschenleids gedenken muß.

4.

An meinem Wege sitzt ein graues Weib,
 Mit strengen Lippen, düstern Augenbrauen,
 An ihrer Seite ist mir kein Verbleib,
 Vorüber streb' ich mit verstohl'nem Grauen.

Ich kenne sie, die mir entgegensieht,
 Und Zukunft nenn' ich sie mit stillem Bangen,
 Sie spricht kein Wort, sie säuselt keinen Laut,
 In ihrem Auge brennt ein stumm Verlangen.

„Du Bettlerin! Mit Wünschen zahl ich bloß,
 Denn meine Reiche liegen im Gemüthe.“
 Ihr eine Münze werf ich in den Schoß
 Aus jenem Goldschatz, den ich heimlich hüte.

Sie faßt mit gier'ger Hand was ich gewähr',
 In ihres Schleiers Falten es zu wahren,
 Und morgen blickt sie gleich begehrl'ich her,
 Und gleicherweise muß ich ihr willfahren.

So fordert sie mir täglich Wünsche ab,
 Doch heller wird's in ihren Augensternen,
 Bis ich ihr meine letzte Hoffnung gab,
 Wird sie vielleicht das Lächeln noch erlernen.



Da rafft der Greis noch einmal sich auf,
Deß Augen zu blißen scheinen,
„Für einen Hahn ist mein Büchsenlauf
Geladen nur“ — ruft er — „für Einen.“

„Und dieser ist der gallische Hahn!“
D’rauf sinkt er zurück vom Neuen.
Besorgt jetzt sah’n den Erschöpften an
Und tief bewegt die Getreuen.

Und bald, eh’ noch um das welsche Land
Der mörb’rische Krieg war entschieden,
Schloß sanft ihm eine liebe Hand
Die Augen zum ewigen Frieden.

„Weil er nicht in Wien wohnt, sondern in Baden,“ entgegnete er barsch und warf die Thür hinter sich zu.

Ich stand, wie niedergebunnert. Dann sprang ich in den Wagen und fuhr zu meinem Freunde, dem Bahnarzt zurück.

Ich berichtete ihm Alles und er schien dadurch ungemein erheitert.

„Das ist so einer von seinen Streichen,“ sagte er. „Glaubst Du wirklich, daß Du mit seinem Bruder gesprochen hast? Ich wette, so hoch Du willst, daß er es selber war. Er hat sich den Scherz gemacht, den Wildfremden zu spielen, und ihn, wie ich sehe, überaus täuschend gespielt . . . Einen Bruder hat er nicht, das weiß ich gewiß; ich weiß ja Einiges von seiner Herkunft, er stammt aus Königgrätz, wo sein Vater Kaufmann war. Er ist viel in der Welt herumgekommen, hat nirgends gut gethan und es zu nichts gebracht. Nun ist er bürgerlicher Sonderling in Wien. Nicht Bockvogel, sondern Spatzvogel. Gäbe es heute noch Hofnarren, so wäre er vermuthlich einer der berühmtesten . . . Neu ist mir, daß er wirklich eine Frau hat. Nun, die muß ihn neulich einmal furchtbar geärgert haben, daß er sich bei Euch das Herz leicht machte, indem er jenen Schauerroman von ihr erzählte und sie sogar ertrinken ließ. Das war seine Rache. Bin neugierig, was der noch Alles ausbrüten wird, ehe er sich begraben läßt in . . . Nowaja Semlja.“

Sein Gehilfe holte ihn, er wurde schon wieder erwartet. Ich saß noch eine Weile und blätterte in Jedediah W. Long's Preiscourant, dann ging ich fort.

Sieh'! wie sich's dicht und immer dichter
 Ringsum in den Gemächern drängt,
 Die ungezählter Herzen Lichter
 Und goldumrahmte Spiegel zieren,
 Die all' den Schimmer widerblitzen!
 Erwartungsbang im Halbkreis sitzen
 Viel blüh'nde Schöne, flüsternd leise,
 Indes ein Schwarm von Cavalieren
 Seitwärts in ungezwung'ner Weise
 Mit Plaudern schreitet auf und ab. —

Auf einmal jetzt erbraust Musik!
 Und wie von einem Zauberstab
 Getroffen jäh, im Augenblick,
 Da jubelnd Ton auf Ton erklingt
 Und im Accorde sich verschlingt,
 Zu einem Ganzen wird verbunden,
 Was eben erst getrennt noch war.
 Nun leuchten Mädchenaugen klar.
 Der Tänzer naht, der Schleier sinkt,
 Der Nacken gleißt, die Schulter blinkt,
 Der leichten Hülle rasch entwunden;
 Die Arme schimmern lilienweiß,
 Die Wangen glühen purpurheiß,
 Es klopft das Herz, es wogt die Brust
 Vor Lebens- und Bewegungslust! . . .
 Und Alles, was da schön und jung,
 Bald wird es in den Wirbelschwung
 Unwiderstehlich fortgezogen,
 Und voll und voller schwillt der Kranz,
 Der wie ein bunter Regenbogen
 Im farbenfrohen Flimmerglanz
 Vor Denen sich vorüberdreht,
 Die, all' die schwebenden Gestalten
 Mit krit'schem Blick und krit'schem Wort
 Geruhig musternd, Umschau halten.
 „Du großer Gott! — Wer das versteht!“
 Spricht spöttisch eine ält're Miß,
 Die in der Fensternische dort
 Sich bei der Freundin niederließ:
 „Ich mindestens begreif' es nicht,
 Was nur an dem Zigeunerkinde
 Lord Arthur'n mag so wohl gefallen; —
 Doch Amor trägt ja eine Binde!“ —

„„Je nun — mich dünkt — es ist im Grund
 Doch eigentlich ein hübsch Gesicht!“

Die feine Nase, wie Korallen
 So roth und frisch der kleine Mund,
 Und schwarz wie Kohle Aug' und Haar —
 Auch ist sie zierlich schlank gebaut.““

„Vergiß nur nicht die gelbe Haut!
 Dazu ihr Wesen heftig wild,
 Des Anstands und der Sitte bar!
 So recht der Ungezähmtheit Bild!
 O sieh' nur, wie — indeß er schmachtend
 Den Arm um ihre Mitte schmiegt —
 Sie, Maß und Rhythmus schnöb' verachtend,
 Im frechen Uebermuth, bacchantisch
 Mit aufgelösten Locken fliegt!
 Und er, der reichste aller Erben,
 Der durst' um jede Fürstin werben,
 Wählt sich — Du findest's wohl romantisch?
 Ich aber find' es jammerschade —
 Das Mitglied einer Gaunerbande,
 Das längst im Elend wär' verkommen,
 Hätt' Lady Stanley nicht aus Gnade
 Mitleidig einst es aufgenommen!“

„„Doch soll Nigritta keine Schande
 Der guten Pflegemutter machen!
 Man sagt, sie spreche meh're Sprachen,
 Sogar ein Weniges Latein,
 Sie soll geschickt in vielen Dingen,
 Zumal sehr musikalisch sein,
 Und Lieder, die sie selber dichtet,
 Vortrefflich zur Guitarre singen.““

„Das heißt: sie ist gut abgerichtet,
 Wie etwa Raben, Katzen, Hunde,
 Die man so manches Kunststück lehrt!
 Genug! 's ist nicht der Mühe werth,
 Davon zu reden! — Glück zum Bunde!“

Die Walzermelodien verstummen
 Allmählig jezt und man vernimmt
 Nur noch ein bienenähnlich Summen,
 Ein dumpfes Schwirren in der Luft,
 Auf deren warmer Fluth der Duft
 Von hundert frischen Blüthen schwimmt,
 Die, Herz und Sinne zu berücken,
 Der Schönen Haupt und Busen schmücken.
 Der sich so lustig umgeschwungen,

Der volle Reigen löst sich wieder,
 Und schwägend, Arm in Arm geschlungen,
 Nach rechts und links in die Gemächer
 Die Tänzer wandeln Paar an Paar.
 Da läßt man sich zu rasten nieder
 Auf Sitze sammt- und seidenschwer,
 Da buhlen Blicke, spielt der Fächer —
 Es eilt geschäftig eine Schaar
 Betrefter Diener hin und her,
 Erfrischungen in Fülle spendend,
 Indeß die Herrin hier und dort,
 Von Gruppe sich zu Gruppe wendend,
 Ein Lächeln, ein verbindlich Wort
 Für jeden ihrer Gäste hat.

Und wie sie so ihr Reich durchschreitet
 Mit all' dem heiteren Behagen,
 Daß ihr der Freudedrang bereitet,
 Der seinen Thron da aufgeschlagen —
 Eilfertig, wicht'ger Miene naht
 Ihr Arthur: „Liebe Mutter! Sage?
 Wo ist Nigritta? — Siehst Du sie? —
 Sie schwand hinweg — ich weiß nicht wie —
 Und nirgends ist sie mehr zu seh'n!“

„„Der kleine Wildfang spielt Verstecken
 Mit Dir noch am Verlobungstage? —
 Dein Bräutchen könnte Dir — o Schrecken!
 Am Ende gar verloren geh'n? —
 Getrost, mein Sohn! — Ich sah sie eben
 Nur noch durch das Gedränge hüpfen
 Anmuthig, wie mit leichtem Schweben
 Die Elfen durch die Büsche schlüpfen
 Um Mitternacht“ — erwiedert lächelnd
 Die Lady, sich die Wangen fächelnd,
 Und schickt auf's Neu' sich an, die Pflichten
 Der Wirthin treulich zu verrichten.

Der Jüngling aber, mit Bedacht
 Noch einmal durch die lange Flucht
 Der Zimmer, wo man scherzt und lacht,
 Hinirrt er eifigen Bestrebens;
 Doch, wie er forscht und späht — vergebens!
 Er findet nirgends, die er sucht.
 Vielleicht — so denkt er nun bei sich —
 Daß auf den off'nen Corridor
 Hinaus, wohl in den Park hinab,
 Sich unbemerkt die Liebste schlich?

Und kam es nicht schon öfters vor,
 Daß aus dem lärmenden Gewimmel,
 Das im Gemäuer sie umgab,
 Sie unter Gottes freien Himmel
 — Ein wenig frische Luft zu holen —
 Sich still und heimlich fortgestohlen? —
 So öffnet er die Thür denn schnell
 Des Borgemachs, darinnen hell
 Die Lampe einsam brennt, und schreitet
 Den schweigenden Arkadengang
 — Sie weißt auch da nicht — rasch entlang
 Zur Wendeltreppe, die am Schluß
 Hinunter in die Halle leitet.
 Die Stufen hastet er zuthal
 Behenden Sprungs, mit flinkem Fuß,
 Und durch ein Pförtlein eng und schmal
 Tritt er in's Freie. —

O Wunderpracht

Der mondverklärten Maiennacht!
 Auf Erden und im Himmelsraum
 O reizendhehre Zauberschau! —
 Vereinzelt hoch im dunklen Blau
 Zieh'n kleine Wölkchen weiß und weich,
 In Schattendämm'ung schläft der Teich,
 Auf dessen Spiegel, wie im Traum,
 Zwei Schwäne ihre Schwingen regen. —
 Und ach! dem lauten Menschenschwall
 Entfliehen können — welch' ein Segen!
 Nach alle dem Geräusch und Schall
 Welch tiefer Friede überall
 Hier unten! welche lausch'ge Stille!
 Ihr nächtlich Lied nur zirpt die Grille,
 Eintönig nur das Käuzchen ruft,
 Es flüstert nur die laue Luft
 Wie Liebesathem zärtlichleise
 Zuweilen in den Laubgehegen,
 Der Sand nur knirscht, der blendendweiße,
 Und knistert auf den breiten Wegen,
 Die sich durch duft'ge Fliederhecken
 Und Büsche von Jasmin erstrecken,
 Wie Arthur weit und weiter geht,
 Berauscht vom süßen Beilchenhauch,
 Der ihm vom Rasen aus dem Strauch
 Bei jedem Schritt entgegenweht.
 Ja! so berückend ist der Glanz,
 Der allenthalben ihn umfließt,
 Daß er für Augenblicke fast,

Sein selbst nicht mächtig, schier vergift,
 Was eigentlich ihn hergeführt.
 Vom Frühlingsodem lind berührt,
 Der alle Knospen macht erquellen,
 Fühlt er vom allgemeinen Triebe
 Der Sehnsucht, grenzenloser Liebe
 Zum ganzen All, die Seele schwellen.
 Wo Doppelreihen stämm'ger Linden
 Hoch über ihm zum Baldachin
 Die Aeste ineinander winden,
 Nachtwandelt er in sich versunken
 Geradeaus nun, Herz und Sinn
 Von Licht und Lust und Düften trunken,
 Bis er gekommen an den Rand
 Des Parks, wo das off'ne Land
 Sich weithin flach und frei verbreitet. —
 Aufschaut er — ha! was huscht und gleitet
 Dort flüchtig auf der Wiesenhalde
 Hinan zum schwarzen Fichtenwalde
 Wie Schatten eines Mannes? — Nein!
 Des Mondes täuschende Magie,
 Ein Wahnbild wird's gewesen sein! —
 Doch jene ruhige Gestalt
 Im weißen Kleide, unter'm Baum,
 Der riesengroß entragt dem Raum —
 Kein Sinnentzug ist's — das ist sie,
 Nach der sich seine Seele sehnt!
 Das Köpfchen, das der Schlei'r umwallt
 Phantastisch, an den Stamm gelehnt,
 Die Arme auf der Brust verschränkt,
 Blickt träumerisch sie in die Ferne;
 Nun aber kehrt sie das Gesicht
 Herüber: in des Mondes Licht
 Wie funkeln ihre Augensterne!
 Wie flimmert silbern, thaugetränkt,
 Sich innig schmiegend ihr in's lose
 Gelock, die holde Purpurrose! —

„Nigritta, o Nigritta mein!
 Was schwärmst Du einsam und allein
 Hier außen? — Deiner lieben Spur
 Folg' ich schon lange —“

„„Laß mich nur!
 Ach! oben in dem Festgewühl
 Mir ward so ängstlich, ward so schwül,
 All' dieser eitle Saus und Braus —
 Es trieb mich mit Gewalt heraus!““

„Und soll ich meine Braut entbehren,
 Die unbestritt'ne Königin
 Des Balles, welchen uns zu Ehren
 Die beste aller Mütter gibt?
 Hast sonst das Tanzen ja geliebt —
 Was kommt Dir heute in den Sinn?“

„Nicht heute erst, schon manches Mal
 Empfund ich, wie so zahm und schaal
 Doch all' die Freud' und Fröhlichkeit
 Der sogenannten feinen Welt,
 Wo Zwang nur herrscht statt Uebermuth,
 Statt Lust nur feige Lusternheit,
 Und jede starke, kühne Gluth
 Der gute Ton gebunden hält!
 Nein! — soll sich mir die Freude zeigen,
 Sei's auf dem Schauplatz der Natur:
 Im leichten, flatternden Gewand,
 Den Thyrsusstab, mit Blüthenzweigen
 Umwunden, in erhob'ner Hand,
 Hintobe sie durch Feld und Flur!
 Ihr d'rinnen dort im düster'n Bau —
 Die Kerzen löscht, die Lampen aus,
 Und stürmt aus enger Haft heraus!
 Längst hat sich im saphir'nen Blau
 Die schönste Leuchte schon entfacht —
 Und ist sie hinter'm Hügelzug
 Erbleichend bald hinabgesunken —
 Was thut's? — Hier ist ja Holz genug —
 Dann wird ein Feuer angemacht —
 Es prasseln Flammen, sprühen Funken,
 Und springend um die rothe Loh'
 Hebt Fuß und Arm sich — so — und so!“

Wie oft, vom Wirbelwind erfaßt,
 Im tollen Tanze sich ein Blatt
 Herumdreht, wie der Schmetterling
 Das Licht umflattert ohne Rast —
 So um den Baumstamm Ring um Ring
 Beschreibt sie kreisend, bis sie matt
 Und athemlos und wie gebrochen
 Dem Jüngling auf die Schulter sinkt;
 Den zarten Leib umspannt sein Arm,
 Er fühlt ihr Herz an seinem pochen,
 Daran sie ruhet hingestreckt,
 Geschloss'nen Aug's, indeß er trinkt
 Den Hauch von ihren Lippen warm,
 Und sie mit glüh'nden Rüssen deckt. —

Doch jetzt — wie gern er länger trug
 Die süße Bürde — „Sei's genug
 Des närr'schen Muthwill's! — Böses Kind!
 Fürwahr! Du machtest mir schon bange —
 Wie heiß die Stirn', wie brennt die Wange!
 Laß' uns zurück in's Schloß geschwind,
 Von dem wir nur zu lange Zeit
 Schon ferne sind — man wird uns missen! —
 O keine Seele darf es wissen,
 Was für geheime Seligkeit
 Und Wonn' uns unterdessen quoll!“ —

Er spricht's und richtet liebevoll
 Die Jungfrau auf — die, wie betäubt
 Vom Taumel, schlägt den Blick empor,
 Und sich gen Nichts von Allem sträubt,
 Was er beginnt, — schlingt um den Hals
 Fürsorglich fester ihr des Shawls
 Gewebe und den Schleierflor,
 Und führt, im Innersten vom Glück
 Erquickt, daß ihm so hold erglommen,
 Die Liebliche dahin zurück,
 Von wannen sie Reißaus genommen —.
 Schon dringt, indem sie stumm dem Hause
 Zuschreiten auf den nächsten Pfaden,
 Gedämpfter Stimmen wirr Gebrause,
 Der Klang der Flöten und der Geigen,
 Die neuerdings zum Tanze laden,
 Von oben in ihr Ohr hernieder,
 Und bald zieht auch die Weiden wieder
 In sein Gemog' der munt're Reigen.

.

Durch viele Stunden rauschend währt
 Das Fest noch fort. Im Osten graut
 Der junge Tag bereits und schaut
 Herein durch die Gardinen schon,
 Als endlich mit dem letzten Ton
 Der letzte Gast von hinnen fährt.

II.

O Hochgefühl! auf raschem Pferde
 Biellos an der Geliebten Seite
 Hinauszusprennen in die Weite
 Mit off'nen Sinnen, das Gemüth
 Von tausend Hoffnungen geschwellt,
 Wenn schlafesquickt die blüh'nde Erde
 Daliegt, vom Sonnengold erhellt,

Vom Thau des Morgens übersprüht;
 Lautjubelnd auf zum Lichtazur
 Die Lerche sich der Saat entschwingt,
 Und balsamkräftig der Natur
 Lebend'ger Odem Dich durchdringt! —

Durch Trift und Feld, wo die Schalmel
 Des Hirten tönt, an Weißdornheiden,
 D'rin junge Finken sich verstecken,
 An Weiler und Gehöft vorbei,
 Wo Hunde bellen, Kinder lachen,
 Der Hahn kräht und die Henne gadert,
 Vorüber an Geländ' und Brachen,
 Wo pfeifend hinter'm schweren Pflug
 Der arbeitsame Pächter adert;
 Durch Weidengründe, Wiesenauen,
 Wo fette Rinder wiederkauen,
 Geh't's durch die Ebene im Flug
 Des Windes fort. — Es schnaubt und schäumt
 Der edle Falb', gereizt vom Sporn
 Des Reiters, während hoch voll Born
 Der Rappe unter'm Streich sich bäumt
 Der ungestümen Reiterin.
 Die Locke fliegt, die Feder weht
 Auf ihrem schwarzen Sammtbarett,
 Wie sie — die Wangen ganz in Gluth —
 Als wollte sie der treuen Huth
 Des Jünglings ihr zur Seit' entflieh'n —
 Davonjagt über Stod und Stein;
 Lord Arthur aber holt sie ein,
 Wo, hemmend ihre Blitzeiseile,
 Nicht allzubreit, in mäß'ger Steile,
 Die Straße einen grünen Hügel
 Nunmehr hinan gemächlich steigt, —
 Legt sanft die Hand auf ihre Bügel,
 Und lächelnd zu ihr vorgeneigt:

„Nigritta! laß' vom scharfen Ritte
 Uns ruhen, und indeß im Schritte
 Die braven Thiere aufwärts traben,
 Uns an der prächt'gen Rundschau laben!“

Und sie, unwillig, Trotz im Blick,
 Die Locken schüttelnd in's Genick:
 „„Daß immer doch den Weiterdrang,
 Wenn eben wir im besten Gang,
 Ein Hinderniß uns wehren muß!
 Ein Baun, ein Hügel, Stein und Plante
 Wird läst'ger Anstoß, plumpe Schranke! —““

„O sage! Ist's nicht auch Genuß
 Geruhig so vom hohen Stand
 Hinabzuschauen auf das Land?
 Sieh'! wie, sich schlängelnd durch das Grün,
 Das Flüßchen blinkt, des Kirchthurms Dach
 Erglühert, wo um's Dörfchen her
 Rirschbäume, dichtgedrängte, blüh'n!
 Die Brücke d'rüber über'm Bach,
 Die Mühle rechts und links die Wehr' —
 Und hinten — wie in ernsthaft Sinnen
 Vertieft — mit Giebeln, Ertern, Binnen
 Das Schloß, vom altherwürd'gen Kranz
 Des Laub- und Nadelwalds umschlossen —
 Und über alles dieß der Glanz
 Des reinsten Morgens ausgegossen! —
 Ach! trunken so von Lenz und Liebe
 Dem nahen Glückerfüllungstag
 Entgegenträumen — sprich! — was bliebe,
 Das unser Herz noch wünschen mag? —“

Er schweigt und seine Blicke hangen
 An ihr mit zärtlichem Verlangen,
 Eindringlich scheinen sie zu fragen:
 So stillbeseelt, bist Du's auch? —
 Doch sie, das Auge (zu vergleichen
 Der dunklen Frucht vom Brombeerstrauch)
 Zur Aetherwölbung aufgeschlagen,
 — Wie um der Frage auszuweichen —
 Sehnsüchtig ruft sie: „O zu schweifen
 Mit Wolken ohne Halt und Ziel!
 Von Strand zu Strande zu durchstreifen
 Das Weltmeer mit beschwingtem Kiel!
 Auf Taubenfittichen zu schweben
 Von Süd nach Nord, von Ost nach West —
 Das wäre Wonne, hieße Leben!“

„Und baut ihr warmes, trautes Nest
 Auf einer Fichte hohem Wipfel
 Nicht endlich auch die wilde Taube?
 Die Wolke rastet auf dem Gipfel
 Des Hochgebirgs, der Segelfahn
 Führt einmal doch den Hafen an!
 O glaube mir, Geliebte! — glaube!
 Der Mensch, durchmäh' er auch die Erde
 Unstet auf seinen Wanderzügen:
 Ein volles, dauerndes Genügen,
 Er findet's nur am eig'nen Herde.“

Darum wohl uns, daß bald . . .“ — er endet
 Die Rede nicht, denn wo im Vogen
 Der Weg sich nun zur Höhe wendet,
 Welch ieltjam wunderlicher Troß
 Kommt unvermuthet hergezogen!
 In stolzer Haltung — Bart und Haar
 Pechschwarz und lang — vorauß der Schaar
 Ein schmuder Burich auf mager'm Roß;
 Mit Männern, Weibern dann beipannt,
 Die alle braun und ionnverbrannt,
 Armsel'ge Wägelchen, bepackt
 Mit Säcken, Bündeln, Kochgeräth,
 Zerbrochen, schmutzig und zerrissen,
 Dazwischen auf zerlumpten Rißen
 Krausköpfige Kinder völlig nackt:
 Landstreichend Volk, wie's früh und spät
 Herum sich treibt im Waldrevier.

„Ei sieh!“ —

„„Landäleute sind's von mir!““ —
 Auit aufgeregt und jäh erglüht
 Nigritta, und ihr Auge iprührt.

Und jeso in des Hohlwegs Enge
 Suammentreffend mit der Menge,
 Im Au umzingelt und umrungen
 Seh'n sich die Beiden, Fuß und Bein
 Verpreßt, umklammert und umschlungen
 Von dreisten Händen, festgehalten,
 Gezerret an ihrer Kleider Falten,
 Und rings stürmt gellend auf sie ein
 Mit ungeberdig wildem Heischen
 Von rauhen Stimmen heißes Kreischen:
 „E keiner Herr! Jungfräulein hold!
 Ich bitt' recht schön — Dank, tausend Dank!
 Auf Erden und im Himmel auch
 Vergelt's Euch Gott!“ . . . Hei! wie sie haichen,
 Sich gierig weriend zwischen Bauch
 Und Hui der Pferde, nach dem Gold,
 Das niederkollert hell und blaut
 Aus Arthurs und Nigritta's Taschen! —
 Nur der berittene Geielle
 Bleibt unbeweglich auf der Stelle;
 Doch — wie unmuthig, freie Bahn
 Zu schaffen, nun der Lord den Sporn
 Dem Galben in die Weichen schlägt,
 Daß dieser einen Schritt nach vorn
 Ihn ungeduld'gen Sprunges trägt —

Drängt er sich plötzlich nah' heran
 Zur schönen Maid und wispert ihr
 Mit leidenschaftlicher Geberde
 Ein Wort in's Ohr, dann schnell sein Thier
 Schwenkt er hinweg. —

„Halt! süßes Schätzchen!
 Wahrsag' ich Dir — reich' mir vom Pferde
 Herunter doch Dein feines Täpchen!“ —
 Mit welchem Antlitz, dürrem Leib
 Im Schmeicheltone grinst ein Weib
 Und stellt sich vor Nigritta hin,
 Die — eh' noch Arthur, umgewandt,
 Mit Wink und Blick sie hält zurück —
 Sogleich den Handschuh auszuzieh'n
 Bereit, und ausstreckt ihre Hand,
 In deren Linien verloren
 Die Hure anhebt so zu lesen:
 „Heil Dir! Zufriedenheit und Glück
 Hat Dir das Schicksal zugeschworen,
 Wofern Du wieder wirst dereinst
 — Ja, ja — Du bist nicht, die Du scheinst —
 Was Du im Anfang bist gewesen! —
 Ich seh' die Zeit, ich weiß den Ort,
 Wo Dein Herzliebster . . .“

„Weib! Mach' fort!“
 Herrscht Arthur nun die Alte an,
 Und sprengt, mitreißend seine Braut,
 Von dannen, — während Ford' und Reiter,
 Des Geldes froh, das sie empfah'n,
 Durch Buschgehölz und Farrenkraut
 Trollt lärmend ihres Weges weiter . . .

„Die Aermsten!“ — groß- und mildgesinnt
 Der Jüngling neuerdings beginnt,
 Dieweil sie reitend hügelab
 Zum Paßgang mäßigen den Trab: —
 „Zeitlebens wandernd heimatlos
 Am Körper, wie am Geiste bloß!
 Und alle die Prophetenkunst
 Nur eitel Trug und leerer Dunst! —
 Doch wie? was ficht Dich an, mein Herz?
 Daß Du die Stirne traurig neigst? —
 Ah! — ob Du gleich ihn mir verschweigst —
 Ich ahn' und ehre Deinen Schmerz:
 Der Anblick war es dieser Armen,
 Der Dich verstimmt, — und hast Du nicht
 Genügt der schönsten Menschenpflicht? —

Nein! diese gold'ne Sklaverei,
 Dieß übertünchte Glend — nie
 Ertrüge sie's! —

Doch Arthur — wie?
 Liebt sie ihn nicht? Hat fremder Wille
 Ihr den Verlobten aufgedrungen?
 War's Laune, eigensinn'ge Grille,
 Daß sie mit ihm den Bund geschlungen? —
 Ach! seit der unglücksel'gen Stunde,
 Da liebentflammt, erhörungsbar
 Er vor ihr auf den Knien lag,
 Und flehend bat um Gegenminne,
 Bis zögernd leise ihrem Munde
 Mitleidig sich ein „Ja“ entrang,
 Ward mehr und mehr sie jeden Tag
 — Anklagend selber sich voll Reue —
 Des ungeheuern Abstand's inne,
 Der ihre Welt von seiner scheidet.

Nein! — Soll sie je in Lieb' und Treue
 Sich völlig einem Manne weih'n,
 Müßt's einer von dem Stamme sein,
 Den er bedauert, sie beneidet! . . .
 Und wieder vor der Seele klar
 Der Bursch' steht mit dem langen Haar,
 Mit seinen Gliedern schlank und stark,
 Wie gestern Abend er im Park
 Urplötzlich staunend vor ihr stand,
 Und wie ein Schatten dann verschwand . . .
 Und heute Morgens — wie er dicht
 Zu ihrem bog sein braun Gesicht,
 Und sie mit lohem Blick verschlang!
 Ach! seiner Stimme Lispelklang
 Summt fort und fort im Ohr ihr nach.
 Sie muß des Wortes immer denken,
 Daß er zu ihr bedeutend sprach:
 „Um Mitternacht — wenn Alles schon
 Im Schlummer — merk'! — ein Feuerzeichen . . .“

Aus brütendem Sichselbstversenken
 Auf einmal jetzt vom Pfühl, vom weichen,
 Schnellst in die Höh' sie federgleich,
 Und eilt hinaus auf den Balkon.
 Wie labend, wie erquickungsreich
 Der Lüfte reiner, voller Strom
 Die heißen Schläfen ihr umfließt,
 Sich mild und linde rings ergießt,

Nun hält die Nacht mit ihren Träumen
 Die Erde inniglich umfassen,
 Tief Schweigen rings, nur ab und zu
 Ein heimlich Flüstern in den Bäumen
 Um's Schloß, darinnen längst zur Ruh'
 Der Diener wie der Herr gegangen. —
 Im runden, heim'schen Eithurmzimmer,
 Wo sie sich zeitlich eingeschlossen,
 Liegt auf ihr Lager hingegossen
 Nigritta. Mit gedämpftem Licht
 Umspielt der rosenrothe Schimmer
 Der Ampel, die da aufgehangen,
 Die Lippen ihr, die Stirn', die Wangen,
 Und die herabgesenkten Lider: —
 Es scheint, sie schläft; doch schläft sie nicht.
 Wie aufgewühlte Wellenfluth
 Schlägt brandend ihre Brust an's Nieder,
 Das leicht und locker sie umschmiegt,
 Es tobt ihr Puls und stürmisch fliegt
 Ihr Athem, wie in Fiebergluth.
 Vor ihrer wachen Seele schwanken
 Entschlüsse, Bilder und Gedanken
 Im bunten Wechsel ruhelos;
 Vergangenheit und Gegenwart,
 Und was vorausgeahnt im Schooß
 Der nahen Zukunft ihrer harrt
 Zieht ihrem inner'n Sinn vorbei.

Noch ist sie krank, noch ist sie frei!
 Noch ist das Wort nicht ausgesprochen,
 Das streng in der Gesellschaft Bann
 Ihr Sein unwiderruflich bindet;
 Doch Woch' um Woche geht und schwindet —
 Es kommt der Morgen angebrochen,
 Der zum Altar sie führt — und dann? —
 Ach! dort, wo über'm Häusermeer
 Der Riesenstadt am Themsestrande
 Die Nebel wuchten dick und schwer,
 Im lichterdüsteren Palast
 Lebt sie ein Leben, wie sich's paßt
 Für eine Frau von ihrem Stande.
 Concert und Schauspiel, Ball und Thee,
 Und Prunk und Aufwand um die Wette,
 Und hinter blanken Spiegelscheiben
 In Sammt und Seide hohles Treiben,
 Der Langeweile endlos Weh',
 Und eine fortgesetzte Kette
 Von Täuschung, Falschheit, Heuchelei —

Und Schritte hört sie, die sich leise
 Und sacht' ihr nah'n; sie wendet sich:
 „Du — guter William? — Sprich, o sprich!
 Ist Keiner noch zurückgekommen?“

Der treue Schloßwart wiegt das greise,
 Gesenkte Haupt und seufzt bekommen:
 „„Ach! leider nicht!““ —

„Wo weilst Du, wo?
 Schwarzbättchen! o mein Liebling Du!
 Stieß' Dir der kleinste Unfall zu,
 Fern dem gewohnten Aufenthalt —
 Nie würd' ich mehr des Lebens froh.
 O, daß ich selber schwach und alt,
 Es Andern überlassen muß,
 Dich aufzusuchen! — Wär' ich jung,
 Nicht Ruhe gönnt' ich meinem Fuß,
 Durchstreifend Höh' und Niederung,
 Bis ich — und wär's am End' der Welt —
 Dich lebend oder ach! entseelt
 Hätt' ausgespürt!“

„Na — nicht verzagt!
 Wenn jede and're Hoffnung riß,
 Der junge Herr — er kommt gewiß
 — Nach Allem, was ich ihm gesagt —
 Dem gnäd'gen Fräulein auf die Spur.
 Müßt' ich nicht fürchten, Euer Gnaden
 Mit läst'gen Dingen zu beladen —
 Erzählen möcht' ich . . .““

„Rede nur!“ —

„„Nun denn: Zigeuner, scheint es, haben
 Unweit ihr Lager aufgeschlagen;
 Am Wiesenraum und bei den Eichen,
 Beim Birkensteg, am Wassergraben,
 Sah man bereits vor ein'gen Tagen
 Verdächtiges Gesindel schleichen,
 Und gestern, wie wir so, wie immer,
 Des Abends im Gesindezimmer
 Versammelt nach dem Essen sitzen
 Und plaudern so zum Zeitvertreibe —
 Auf einmal seh' ich Augen blicken
 Herein zum Fenster. — Täuscht mich nicht
 Mein alt Gedächtniß — war's Gesicht
 Und Ausdruck von demselben Weibe,

Das vor so vielen, vielen Jahren
 — Wohl fünfzehn sind es — mit dem Kinde
 Am Rücken in der schmutz'gen Binde
 Als Bettelnde im Schloß erschien. —
 Da ist's mir durch den Kopf gefahren,
 Ob etwa nicht . . .““

„Wo denkst Du hin!
 Und wenn sie's war — wer kann zu glauben
 So thöricht sein: sie käm' zu rauben
 Die Perle, die ich aus dem Staub
 Mir aufgelesen?“ —

„Mit Verlaub!
 Das mein' ich nicht, — was ich vermuthe . . .““
 Er stockt: doch bald gutmüthig-schlau
 Fortfährt er: „Na — die gnäd'ge Frau
 Hält's meiner Einfalt wohl zu Gute,
 Wenn ich gestehe frei und offen,
 Was durch den alten Kopf mir schon
 — Es ist ja auch Vermuthung bloß! —
 Wie, wenn aus eig'nem freien Willen
 Das Fräulein diese Wahl getroffen,
 Und nach des Wandervolkes Stätte,
 Die ihr ein Zufall wies, im Stillen
 Sich insgeheim begeben hätte? —
 Ist manch Exempel doch bekannt,
 Daß, wer einmal den grünen Wald,
 Und Haid' und Moor sein Heim genannt,
 Als in sein rechtes Element
 Dahin zurück sich ewig sehnt,
 Wo er auch weile! — und sobald
 Gelegenheit . . .““

„Sie mich verlassen?“
 Ruft außer sich die Lady — „Nein!
 Von Sinnen müßt' sie 'kommen sein,
 Solch rasenden Entschluß zu fassen!
 Hatt' ich sie nicht vom Herzen lieb?
 Ward ihr — kaum leise nur genährt —
 Nicht jeder Wunsch so voll gewährt,
 Daß ihr nichts mehr zu wünschen blieb?
 Hat sie nicht alles Glück auf Erden
 Im überreichen Maß besessen,
 Bestimmt, noch glücklicher zu werden?
 Und sollte dank- und pflichtvergeffen . . .““

— Ersticht von Thränen, kummerkrank
 Hinfinkt sie auf die Marmorbank,
 Die breite, unter'm Blätterdach,
 Und grübelt, gegenwartentrübt,
 Die Augen in das Tuch gedrückt,
 Dem, was geschehen, trostlos nach. —

.

* * *

Indeß hat, alle Möglichkeiten
 Und Fälle, die geeignet wären,
 Ihn auf die rechte Spur zu leiten,
 Im Geiste wiederholt erwägend,
 Erfolglos Arthur all die Gegend
 Um Schloß und Park herum durchirrt.
 Wie soll er deuten, wie erklären
 Nigritta's räthselhaft Verschwinden?
 Des treuen William Wink und Mahnung
 Hat schier die Sinne ihm verwirrt
 Und — die er selber nicht gewagt
 Sich zu gesteh'n in seiner blinden
 Sorglosigkeit — die böse Ahnung
 Mit Einemmale aufgejagt.
 Was mußte auch, da just den Flug
 In's Abenteuerliche, Weite
 Nigritta's Phantasie genommen,
 Der sonderbare Wanderzug
 Entgegen ihnen gestern kommen.
 Und mit ihm alle das Geleite
 Von Bildern und Erinnerungen
 Aus ihrer Kindheit früh'sten Tagen,
 Die — mochte sie's auch nimmer sagen —
 In ihr doch allzeit nachgellungen! —
 Und überdieß — wie klang es, was
 Weissagend jene Alte las? — ...
 „Heil Dir, wann wieder Du dereinst
 Das wirst — Du bist nicht, die Du scheinst —
 Was Du im Anfang warst!“ — O Fluch
 Der frechen Hexe und dem Spruch!
 Nein, nein! wie reizbar, überschwänglich
 Nigritta auch und leichtempfindlich
 Für jeden fremden Eindruck sei:
 Zu klar und scharf ist ihr Verstand,
 Als daß die plumpe Gaukelei
 Sie mehr, als flüchtig nur, erregte.
 Und ist ihm Bürgschaft nicht und Pfand
 Die Liebe, die sie für ihn hegte,
 Daß sie mit Absicht nicht entwich? —

Zwar schwerlich kann er sich verhehlen,
 Daß in den Einklang ihrer Seelen
 Sich oft ein greller Miston schlich,
 Daß nimmer sie die Leidenschaft,
 Die er ihr zeigte Tag für Tag,
 Erwiedert mit der inn'gen Kraft,
 Die sonst in ihrem Wesen lag,
 Und — namentlich in letzter Zeit —
 Kalt blieb bei seiner Bärtlichkeit;
 Doch, wie er selbst für's ganze Leben
 Sich unbedingt, unwandelbar,
 Und ohne Rückhalt hingegeben,
 Hatt' er nicht minder seiner Braut
 — So seltsam sie zuweilen war —
 Mit fester Zuberficht vertraut. —
 Wenn aber — ach! er denkt mit Gram
 Den unausstehlichen Gedanken! —
 Sie gleichwohl Reue überkam,
 Zu halten, was sie einst verheißen,
 Und ihre Treu' begann zu wanken —
 Gab's keine freundlichere Art
 Der Lösung? — so gewaltsam hart
 War sie im Stande, zu zerreißen
 Das traute Band, das sie umfing? —
 Ein Blick auf den Verlobungsring,
 Den er mit einem heißen Kusse
 Ihr auf den Finger einst gesteckt,
 Er hätte sie vom Fluchtentschlusse
 — Wenn anders nichts — zurüfgeschreckt! —
 Ein Frevel wär's! Nein! ewig nicht,
 — Wie stark dafür der Schein auch spricht —
 Könnt' er es fassen und begreifen,
 Daß ihm so schnöb' sein Lieben lohnt
 Sein angebetetes Idol! —
 Mocht' ihr — sie war von je gewohnt
 Frühmorgens einsam zu durchstreifen
 Gefild' und Au — ein Unglück wohl,
 Ein plötzliches, begegnet sein?
 Und augenblicklich fällt ihm ein,
 Wie — als er gestern sie befragte,
 Warum sie sich so bald erhebe
 Vom Theetisch und in ihr Gemach
 So ungewöhnlich schnell begeben? —
 Sie über leichten Kopfschmerz klagte,
 Und matt ein „Gute Nacht“ nur sprach! —
 Vielleicht — wenn er herum sich biegt
 Schon um die nächsten Haselheiden —
 Sieht er — o tödtlich grimmer Schrecken! —

Wie sie auf nackter Erde liegt
 Ohnmächtig, hilflos, todesbleich,
 Die lieben Augen fest geschlossen,
 Die schwarzen Locken wirr ergossen! —
 Zusammenschaudert er tiefinnen —
 Doch wie vom Aeußersten sogleich
 Im raschen Ineinanderspinnen
 Der Geist einbildsam übergeht
 Zum Aeußersten: — auf einmal steht
 Vor ihm sie, wie sie damals stand,
 Als er, vom Festland heimgekehrt,
 An ihrem Reiz bewundernd hing,
 Der, als er in die Ferne ging,
 Sich kaum der Knospe noch entwand: —
 Anmuthig schön, begehrenswerth,
 Ein Röslein frisch im Jugendthau,
 Das, während er die Welt durchschweift,
 Für ihn, im trauten Heimatgau
 Allmählig hold herangereift! —

Verzehrt von Angst und Sehnsuchtsdrang
 Hinirrt er leuchend stundenlang
 In Sonnenbrand und Sonnenhelle
 Erhitzt, erschöpft, mit wüstem Hirne, —
 Und nun beschreitet er die Schwelle
 Des Waldes. — Tief aufathmend hemmt
 Er da den Fuß und wischt beklemmt
 Die Tropfenperlen von der Stirne.
 Im Labyrinth dieser Fichten,
 Wo zwanzig Steige sich verzweigen,
 Wohin zuerst die Schritte richten?
 Die Bäume hüllen sich in Schweigen —
 Und keine mildgesinnte Fee
 Tritt aus dem grünen Kreis hervor
 Und kündet ihm, wohin sein Reh,
 Das scheue, flücht'ge, sich verlor!

So hebt er denn nach kurzer Rast
 Die Waldung zu durchschwärmen an;
 Nach rechts und links, die Kreuz und Quer
 Bricht er mit Arm und Bein sich Bahn.
 Wo gift'gen Duft der Seidelbast
 Betäubend athmet, Heidelbeer'
 Und Ginster wuchern üppig dicht.
 Die Zweige peitschen ihm Gesicht,
 Und Nacken, Hand und Wange reißen
 Ihm Stachel, Dorn und Nadelspitzen,
 An Brombeerranken, Wurzelsträngen,

An Strünken bleibt sein Fuß oft hängen;
 Er aber hat es nimmer Acht:
 Es halten seinen irren Lauf
 Nicht Buschwerk und Gestrüppe auf! —
 Und tief und tiefer in die Nacht
 Des Forstes, ohne Plan und Wahl —
 Und von Secunde zu Secunde
 Wächst Ungewißheit, Schmerz und Qual
 In seiner Brust. — Den theuren Namen
 Ruft er verzweifelt; doch kein Laut
 Antwortet in der weiten Runde. —
 Schon will — auf die er noch gebaut —
 Die letzte Hoffnung ihm erlahmen . . .

Da — horch! — was bebt und klingt und rauscht
 Ein märchenhaftes, himmlisch Singen
 Durch das Geäst auf duft'gen Schwingen
 Jetzt ferneher? — Er zuckt zusammen,
 Steht unbeweglich still — und lauscht
 Gesenkten Hauptes. — Woher stammen
 Die Töne, wehmuthsüß und weich,
 Die, Aeolsharfenseufzern gleich,
 In Lüften flüstern, säuselnd weben
 Und der Natur geheimstes Leben
 In ihres Zaubers Bannkreis zwingen? —
 Den Silberwohl laut einzutrinken,
 Die Blumen, so die Köpfchen hängen,
 Sie richten horchend sich empor,
 Es geht ein lispelnd Wehen, Winken
 Von Strauch zu Strauch, von Zweig' zu Zweigen,
 Andächtig — jedes Blatt ein Ohr —
 Die Bäume ihre Wipfel neigen.

Ach! diese wunderfame Weise
 — Bald feurigstark, bald schmelzendschwach —
 Die ihm so oft das Herz erweicht, —
 O wie berückend sie sich schleicht
 In sein Gemüth! Erzitternd, leise
 Der süßen Stimme geht er nach,
 Die ihre Nähe ihm verräth,
 Indeß er, jetzt von Furcht besangen,
 Und jetzt mit freud'gem Hoffnungsbangen
 Erwartungsvoll durch's Dickicht späht. —
 Und hell und heller quillt der Sang
 Aus ew'gem Melodienbronnen,
 Und klar und klarer kommt's geronnen
 Wie angeschlag'ner Saiten Klang.

Das trillert, wirbelt, jubelt, schwirrt,
 Das schmachtet, bittet, lockt und girrt
 Wie wenn in sel'ger Liebeslust
 Sich wonnetrunken Brust an Brust,
 Und Seele sich an Seele schließt! . . .

Behutsam schreitend nun der Stelle
 Kommt Arthur nahe, wo die Quelle
 Des goldenen Gesanges fließt —
 Was wird er schauen? . . . Es benimmt
 Den Athem ihm, es flirrt und flimmt
 Vor seinem Blicke — vorsichtig spreitet
 Er auseinander das Geflecht
 Des Laubwerks — durch die Lücke gleitet
 Sein gierig Aug' — ha! sieht er recht? —
 — Er hält sich auf den Füßen kaum —
 Ist es ein böser Fiebertraum?
 Ist's Wirklichkeit? . . .

Auf grünem Moose
 Zigeunersleute lungernd — und
 Inmitten, wie im Freundesbund,
 Gelagert auf des Häuptlings Schooße,
 Der losend ihren Leib umfängt,
 Die Mandoline umgehängt,
 Das Paar bekränzt mit wildem Mohn,
 Wie eine Fürstin auf dem Thron
 Die reizendste der Sängerrinnen,
 Nigritta! — Sie! . . .

Wohl mag von Sinnen
 Den Jüngling dieser Anblick bringen!
 Soll er, im Innersten empört,
 Hervor aus dem Versteck springen? —
 Flieht er von dannen ungehört? —
 In seinen Adern kocht das Blut
 Vor Eifersucht und Schmerz und Wuth,
 Es packt sein Herz ein bitt'rer Krampf,
 Und um die Rippen zuckt's wie Hohn —

So steht er zwischen Jorn und Scham
 Unschlüssig, mit sich selbst im Kampf —
 Dann durch den Wald — von wo er kam —
 Besinnungslos stürzt er davon . . .

IV.

Mit Nebelgrau und Regenschauern
 Kam allgemach der Herbst in's Land,
 Und wieder trüb, einförmig schwand
 Ein Tag in stiller Trauer hin.

Der Nordwind rüttelt an den Mauern
 Des Schlosses, und geschüttelt brausen
 Die alten Linden; doch wie's draußen
 Auch stürmt ingrimmig, — Ruhe waltet
 Hierinnen traulich: im Kamin
 Ein Knistern bloß, nur das Geziß
 Der Lampe, und der Uhr Getid'
 Vernimmt man. — Ueber'm Buch gefaltet
 Die Hände, sitzt am runden Tisch
 Die Lady, und von Zeit zu Zeit
 Verstohlen fällt ihr Wehmuthblick
 Auf Arthur, der zurückgelehnt
 Im Sessel, zulehrt sein Gesicht
 Dem Feuerherd, wo Scheit auf Scheit
 Im allgefräß'gen Element
 Verkohlt in sich zusammenbricht.

Und wie der letzte Funkenglimmer
 Erlöschend jetzt in Nichts zerfließt,
 Erhebt er jäh sich und durchmißt
 Verschränkt die Arme, düster schweigend,
 Gehalt'nen Schritt's das kleine Zimmer,
 Bis er vor einem Bildniß steht
 Das, holde Mädchenzüge zeigend,
 Den Eckbord schmückt. — Wie im Gebet
 Betrachtet er's und es entringt
 Sich manch ein Seufzer tief und schwer
 Der wunden Brust; doch nun bezwingt
 Er länger seinen Schmerz nicht mehr,
 Und — als befänd' er sich allein —
 Ausbricht er — in das blonde Haar
 Sich greifend — heftig, trostesbar:
 „Und also soll's denn wirklich sein! —
 Aus diesen glänzend schwarzen Augen
 Soll nimmer ich Erquickung saugen?
 Nie mehr an diesem rothen Munde,
 An diesem Busen warm und weich
 Mich laben — einem Gotte gleich —
 In süßverschwieg'ner Schäferstunde? —

Ach! meines Glückes Blume soll
 Verwelken, ehe sie noch voll
 Erblüht? — Ein And'rer schmelzen, wo
 Ich darben muß? — Nigritta! O!
 Nigritta! — Wärest Du gestorben,
 Blieb makellos und unverdorben
 Mir mindestens Dein Andenken;
 Doch jenem Elenden Dein Herz,
 Daß Du zueigen mir gabst, schenken —
 O unausdulkbar herbes Weh',
 Davon ich nimmer kann gesunden!
 Wohl hätte ich gelindern Schmerz
 Sogar um Deinen Tod empfunden! —
 Ade! — Auf ewig denn Ade,
 Du Falsche! — Nun die Leichenfeier,
 Der Liebe letzte Pflicht erfüllt —
 Sei fortan jedem Blick verhüllt! " —
 Er spricht's, und mit dem weißen Schleier,
 Der um des Rahmens Gold sich breitet,
 Das Bild bedeckend, tritt er wieder
 Hinweg vom Heiligthum und schreitet
 Mit stummem Brüten auf und nieder. —

„O Himmel!“ — fällt nach kurzer Pause,
 Darin man stärker das Gebrause
 Des tobenden Orcans vernahm,
 Gefaßten Tons die Lady ein,
 In deren Brust des Jünglings Gram
 Auf's Neu' die alten Schmerzen weckte —
 „Wer hätte dazumal gedacht,
 — Als sie die Kinderhändchen klein
 Wie bittend mir entgegenstreckte,
 Zum erstenmal in's Schloß gebracht —
 Sie werde ohne Dankeszeichen
 Und Lebewohl daraus entweichen! —
 Ach! dieß Geschöpf, verwöhnt und zart,
 Wie will's des Wetters Unbill tragen,
 Der Armuth ungezählte Plagen,
 Entbehrung, Mühsal jeder Art? —
 Sie, die ein selten günstig Loos
 Früh in des Ueberflusses Schooß
 Aus herber Noth emporgerissen,
 Sie, der den Geist mit reichem Wissen
 Erziehung sorgsam ausgeschmückt,
 Und im empfänglichen Gemüthe
 Erschlossen der Empfindung Blüthe,
 Daß sie beglückend und beglückt
 Des herrlichsten Berufes walte,

Am eig'nen Herd', im eignen Haus
 Als Herrin, Gattin, Mutter schalte —
 Setzt — Feind sich selber — Ehr' und Leben
 Auf's Spiel, setzt ihren Körper aus
 Dem Frost, dem Sturme — preisgegeben
 Den rohen Scherzen der Genossen! — —
 Nichts mehr von ihr! — die leichtentschlossen
 Und kalt sich von uns abgekehrt,
 Verdient es nicht, daß ich mich gräme,
 Nicht Deiner Liebe ist sie werth
 Hinfür! — Hast Recht — vergesse sie!“

„Ich sie vergessen? — Nie, o nie! —
 Und wenn sie dennoch wiederkäme?
 Wenn's nur ein toller Einfall war,
 Zu prüfen meiner Liebe Feuer?
 Die Sucht nach einem Abenteuer
 Sie nur verlockte, die Gefahr?
 Ach! Alles, was ich um sie litt,
 Wie gerne möcht' ich's ihr vergeben!
 Wie gerne, wenn . . . still! war's nicht eben,
 Als ob sich nebenan im Saal
 Etwas bewegte — Schritt für Schritt? . . .“

„Ein Windstoß war es — O mein Sohn!
 Wohl mochte noch ein Hoffnungsstrahl
 Uns glimmen in den ersten Tagen;
 Doch Wochen, Monde flohen schon
 Seit ihrer Flucht; — es bleibt Entfagen
 Uns übrig nur! —“

Horch! leise dreht
 Sich jetzt die Klinke an der Thür —
 Sie öffnet sich, — in's Cabinet
 Aus dunklem Raume tritt herfür —

„Nigritta!“ — „Kind!“ —

Sie selber, ja!
 Leibhaftig, wirklich steht sie da;
 Und anders dennoch ganz und gar,
 Als man sie schaute Jahr um Jahr:
 Im kurzgeschürzten, glatten Rock,
 Von dem jedweder Buß verschwunden,
 Nachlässig um den Kopf gewunden
 In Turbanform ein Tüchlein roth,
 Dem feisselpottend das Gelock',
 Das üpp'ge, zu entfluthen droht,

Um Schultern, Hals ein Manteltragen,
 Ein dürft'ger, lose nur geschlagen,
 Halbnacht die Arme, ohne Spangen
 Die Handgelenke — unbefangen
 So tritt sie vor, und während Beide
 Sprachlos, verwundert vor ihr steh'n,
 Beginnt sie: „Wieder mich zu seh'n
 Seid Ihr erstaunt? — So wißt: es trieb,
 Bevor ich aus dem Lande scheide,
 Ein unbezwingliches Verlangen
 Noch einmal mich an diesen Ort,
 Wo ich so viel — so lang ich blieb —
 Des Guten, Freundlichen empfangen,
 — Denn gut war's schließlich doch gemeint.“ —

„Nigritta — wie? — in Einem Wort
 Balsam und tödtlich Gift vereint?
 Dein Kommen Abschied? — Nein! sag' nein! —
 Für immer bleibst Du wieder hier?“
 Ruft Arthur hastig, Liebentbrannt.

Und Lady Stanley d'rauf zu ihr
 Mit sanftem Vorwurf: „Siehst Du's ein,
 Du, die mich Mutter einst genannt,
 Wie wohl wir Dir gewollt — warum,
 Warum denn schneidest Du es ab,
 Das Band, das Dich an uns gefettet?
 Was greifst Du zum Wanderstab
 Und schlägst Dich in der Welt herum,
 Nachdem Du, warm und weich gebettet,
 So lang zufrieden hier geruht? —
 O Kind! Wofern Dich nicht verblendet
 Ein böser Zauber,kehr', o kehr'
 Zurück in uns're sich're Hut!
 Und alles Beste, was bisher
 Aufricht'ge Neigung Dir gespendet,
 Sei ungeschmälert nach wie vor
 Dein eigen!“ — Also mild beschwor,
 Liebkosend Wange ihr und Sinn,
 Mit mütterlicher Bärtlichkeit
 Die Dame die Zigeunerin.

Doch diese die dage'n geseit,
 Abwehrend: „Dank und nochmals Dank
 Für Alles — voll und ungetheilt,
 Was all' die Zeit, die ich geweiht
 In Eu'rem Kreis, — mir ward bescheert!

— War's mir auch nur, was Speis' und Trant
 Dem durst- und hungerlosen Gast:
 Bedürfniß weniger, als Last!
 Denn Eines hab' ich nur begehrt
 In meinen Träumen und Gedanken;
 Doch dieses Eine ohne Schranken,
 Bedingungslos, im Uebermaß:
 Die Freiheit, wie sie früh und spät
 Im Wald und auf der Haide weht! —
 Und wie das Vöglein, das im Bauer
 Zur Winterzeit geruhig saß,
 Entsagungstumm in sich geschmiegt,
 — Wenn vor dem off'nen Fenster lauer
 Die Lüfte weh'n und mit Gesang
 Der Brüderschwarm vorüberfliegt
 An seinem engen Drahtgefängniß —
 In freiheitsfehnender Bedrängniß
 Schlägt ungeduldig mit den Flügeln:
 So ich — den eingebor'nen Drang
 Vermocht' ich länger nicht zu zügeln
 Im Busen, seit dem Augenblick,
 Als ich die braunen Wand'rer sah,
 Die stammverwandten, und so nah',
 So nah' sie wußte! — Zu den Meinen
 — Mit ihnen Freud' und Mißgeschick,
 Das letzte Stückchen schwarzes Brod
 Zu theilen, treu bis in den Tod —
 Bog es mich unaufhaltsam hin! —
 Es ist gesch'hen —. Wohl mir! zu scheinen
 Brauch' ich nicht mehr, was ich nicht bin,
 Und, wie man nach dem Mummenschanz
 Abwirft den Maskenflitterglanz:
 Entkleidet lügnerischer Pracht
 In ihrer angestammten Tracht
 Stellt endlich sich Nigritta dar!“ —

„„Und mit dem Kleid wie eitler Tand,
 Veränderlich und wandelbar,
 Auch alte Liebe abgethan?! —““
 Frägt barsch der Jüngling, ihre Hand
 Ergreifend und in seine pressend;
 Doch seines Unmuths bald vergessend
 Eindringlich innig: „Nun, wohl an!
 Ist Reichthum, Bildung, Stellung, Stand,
 Ein schönes Heim in Stadt und Land,
 All', was dem Leben Festigkeit
 Und Halt und Werth und Reiz verleiht,
 Dir nur ein Abscheu und ein Grauen —

So laß' uns uns're Hütte bauen
 In einsamöden Regionen,
 Wo Wölfe nur und Bären wohnen!
 Im Urwald, ferne dem Getriebe
 Der Menschen, bei des Bergstroms Tosen,
 Umblüht von Ranken wilder Rosen,
 Aufschlagen laß' uns unser Zelt! —
 O, wenn ein Funke einst'ger Liebe
 Sich noch in Deinem Herzen findet —
 So gib ihn mir! — Wie miß' ich leicht
 Dafür die Schätze einer Welt!" —

.

Und sie — indem sie sich entwindet
 Dem Arm, den er um sie gelegt,
 Und einen Schritt nach rückwärts weicht —
 Mitleidig Lächeln im Gesicht:
 „Lord Arthur! Täuscht Euch selber nicht!
 Was augenblicklich Euch erregt,
 Nur Wallung ist's im heißen Blut;
 Wie bald — wenn die voreil'ge Glut
 Sich wieder hätte abgekühlt —
 Griff' Neu' in Euer'm Innern Platz
 Um Alles, d'rauf Ihr zu verzichten
 Euch nun erlöhnt, wofür Ersatz
 Ich nimmer könnte Euch entrichten! —
 Denn allzugut herausgeföhlt
 Wohl hattet Ihr vom Anbeginne:
 Was ich im tiefgeheimsten Schacht
 Des Herzens einst für Euch empfand,
 War nicht das Feuer echter Minne,
 Nicht echter Neigung Himmelsmacht!
 Und wenn ich darin Unrecht that,
 Daß ich nicht früher dieß gestand,
 Als eben erst in dieser Stunde —
 Doch sagt mit nichten, daß Verrath
 Und schnöden Treubruch ich beginn,
 Wenn zu unlöslich ew'gem Bunde
 Ich einem Andern mich ergab!" —
 — Und einen kleinen, gold'nen Ring
 Streift sie vom schlanken Finger ab: —
 „Hier! Nehmt das Liebespfand zurück,
 Daß ich zu lang unziemlich trug!
 Schenkt einer Würdiger'n ein Glück,
 Daß nicht für mich taugt! — O — genug
 Der Worte schon! — Ich bin am Ziel.
 Und wollt' ich sprechen noch so viel —
 Ihr könnt mich ewig nie versteh'n! —

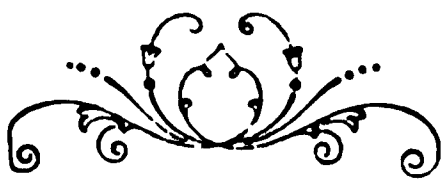
Lebt wohl!“ — Sie grüßt ihn ernst und nicht
 Der Lady, die ergebungsvoll
 Auf ihrem Sitz zu Boden blickt —
 „Und denket“ — spricht sie, schon zum Geh'n
 Gewendet — „meiner ohne Groß!“ —
 Doch, ehe sie den Fuß erhebt,
 Erfaßt von Schmerzensallgewalt.
 Tritt er sie an — in Thränen strahlt
 Sein Auge, seine Stimme bebt:
 „Migritta! Eines noch! — Halt' ein! —
 Und muß es denn geschieden sein —
 Vollende ganz mein Herzeleid! —
 Der letzte, herbste Tropfen bleib'
 Im Bermuthskelch mir nicht erspart!
 Gib Antwort mir, gib mir Bescheid! —
 Der Bursche mit dem langen Bart,
 Der Bande Haupt . . . ?“

„Ich bin sein Weib! —

Ihm zugesellt in Lust und Weh',
 Und keine Macht auf Erden hat
 Das Recht, mich ihm zu weigern je.
 Der Wald war Kirche, der Altar
 Ein Fels, im grünen Festornat
 Als Zeugen rings der Bäume Schaar,
 Die wilden Blumen auf der Flur
 Brautjungfern, Priester die Natur,
 Der uns einander angetraut! —
 Aussteuer uns und Mitgift ist
 Die Luft, der gold'ne Sonnenschein,
 Der leichte Sinn, der gerne mißt
 Die Sorgen des Besizes. — Nein!
 Die Welt, soweit der Himmel blaut
 Sei unsre Heimat, unser Haus! —

• • • • •
 Horch! — d'runten — ja! das war sein Pfiff!“

Die Thüre auf mit raschem Griff,
 Schon schwand sie in die Nacht hinaus.
 • • • • •



so wenig in Betracht, wie z. B. die Kinder in Grillparzers „Medea“, die nichts Anderes zu thun haben, als sich vor ihrer Mutter zu fürchten. Verhältnißmäßig am naivsten hielt Schiller — dem die Naivetät im Allgemeinen mangelt — den altflugen Bauernknaben in „Wallensteins Lager“. In der Regel baut er das Kind philosophisch auf. Diesen Standpunkt nimmt er in dem Distichon „Das Kind in der Wiege“ ein:

„Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege.
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.“

In dem Gedichte: „Der spielende Knabe“ ermuntert er das Kind, sich's wohl sein zu lassen in der Mutter Schoß, denn nur zu rasch werde die Zeit der Sorglosigkeit vorüber sein. Aber er kann nicht umhin, weiter auszugreifen und aus dem Einzelnen hinauszutauchen ins Allgemeine:

„Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb:
Noch erschafft sich die üppige Natur erdichtete Schranken,
Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht und der Zweck;
Spiele. Bald wird die Arbeit kommen, die hagre, die ernste,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Muth.“

In Walther Tell war Schiller glücklicher als sonst bei dem Versuche, eine Kindergestalt auf die Scene zu bringen. Aber aus Rhetorische streift trotzdem die Ausdrucksweise des Kindes:

„Der Vater trifft den Vogel ja im Flug,
Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes.“

Was wir von den Dichtern vor Allem erwarten, ist die rückhaltlose Freude am Kinde, eine Freude, wie sie aufrichtig und typisch unter unseren Zeitgenossen Theodor Storm ausgesprochen hat. Er betrachtet seine zwei Jungen und stimmt das Lied an:

„Die Schatten, die mein Auge trübten,
Die legten, scheucht der Kindermund;
Ich seh' der Heimat, der geliebten,
Zukunft in dieser Augen Grund.“

Ein anderer Dichter aus unseren Tagen, Robert Hamerling, legt in die Kinder gar geheime Wissenschaft hinein:

„Wie's aussieht im ewigen Freudenhain,
Im Himmel, dem hohen, da oben,
Das wissen die Kindlein, die Kleinen, allein,
Sie kommen ja gerade von droben.“

Doch sie können's nicht sagen, unmündig und klein,
 Sie müssen's verschweigen indessen:
 Und wachsen heran sie und plaudern sie fein,
 Dann haben sie's leider vergessen."

Hamerling hat selten bibelgläubige Anwandlungen; aus den mitgetheilten Zeilen darf man eben nur eine Stimmung heraus hören. Dagegen lag für viele Poeten die Versuchung nahe, die Kinder mit der Religion und deren Sagen und Tröstungen in Zusammenhang zu bringen. Paulus Gerhardt, der evangelische Liederdichter, denkt sich in einen Vater hinein, der sich an dem Gedanken erfreut, sein heimgegangener Knabe helfe nun den Engeln singen. Das todte Kind fragt:

„Mein herzer Vater, weint ihr noch? und ihr, die mich geboren?“

Jost van den Bondel, der Holländer, betrauert sein todttes Kind, sagt sich aber, es sei nur im Himmel glücklich und selig:

„Konstantinchen, Cherubinchen,
 Seraphinchen in der Höh."

Bei manchem bedeutenden Poeten finden wir durch Beispiele erhärtet, daß die Kindererscheinung mit religiöser Empfindung in Zusammenhang gebracht werden kann, ohne daß deshalb der Dichter in augenverdrehende Frömmerei zu verfallen braucht. Ich kenne ein schönes Gedicht des Magyaren Johann Arányi in Verdeutschung von Ludwig Dóczy: „Bete, Kind." Darin empfiehlt der Poet, dem selbst die Ursprünglichkeit des Glaubens allerdings verloren gegangen ist, seinem Knaben, die Hände gen Himmel zu erheben. Er sagt ihm unter Anderem:

„Wenn du einst das ganze Elend siehst,
 Dem die Ehrlichkeit verfallen ist,
 Wenn sich seitwärts Tugend und Vernunft
 Drücken vor der Dummen, Bösen Zunft:
 Leg' den Glauben, eh' dich Neid verblende,
 Auf die Wage, und sie steigt gelind,
 Falte fromm die lieben, kleinen Hände,
 Bete, bete, mein geliebtes Kind."

Leider bin ich in der ungarischen Literatur nur wenig bewandert, aber man darf voraussetzen, daß das Kind gebührend berücksichtigt wird in einem Schriftthum, das ein so reizvolles Wort enthält, wie den Ausspruch des Josef von Eötvös:

„Das Kind ist halb Affe, halb Engel; wie tief muß es sinken, wie hoch muß es steigen, bis es ein Mensch wird."

Julius Sturm („Der Kindesengel") schildert so genau, als ob er ihn gesehen hätte, Aussehen und Kleidung des Engels, welcher die Kinder

„Du süß erblühend Röschen
 (Zur Mutter, Kind, und wisch' dein Näschen)
 Kühn, wie der Falk, sanft, wie die Taube dort,
 (Du, weißt du was, Weib — auf mein Wort,
 Ich kann nicht schreiben, schickst du ihn nicht fort.)“

Ludwig Uhland („Auf ein Kind“) rettet sich aus der Bedrängniß, die ihn umfettet, zu eines Kindes Unschuld, Wilhelm Müller („Kinderlust“) vergleicht die Kinder mit dem Frühling, Hoffmann von Fallersleben („Kindheit“) sieht in dem zarten Alter ein Zaubergärtlein, und zwar eines, in das man sich zurückträumen könne:

„O sucht das Gärtlein nicht auf Erden!
 Es ist und bleibt uns immer nah.
 Wir dürfen nur wie Kinder werden —
 Und sieh, gleich ist das Gärtlein da.“

Was für ein köstlich, erfreuend Ding ein Kind sei, preist J. G. Seidl, der niederösterreichische Dialectdichter, indem er behauptet, Zwillinge müsse man doppelt so gern willkommen heißen, wie ein Einzelnes. Eine Frau schickt einer anderen Kindswäsche, ein Häubchen und ein Rößchen, zum Geschenk und schreibt dazu:

„Drum nimm! Und gáb dá Himmel
 Gar zwoa, — schier sollt' má's glaub'n! —
 So gib dem Man'n halt's Roderl,
 'n Andán aber d'Haub'n.“

Robert Hamerling neckt ein Frauenzimmerchen:

„Und somit ein Uebel zwar, aber noch ein kleines,“
 allein trotz der Neckerei hat er sein Behagen daran:

„Springst mit silberhellem Gruß
 Du herein zur Thüre,
 Ist's, als ob ein Sonnenblitz
 Durch die Stube führe.“

Ihren Triumphzug durch die Kinderwelt beecht die frohe Stimmung zu Weihnachten. Da pochen die Kinderherzen in seliger Bangigkeit. „Am Weihnachtsabend“ nennt Graf Albrecht Wickenburg die Verse, in denen er zu seinem Kinde spricht:

„Hörst du den Ruf der Glocke,
 Mein holdes Töchterlein?
 Nun juble und frohlocke,
 Nun sollst du fröhlich sein,

Nun sollen deine Wangen
In lauter Freude glüh'n
Und Funken vor Verlangen
Die dunklen Augen sprüh'n."

Als ein Dichter, der köstliche Episoden aus dem Kinderleben zu erschaffen weiß, documentirt Friedrich Hebbel sich in: „Der Kirchenstrauß". Das Kind — „blond und fein, ein Lockenköpfchen, das kaum vier der Jahre hat" — ist für die Mutter Eier holen gegangen. Diese trägt es nun behutsam. Die Krämerin hat ihm Kirschen geschenkt, es möchte davon naschen, aber — welches Dilemma! — wenn es die Hand zum Munde führt, läßt es die Eier fallen, und diese zerbrechen. Nun bückt es sich, spitzt die Lippen — aber damit geräth die Kleine erst recht ins Unglück, eine Katastrophe würde erfolgen, wenn die Erschrockene nicht wie festgebannt stehen bliebe:

„Denn die Eier wollen gleiten,
Und sie hält sie nur noch fest,
Weil sie beide unwillkürlich
Gegen Leib und Brust gepreßt.
Lange wird es zwar nicht dauern;
Bellt der erste kleine Hund,
Fährt sie noch einmal zusammen,
Und sie rollen auf den Grund.
Doch da springt, den Küchenlöffel
In der Mehl bestäubten Hand,
Ihr die Mutter rasch entgegen,
Und das Schicksal ist gebannt."

Jeder Dichter finnt sich selbst in die Kinder hinein — der melancholische wird darum in ihnen keine Quellen fröhlicher Laune finden, sondern nur Wegweiser zu dem Pfade schmerzlicher Erwägung. Nikolaus Lenau, der Wehmüthige, ist Zeuge, wie die Kinder seiner Schwester wachsen, und da sagt er sich, daß er älter und älter wird:

„Wie ihr wachset und euch dehnet,
Sonnenzeiger uns'rer Tage,
Mahnt ihr, wie das Leben jage,
Das ihr fest und ewig wähet.
Kinderwuchs und Abendschatten
Zeigt dem Wand'rer auf dem Steige
Abgemähter Blumenmatten,
Wie sich ihm die Sonne neige."

Haben wir Hebbel als Urheber eines liebenswürdigen Genrebildes gefunden, so müssen wir feststellen, daß kaum irgend ein Poet sich mehr als

Hebbel mit den Kindern befaßt hat. In „Das Kind am Brunnen“ macht er uns erzittern für die Kleine, die in Gefahr kommt, zu ertrinken, und nur durch einen Zufall gerettet wird. In „Das Kind“ liegt die Mutter todt aufgebahrt, Blumen im Haare. Das Kind will der Mutter eine Blume abschmeicheln, da aber die Mutter nicht antwortet, denkt es:

„Sie schläft, doch wenn sie ausgeruht,
So thut sie's sicherlich.“

und schleicht sich still hinaus. Ein anderes Mal trägt Hebbel einen rührenden Zug aus dem Verhältnisse zwischen Kindern und Hausthieren vor. Er besingt die Macht des Kindes, und wenn es weint, so greift er in die Saiten:

„Zur Erde, die dein Veilchen deckt,
Kind, blickst du weinend nieder,
Und deiner Thränen Thau erweckt
In ihr ein zweites wieder.“

In dem Epos „Mutter und Kind“ schildert Hebbel ergreifend, was das Kind den Eltern bedeute. Ein reicher kinderloser Kaufherr in Hamburg macht einen armen Knecht und eine Magd zum Ehepaar und schenkt ihnen Grund und Boden, mit der Bedingung, ihr Erstgeborenes müßten sie ihm überlassen, er werde es adoptiren, um einen Erben zu haben. Sobald das Erstgeborene da ist, können Vater und Mutter sich nicht von ihm trennen, ja die Mutter stiehlt sozusagen ihr Kind und will dafür allen Besitz lassen und in die Armuth zurückkehren. Zur Zeit verzichtet der Kaufherr auf seine Rechte, und der jungen Mutter bleibt der heftigste Schmerz erspart. Der Dichter, der in der Nibelungen-Tragödie eine so schwere, wuchtige, wie in Stein gehauene Sprache redet, er findet hier die zartesten Wendungen: „Denn was die Pendel den Uhren, das sind die Kinder den Häusern.“ Auf das Kind der Magd und des Knechtes beziehen sich die Verse:

„ Es sind am Ende die Eltern,
Seine oder die ihren, die auferstehen im Enkel,
Weil sie, Christian sagt's, vergaßen, sich malen zu lassen.
Welch ein Ereigniß ist das erste wirkliche Lächeln,
Das die Mutter auf sich bezieht und jubelnd berichtet,
Daß er sie nun schon kenne, und wenn sie gehe, vermiße!
Dann die zappelnden Arme, die ihren Nacken umflammern,
Wenn sie sich niederbückt, so wie die beseelteren Blicke
Und der erwiderte Kuß! Zuletzt die stampfenden Beine,
Welche die Erde suchen und dennoch scheuen, das Fallen
Mit gebundener Zunge und ungeduldigen Lippen,
Und der vernehmliche Laut! Wie oft muß Christian kommen,
Um ihn schlummern zu seh'n“

Wenden wir uns, um nicht zu lange bei einem Einzelnen zu verweilen, von Hebbel ab, so nöthigt die Mehrzahl der bemerkenswerthen Dichter uns zu der Feststellung, daß die Poesie durch die Kindesgestalt unwillkürlich auf das Gebiet der Todesgedanken gedrängt wird. Unter den Kindern herrscht eine erschreckend große Sterblichkeit. Darum ist's begreiflich, daß wir immer fürchten, das Kind, das uns entzückt, könne uns in der nächsten Stunde entrissen werden. Oder soll das nicht Furcht, sondern Wunsch, ja Hoffnung sein? Ist's nicht besser, das Kind wird von der Erde genommen, ehe es deren Pein und Qual kennen gelernt, ehe es irgend eine Enttäuschung erfahren hat? Nikolaus Lenau geht so weit, für ein ihm theueres Kind den Tod geradezu zu erbitten. Die Kleine schläft; durch den Schleier des Schlafes lächelt sie wie die Rose still durch das Abendgebüfte. Der Dichter betet zum Schläfe:

„Wiege sie sanft, und lege deinem Bruder
 Sie, dem ernsteren, leise in die Arme.
 Ihm, durch dessen dichterem Schleier uns kein
 Lächeln mehr schimmert.
 Denn mit gezücktem Dolche harret der Kummer
 An der seligen Kindheit Pforte meines
 Lieblings, wo der Friede sie scheidend küßt und
 Schwindet auf immer.“

Elternliebe, durch den Tod eines Kindes im Innersten getroffen, wird schwerlich den Dichtern beistimmen, die in dem frühen Sterben der Kindheit bestes Theil erkennen möchten. Emanuel Geibel („Das sterbende Kind“) bekundet tiefes Mitleid mit den Eltern, denen der Verlust eines Kindes droht:

„Wie doch so still dir am Herzen
 Ruhet das Kind!
 Weiß nicht, wie Mutterschmerzen
 So herbe sind.
 Auf Stirn und Lippen und Wangen
 Ist schon vergangen
 Das süße Roth;
 Und dennoch feindlicherweise
 Lächelt es leise —
 Leise
 Küßet der Tod.“

Ein Protest gegen die Ansicht, der frühe Tod sei etwas zu Wünschendes, liegt in J. G. Seidl's Ballade: „Das gerettete Kind“. Aus dem brennenden Hause trägt die Mutter das todte Kind, um den eben abwesenden Vater an dessen Grab führen und ihm sagen zu können: „Hier liegt unser Kind“.

Justinus Kerner schließt sich Denen an, welche in frühem Tode einen Schutz vor des Lebens Ungemach finden. Doch mischt sich bei ihm in dieser Auffassung einer der bei ihm üblichen geisterseherischen Züge ein:

„Ich blick' dir nach mit Sehnen
Du Blüthe! fortgeweht,
Doch fließen keine Thränen,
Weil es dir wohlergeht.“

Ludwig Uhland flüchtet sich zum Glauben:

„Du kamst, du gingst mit leichter Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland;
Woher? wohin? Wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand.“

Friedrich Rückert tritt uns mit einem ganzen Cyclus von „Kinder-todtenliedern“ entgegen. Auch er lobsingt das Schicksal der frühzeitig Abberufenen, aber keineswegs aus pessimistischer Weltanschauung:

„Einst hab' ich Märchen zum Einschläfern dir gesungen,
Nun haben dich in Schlaf gesungen Engelzungen.
Um zu erwachen dort, bist du hier eingeschlafen;
Fahr wohl! im Sturme sind wir noch, du bist im Hafen.“

Ein ähnlicher Gedankengang spricht aus den Zeilen:

„Du hast die Höh' erreicht, nach der dich's früh getrieben;
Wir sind hier unten auf der Schulbank sitzen blieben.“

Wenn seine vier lebenden Kinder ihn zu seinem Geburtstage beglückwünschen, so hört er auf die Stimmen der zwei Dahingegangenen:

„Auch wir, geboren dir,
Sind unverloren dir,
Und danken als dein Kind,
Daß wir geboren sind,
Geboren nicht zum Schein,
Zum wesenhaften Sein,
Die andern für die Zeit,
Wir für die Ewigkeit,
Sie für des Lebens Braus,
Wir für das stille Haus,
Wo wir in Frieden ruh'n,
Und segnen euer Thun.“

In einem so auffallenden scheinbaren Gegensatz Kindheit und Tod zu einander stehen, muß doch jeden Denkenden der Anfang an das Ende

gemahnen — Holbein vergißt auf seinem „Todtentanze“ nicht das Kind, das da klagt:

- „O weh, liebe Mutter mein,
- Ein schwarzer Mann zieht mich dahin!
- Wie magst du mich so verlassen?
- Soll ich tanzen und kann noch nicht gehen?“

Psychologisch muß es von hohem Interesse sein, zu beobachten, wie das Kind davon berührt wird, wenn es den Tod zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht kennen lernt. In einem ergreifenden Gedichte: „Am ersten Sarge“ schildert Wilhelm Jensen diese große Begegnung. Er läßt einen Knaben erzählen, wie eines Tages, „in schwüler Julizeit“, der Mitschüler zu seiner Rechten gefehlt habe. Der Lehrer theilt zum Schlusse der Stunde mit: Heinrich Wolf sei Nachts vorher gestorben, wer ihn sehen wolle, der müsse es noch heute, die Eltern lassen es sagen. Sie verstehen nicht recht:

„Todt war er — todt — was war's? Sie wußten es kaum,
Doch lag es seltsam auf den Kinderwangen,
Wie Neugier halb und halb wie heimlich Bangen.
Nur mir war's so, als ob der warme Strahl
Des Sonnenlichts mit kaltem Flor verhangen,
Und drinnen fühlt' ich's, daß zum ersten Mal
Ein Schauer durch die warme Welt gegangen.“

Knaben stehen scheu an des Sarges Rande, berühren ihn, schauen ihn ungläubig an. — In seinem, des Sprechers, Herzen aber schreit es auf, er meint, er müsse den Todten noch vernehmen können:

„Und wie die todten Augen auf mich sah'n,
Da mit der Jugend wundersamem Wahn
Ergriff es mich, als wär' allein von Allen
Dem Tod ich mächtig, in den Arm zu fallen,
Als müßte eines Menschenherzens Sehnen
Allmächt'ger sein als Tod und Grabeshallen;
Und mit der Liebe glaubensstarkem Wähnen
Bog ich mich auf das kalte Angesicht
Und schloß die Lippen auf den starren Mund.
Umsonst — die blauen Augen sah'n mich nicht,
Und keine Antwort gab die Lippe kund. —
Und wie in jener sagenhaften Stunde,
Da Gott verschied am Kreuz zu Golgatha,
Fühlt' schauernd ich in ihrem festen Grunde
Die Erd' um mich erbeben, und ich sah

von der Erde . . . Franz Grillparzer („Des Kindes Scheiden“) läßt einen Engel an das Lager eines süß schlummernden Kindes treten:

„Er überschaut im Geist den Sturm der kommenden Tage,
Dem die Eiche nur steht, welcher die Blume zertrübt;
Rauschen hört er des Unglücks seelenmordende Pfeile,
Wider die Unschuld und Recht nur ein zerbrechlicher Schild;
Thränend sieht er das Aug', das weich die Wimper bedeckt,
Und zerschlagen die Brust, die jetzt athmend sich hebt.
Banges Mitleid ergreift die Seele des himmlischen Boten,
Fragend sieht er empor, und — der Allmächtige nicht.
Da umfängt er den Nacken und küßt die zuckenden Lippen,
Spricht: ‚Sei glücklich, o Kind!‘ — und — die Kleine war todt.“

Ben Jonson ruft seinem dahingegangenen siebenjährigen Knaben nach:

„ . . . Ach, ich beklage
Nicht, ich neide nur dein selig Los,
Ungetrübt von Haß und Neid der Erde,
Von des Alters schleichender Beschwerde.“

Hans Hopfen widmet „Beregrettes Kind“ die Grabchrift:

„Dein Leben war ein einziger Mutterfuß,
Ein kurz Erwachen aus den ersten Träumen.
Nun schläfst du weiter unter diesen Bäumen
Und weißt es nicht, wie bitter weinen muß,
Wer eine lange bange Lebensnacht
Schlaflos bis an ihr letztes End' verwacht.“

Der über den Gräbern schwebende Stern fordert den Dichter auf:

„ . . . Blick auf
Vom Grab' zu mir, und lern':
Ob deinem Todten scheint
Wie über dir der Stern;
Du wallest, und sie ruh'n,
Wie du wirst ruh'n, im Herrn.“

Josef von Eichendorff widmet seinem todtten Kinde zehn Gedichte. In einzelnen derselben bringt er seinen Schmerz wahrhaft ergreifend vor, so z. B. wenn er klagt:

„Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus,
Wir sitzen einsam drinnen
Und lauschen oft hinaus.

Es ist, als müßtest leise
 Du klopfen an die Thür,
 Du hätt'st dich nur verirret.
 Und kämst nun müd' zurück."

Dem Romantiker löst sich der Schmerz in einen Glaubensaccord auf:
 „Und Jahre nah'n und geh'n,
 Wie bald bin ich verstorben —
 O bitt' für mich da droben,
 Daß wir uns wiederseh'n."

Der Ungar Börösmarty fleht, das todte Kind möge über den Eltern als Schutzengel schweben. Julius Moser ermahnt eine verzweifelte Mutter, sie möge dem ihr entriassenen Kinde „frommen, milden Schmerz weihen“, dann werde es ihr Nachts aus den hellsten Sternen zulächeln . . . Der natürliche Trost für den Verlust eines Kindes liegt in dem Besitze noch anderer. Emil Rittershaus („Am Kindesfarge“) betritt diesen rein menschlichen Ausweg:

„Wir hielten umschlungen mit doppeltem Lieben
 Die herzigen Kinder, die uns noch geblieben,
 Und glaubten zu seh'n in der Augenlein Scheinen
 Den Abglanz vom Aug' der begrabenen Kleinen.
 So ward zur Wehmuth uns die Pein
 Um's früh gestorb'ne Töchterlein."

Unter dem Titel „Tod und Trost“ widmet Adolf Wilbrandt seinem dahingegangenen Franz eine tiefempfundene Nachrede, und in der Geburt eines zweiten Kindes sucht und findet er die Linderung seines herben Vaterschmerzes. Er schlägt rührende Töne an:

„ . . . Die Knospe sprang.
 Dein Nam' war Hoffnung; Kind ward nun dein Name.
 Mit off'nen Augen trankest du das Licht;
 Mit warmen Händchen tapptest du ins Leben,
 Das rings in hoher Welle dich umfloß;
 Mit rührend holden Gliedern, schöngebildet,
 Ein Denkmal unsres Bundes lagst du da,
 Aus uns entsprossen, ach, und uns gegeben."

Neues Leben bietet Ersatz für das verschwundene; der Dichter läßt dem kleinen Robert der Mutter einen Blumenstrauß überreichen und dazu einen Gruß in Versen, in dem es unter Anderem heißt:

„ . . . Nachblüh'nder Glieder.
 Geschmückt mit Blumen sank dein Glück ins Grab;
 Geschmückt mit Blumen kommt das Glück dir wieder."

Wird das Kind nicht vorzeitig dahingerafft, so drängt sich dem elterlichen Herzen der Wunsch auf, es möge weniger Herbes erfahren, als die Eltern, es möge vor arger Enttäuschung geschützt bleiben. Adolf Schults, nachdem er aufgezählt, wie viel Bitterniß er selbst durchmachen mußte, wendet sich an die Jugend:

„Was ich entbehrt und was gemißt,
Gerne will ich's vergessen: —
Sei es, o Kinder, jeder frist
Doppelt euch zugemessen.“

Friedrich Bodenstedt („An mein Söhnchen“) erwacht in seinem Kinde zu neuem Leben, er dünkt sich in ihm verjüngt und gibt ihm auf den Weg den Reisesegen mit:

„O möge Gott in Gnaden dich bewahren
Vor allem Weh und Leid, das ich erfahren:
Er segne dich, mein Kind, mit beiden Händen!
Was mir versagt ward — mög' er dir gewähren,
Was in mir trübe war — in dir verklären,
Was in mir Stückwerk blieb — in dir vollenden.“

Friedrich Rückert („An die Jungen“) hat das Begehr, den Knaben möge das Dasein leichter werden, als es ihm gewesen:

„Jeden kleinen, großen
Stein in dieser Fluth,
Dran ich mich gestoßen
Selber bis auf's Blut,
Möcht' ich aus dem Weg' dir, junge Brut,
Räumen, eh' du selbst gebrauchst die Flossen.“

Er baut auf Gott; ist er durchgekommen, so werden sie es wohl auch; als Schicksal lade Niemandem mehr auf, als er tragen könne:

„Keinem gibt man mehr die Wind' im Schlauch,
Seit Ulyß ihn nicht in Aht genommen.“

Das Kind ist noch ganz Zukunft, noch ganz Geheimniß. Es erfüllt uns darum leicht mit einer Art respectvoller Scheu. Friedrich Marx findet in der Kinderstube ein Heiligthum:

„Himmelsseg'n auf die Lippe
Fühl' ich und ins Herz mir thau'n,
Gleich den Hirten an der Krippe
Hingesenkt in süßes Schau'n.“

Graf Adolf Friedrich Schack („Der kleine Franz“) gedenkt des wißbegierigen siebenjährigen Knaben, der gestern noch arglos spielte und nun,

nachdem er plötzlich gestorben, vielleicht mehr von den ewigen Mysterien weiß als die Erwachsenen, die zurückgeblieben sind:

„Lächelnd blickst auf uns du nun,
Denen du entrissen;
Kindisch dünkt dir unser Thun,
Unser Sein und Wissen.
Seit du über mich so hoch
Bist erhöht, o Kleiner,
Nur mit heil'gem Schauer noch
Denken kann ich deiner.“

Bertieft die Poesie sich nicht in reflective Betrachtung, so stimmt sie gern Wiegen- und Schlummerlieder an. Béranger mit seiner jovial-spießbürgerlichen Phantasie („La nourrice“) läßt die Amme sich die Zukunft ausmalen, wie der weibliche Säugling einmal einen Sohn haben, ihre Tochter aber die Amme dieses Sohnes sein werde:

„Dieu bénit ta famille:
Ma fille allaitera
Le fils qu'il t'enverra.“

Paul Heyse („Die Kinderfrau“) hebt den Schleier von dem Herzen der Alten, welche ehemals eifersüchtig die kleine Margarethe nicht einmal deren eigener Mutter gegönnt hat, jetzt aber damit einverstanden ist, daß die erwachsene Margarethe einem fremden Manne angehöre:

„Sie ist ihm gar nicht feindgesinnt,
Sie gönnt dich ihm und lächelt schlau.
Wiegte sie gern ein neues Kind,
Die kluge alte Kinderfrau?“

Albert Träger läßt in ein „Wiegenlied“ die leise Wehmuth über die irdische Vergänglichkeit einfließen:

„Schließe, mein Kind,
Schließe die Augenlein zu:
Leise und lind
Sing' ich dich ein zur Ruh!
Mütterlein wacht,
Schlafe, mein Kind, schlaf' ein —
Manch' bange Nacht
Werd' ich nicht bei dir sein
Wenn du dann weinst,
Denke zum Troste mein,
Die dich dereinst
Sang in den Schlummer ein.“

J. G. Seidl („Schlummerlied einer Mutter“) zählt auf, was Alles zur Stunde von Schlaf umfassen sei — auch des Kindes Vater, dem sie einen lieblichen Traum gönnt — nur sie wacht, weil das Kind die Augen noch offen hält:

„In des Schlummers fühler Tiefe
Liegt schon Alles lieb und lind,
Selbst die Mutter Sorge schliefte,
Schliefst du schon, liebes Kind!“

Das Verhältniß der Eltern zum Kinde gibt zahlreichen Dichtern Gelegenheit zu schönen Liedern, zu anmuthigen und auch zu bedeutenden Bildern. In des ungarischen Poeten Madach „Tragödie der Menschheit“ versöhnt Adam sich mit seinem Schicksale erst, nachdem Eva ihm Vaterfreuden verheißen hat. Friedrich Rückert („Der Erstgeborene“) blickt mit Entzücken auf das Kind:

„In welchem sich vereinigt weilt
Der Mutter Seele, des Vaters Geist.“

Es sei ein Geheimniß, wie das in tausend Flammen zersprühte Ich der Menschheit sich zum Einen zurückfinde. Die Eltern aber —

„Indeß, wie Zwei schon eines sind,
Erkennen sie in ihrem Kind.“

Adalbert von Chamisso's „Frauenliebe und -Leben“ spiegelt die Freude wieder, welche schon das zu erwartende Kind dem Hause bereitet. Die junge Frau flüstert dem Gatten zu:

„Bleib an meinem Herzen,
Fühle dessen Schlag,
Daß ich fest und fester
Nur dich drücken mag.
Hier an meinem Bette
Hat die Wiege Raum,
Wo sie still verberge
Meinen holden Traum;
Kommen wird der Morgen,
Wo der Traum erwacht,
Und daraus dein Bildniß
Mir entgegen lacht.“

Oscar von Redwitz („Ein Hausbuch“) gibt dem Vater Worte, der einen Sohn erwartet, und dem ein Töchterlein bescheert wird:

„Ein Kind, doch 's ist ein Mädchen nur!“
 Wie dumm und roh die Leute schwägen,
 Als sei die süße Creatur
 Als Mägdlein minder hoch zu schätzen!
 Und doch, wie lieblich ist sein Bau,
 Braun Haar und dazu Veilchenaugen!
 Ach, wird das meiner liebsten Frau
 So recht zum Herzenslabial taugen!“

Aber ein Junge wäre dem Vater trotz alledem lieber gewesen:

„Und doch — was schießt mir durch den Kopf?
 Ha, Satan, wolle weg dich heben,
 Was hast, gottlos armsel'ger Tropf
 Du mir für Spottgift eingegeben?
 Doch nie ein Ohr vernehmen soll's,
 Im letzten in der Wochenstube:
 Ha, wärest du nochmal so stolz,
 Wär's Mägdlein stramm ein zarter Bube.“

Mutter und Kind — das ist ein Capitel, nicht auszufingen, ob es auch gesungen wird, seitdem ein Dichter auf Erden wandelt. Ludwig Uhland kennzeichnet die rührende Beziehung in einer kurzen Zwiesprach, die geistreich ist, aber dem Kinde eine zu sorgfältig gedrechselte Wendung in den Mund legt:

„Mutter.

Blicke zum Himmel, mein Kind! Dort wohnt dir ein seliger Bruder;
 Weil er mich nimmer betrübt, führten die Engel ihn hin.

Kind.

Daß kein Engel mich je von der liebenden Brust dir entführe,
 Mutter, so sage du mir, wie ich betrüben dich kann.“

Friedrich Rückert schlägt das Thema in den mannigfachsten Variationen an. Er erinnert sich, daß er als Kind nur einschlafen konnte, wenn die Mutter ihn eingesungen. Noch jetzt braucht er Nachts ein Schlaflied — er singt es sich selber:

„Und was mir tief und hoch
 Nun mancherlei erklingen,
 Ist nur ein Nachklang doch
 Von dem, was sie gesungen;
 Die Mutter singt in Schlaf mich noch.“

In einer wirkungsvollen Ballade führt Contessa den in den Palast des Freiherrn verirrtten Knaben vor, welcher von diesem liebevoll aufgenommen wird, aber als die Mutter ihm endlich wieder erscheint, von ihr nicht lassen will, bis der Freiherr sich als sein natürlicher Vater enthüllt, und

„Apfel in den Taschen,
Frühling im Gemüthe.“

Die Knaben sind ein eigen Geschlecht. Der Vater muß zugestehen,
daß sie ihn nie zärtlicher umschlungen

„Als wann sie in Streich und Hiebe
Recht gefühlt die Vaterliebe.“

Nicht die feinste Frauenseele kann liebevoller zu einer neuen Generation sprechen als Franz Dingelstedt, der sonst so Raustische, zu seinen Enkeln. Diese wurden in Triest erzogen, der Großvater fürchtete, sie könnten dort ihr Bißchen Deutsch verlernen, und so verlangte er, „Tante Susi“ solle ihnen ein deutsches Märchenbuch vorlesen. Er hofft (die Verse wurden vor dem großen deutsch-französischen Kriege geschrieben) die Kinder werden Deutschland auf stolzer Höhe erblicken — („wir Alten sahen, unbeglückt — das heil'ge Reich zerstückt, zerdrückt“), und er stellt sich vor, wie ihre deutsche Abstammung ihnen ein erhöhtes Selbstbewußtsein verleiht:

„Dann ruft ihr hoch und wohlgemuth:
In uns auch fließt das deutsche Blut!
Der Großpapa, nun manches Jahr
Schon todt, ein deutscher Dichter war.
Der hat in einer Frühlingsnacht
Eigens für uns dies Lied gemacht.
Alljährlich sprecht ihr's, als Terzett,
Zum Wiegenfest an Mammi's Bett.
Sie kehrt sich still, abseits zur Wand
Und flüstert: Vater . . . Vaterland!“

Annette Droste-Hülshoff („Das einzige Kind“) hänfelt den Vater, der alle Fehler seines Kindes mit ernster Miene rügt und doch in das kleine Ding vernarrt ist:

„Nennt es ein Marmelchen, anderen gleich,
D'ran gar nichts zu loben ist,
Indeß er streichelt die Löffchen reich
Und ihm die Fingerchen küßt.“

Hat Dingelstedt in der Rolle des Großvaters nur flüchtig gastirt, so predigt Victor Hugo in einem dickleibigen Bande: „L'art d'être grand-père“. Seinem literarischen Charakter entsprechend, verfällt Hugo unaufhörlich in Phrasen, in Großsprecherei, in Maulheldenthum. Er glaubt, den Zauber des Kindes am schlagendsten dadurch zu erweisen, daß dieser Zauber sogar ihn, den Mächtigen, den Sieggewohnten überwältigt habe. Aber er findet auch reizende, oft geradezu überraschende Wendungen. So z. B. wenn

er beschreibt, wie seine Enkelin Jeanne die ersten Sprechversuche macht und Gott „als ein guter alter Großvater“ entzückt zuhört; wenn er erzählt, Jeanne habe von ihm den Mond verlangt, doch zum Glücke sei Gott so klug, sich vor den Großvätern geschützt zu halten, sonst würden diese ihm die Gestirne wegnehmen; wenn er von Jeanne meint, sie habe fast keine Arme, weil sie noch Flügel habe. Bei aller Pose, von welcher Victor Hugo sich niemals losmachen kann, ist's eine liebenswürdige Episode, wenn er mittheilt, Jeanne sei von den Eltern strafweise zu Dunkelarrest bei trockenem Brote verurtheilt gewesen, er habe ihr Confitüren zugesteckt, und als nun die ganze Familie ihn auszankte, daß er seine Enkelin verderbe, da habe er sich scherzend erboten, dieselbe Strafe wie Jeanne zu erleiden. Worauf Jeanne ihn tröstete: „Nun wohl, ich werde dir auch Confitüren bringen . . .“

Wie die Kinder auf uns wirken, das faßt der begeisterte Großvater zusammen: „Sie führen unsere Seele zu der ersten Jugend zurück; sie machen in uns alle welken Blumen wieder aufblühen; wir werden milde, ursprünglich, ein Nichts beglückt uns; das frohe Herz wird von einem frischen Hauche geschwellt; wir sehen sie wachsen und glauben, selbst zu wachsen. Großvater werden, heißt zur Morgenröthe zurückkehren. Der heitere Greis vermengt sich mit den triumphirenden kleinen Dingen; mit den Kindern werden wir selbst Kinder. Und bejelt sehen wir gegen die Zweige emporfliegen unsere düstere Seele mit diesen lichten Seelen.“

Der Anblick froher Kinder erregt in jedem Menschen die Sehnsucht nach den Tagen, da auch er ein solches war. Diese Sehnsucht klingt uns oft und oft entgegen. Als bezeichnende Probe sei auf das Lied Rückert's hingewiesen, das mit den Worten beginnt:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!“

Nikolaus Lenau verlangt, die Welt mit ihren Lügen solle schweigen, um des Kindes Schlaf nicht zu stören. Seine Kindheit lebt vor ihm auf:

„Ein tief'res Heimweh hat mich überfallen,
Als wenn es auf die stille Haide regnet,
Wenn im Gebirg die fernen Glocken hallen.“

Emil Rittershaus besucht das einstige Vaterheim, wo jetzt Fremde walten. Er schließt seinen Sang:

„Den alten Lindenbaum, den muß ich doch
Noch einmal grüßen, eh' ich weiter schreite!
Wie eh'mals bist du, lieber Alter, noch,
Als ich, ein Träumer, saß an deiner Seite.“

Aus deinen Wipfeln, morgenhell umglüht,
 Sinkt mir in's Herz ein wonniglich' Behagen;
 Bei deinem Rauschen kommt mir in's Gemüth
 Die Seligkeit aus meinen Kindertagen."

Der Poesie, insofern sie das Kind zum Gegenstande nimmt, sind in ihren verschiedenen Verzweigungen gewisse Züge gemeinsam. Wie die Furcht davor, was das Kind im Leben Herbes und Trauriges erfahre, so zieht durch die Weltliteratur wie ein rother Faden auch die Bekümmerniß darüber, daß das Kind oft schon allzufrüh die Last des Schmerzes ertragen müsse. Julius Hammer möchte das Kind möglichst lange bewahrt wissen. Man solle den Traum der Kinder nicht stören, denn ihr Weh könne ebenso heftig sein wie jenes der Erwachsenen:

„Es trägt wohl mancher Alte,
 Deß Herz längst nicht mehr flammt,
 Im Antlitz eine Falte,
 Die aus der Kindheit stammt."

Und in einem hübschen Bilde lehrt er, den Kindern ihre harmlosen Freuden nicht zu schmälern:

„Leicht welkt die Blume, eh' es Abend,
 Weil achtlos du vermischt
 Den Tropfen Thau, der labend
 Am Morgen sie erfrischt."

Ferdinand von Saar gibt das ganze Gewicht eines Kindergrammes zu bedenken:

„Willst du die Leiden dieser Erde,
 Der Menschen Jammer ganz versteh'n,
 Mußt du mit scheuer Gramgeberde
 Ein Kind im Stillen weinen sehn."

Rudolf von Gottschall sagt dasselbe in anderen Worten. Er sieht eine Schaar Knaben bei drohendem Ungewitter harmlos spielen:

„Doch mir ist auf's Herz gefallen,
 Was euch einstens quält und drängt,
 Da das Leben über Allen
 Wie ein schweres Wetter hängt."

Stefan Milow entsetzt sich darüber, daß das Kind schon den Fluch der Armuth zu ahnen beginne. Er will es trösten:

„Entwölke dich! Du darfst dich reicher achten
 Als all die Andern, deren Glück nur Schein,
 Die heiß mit allen ihren Schätzen schmachten:
 Du bist ein Kind — der Himmel ist noch dein."

berg fußt im Diesseits, wenn er das „Kindliche Mißverständniß“ in Verse kleidet:

„Mein Enkel las an einem Tage
(Ins fünfte Jahr der Knabe ging)
In seiner Bibel. Mutter! sage,
(Sprach er, indem er sie umfing)
War Jesus denn ein Menschenfresser?
„O Kind, mein Kind! was kommt dich an?“
„Hier steht ja, Mutter! lies mir's besser:
Er speisete fünftausend Mann.“

Carmen Sylva, die Rumänenkönigin, belustigt uns unter dem Titel „Aus dem Ei gekrochen“ mit einer Mädchenidee. Das kleine Mädchen will durchaus Mutter werden. Es wünscht sich zwölf Buben und Mädchen „ganze Herden“. Im Geiste geht sie mit ihren Knaben spazieren, das Jüngste trägt sie auf dem Arme und gibt ihm zu trinken. Die Verwirklichung ihrer Träume scheint ihr freilich ein wenig in die Weite gerückt:

„Wie meine Mutter bin ich bald,
Die hat auch viele Kinder;
Ach! wär' ich doch wie sie so alt,
Dann hätt' ich sie geschwinder.“

In neuester Zeit hat ein junger Schriftsteller, Julian Weiß, mit den „Memoiren eines Wickelfindes“ einen prächtigen Beitrag zu der Literatur geliefert, welche ich hier im Auge habe. Er bewegt sich im Geleise der amerikanischen Humoristen, die das Unwahrscheinliche mit unerschütterlichem Ernste vortragen. Den Säugling Robert, den „Helden“ seines Buches, läßt er sogar dichten. An Elsie richtet Robert das Bekenntniß:

„Ich sah dich einmal und nicht wieder,
Doch unvergeßlich ist dein Wesen,
Ich dichte dir zehntausend Lieder . . .
Du Glückliche! — Du kannst nicht lesen!“

Es folge hier noch:

„Des Säuglings Klage.
Wer nie den Thee mit Thränen trank
Und nie in kummervollen Tagen
In seine Wiege weinend sank,
Der kennt sie nicht, die Säuglings-Plagen.
Man legt ihn in die Wiege dort
Und läßt den Menschen — Säugling werden;
Dann schickt man seine Amme fort . . .
So lernt man hungern hier auf Erden.“

Mit geflügelten Worten aus der Kinderstube hat eine große Anzahl französischer Autoren sich befaßt; der berühmte Gavarni (mit seinem bürgerlichen Namen Guillaume Sulpice Chevallier) zugleich Zeichner und Schriftsteller, erfand den populär gewordenen Gattungsnamen „Enfants terribles“ für die Kinder, welche all' das sagen, was sie nicht sagen sollen — nach dem Muster des Knaben, der einen Gast mit den Worten empfängt: „Sind Sie der lange, trockene Mensch, der immer gerade zur Essenszeit kommt? Papa ist nicht zu Hause“.

Bei Gavarni wie bei Gustave Droz, dessen mit dem Kinde in anmuthig heiterer Weise kokettirendes Buch „Monsieur, Madame et Bébé“, in mindestens hundert Auflagen verbreitet ist, vergällt der frivole Beigeschmack uns die Freude an diesen Darbietungen aus dem Leben der Kleinen.

Kinderworte festzuhalten, ist für den Dichter, den Schriftsteller etwas Verlockendes. Sogar Victor Hugo hat sich nicht versagt, drollige Einfälle von Kindern zu fixiren. Im Thiergarten imponirt ein Miniaturmensch seinen Altersgenossen mit der wissenschaftlichen Erklärung: „Les lions, c'est des loups“; und vom Elephanten wird verkündet: „Er hat Hörner im Mund“.

Louis Ratisbonne in der „Comédie enfantine“ tischt alle erdenklichen Kindereinfälle auf. Es ist viel Wißiges darunter, aber die Unnatur guckt den meisten von Ratisbonne's Gedichten aus den Augen, wir werden nie den Eindruck los, daß ein Literat diese Verse verfaßt hat, um sie zu veröffentlichen.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier den Spuren jedes Autors nachgehen, der zu dem Capitel: „Das Kind in der Weltliteratur“ einen Beitrag geliefert hat. Nur in großen Zügen wollte ich die Grundlinien zu diesem Capitel entwerfen. Soll ich aber ein Facit ziehen, so möchte ich sagen, daß, soweit ich auch in die Runde schaue, Niemand die innerste Natur des Kindes reiner erfaßt hat als der Deutsche. Victor Hugo's ganzer Octavband, in welchem er eigentlich sich selbst als Meister in der „Kunst, Großvater zu sein“, verherrlicht, wiegt nicht die Versicherung Werther's auf, daß er sich nicht enthalten konnte, den Knaben „ungeachtet seines kleinen Rognäschens herzlich zu küssen“.



Spreu.

Son

M. C o n s t a n t.

Dem der zum Dank dir Anlaß gab
Versäume nie ihn abzustatten:
Du schuldest Dank dem Baum für Schatten,
Wart' nicht, bis Früchte fall'n herab.

*

Mancher Poet vergleicht die Wangen seiner Herzensdame mit Frühlings-
blüthen, — genau besehen entdeckt man oft, daß es nur — Sommer sprossen sind.

*

Willst du mit aller Welt
Auf gutem Fuße stehn,
Wird's deinen eigenen Füßen
Am schlechtesten ergehn.

*

Die im Umgang angenehmsten Charaktere sind meist eine glückliche Mischung
von Höflichkeit und Falschheit.

*

O sprich nur nicht: Du seist zu sehr beschäftigt:
Weil dieß dein eignes Nichtsthun nur bekräftigt.

*

Lob gleicht dem Duft des Ambra,
Von dem man ein Atom erträgt,
Indessen eine volle Däse
Dich als Gestank zu Boden schlägt.

*

Wenn ich gewahre, daß mein Beleidiger zum Böbel gehört, so lasse ich den Degen in der Scheide. Aber man kann auch im Salonfrack zum Böbel gehören.

*

Der Schmeichelei horchst du begierig zu,
Den, der sie sagt, verachtest du.

*

Plumpe Heuchelei! Dem Nießenden „Helfgott“ zuzurufen, wenn du an dem Armen, ohne ihm ein Almosen zu spenden, vorübergehst.

*

Nimm den Theestrauch dir zum Vorbild:
Blatt und Blüthe beide gleich
Sind hochköstlich im Geschmade,
Und auch beide düstereich.

*

Große Gedanken müssen erst zur That werden, wie das Schwert in der Scheide und das Gold im Berge der Hand harren, die es zu Tage fördern.

*

Nur einem edlen Herzen auch
Sei dein Geheimniß anvertraut:
Wie nur in einen Rosenstrauch
Die Nachtigall ihr Nestchen baut.

*

Wenn ein Blitzstrahl des Witzes zünden soll, so muß er aus heiterm Himmel zucken.

*

Wenn noch so schön gemeine Seelen sprechen — —
Mit Teppichen deckt man nicht Unrath zu.

*

Die erste Auffassung ist immer die natürlichste und darum wahr: der Verstand irrt, das Gefühl nicht.

*

Wenn Schilf du baust in deinem Garten,
Darfst du nicht Ananas erwarten.

*

Alles zu wissen nur ein Thor begehrt,
Dem Weisen doch genügt, was wissenschaftlich.

*

Es gibt nicht bloß wasserdichte Kleider, es gibt auch wasserdichte Seelen, durch welche keine Thräne des Mitleids sickert.

*

Den eigentlichen Freiheitsinn besitzen nur die Vögel, denn sie halten vor
keinem Menschen Stand.

*

Liebe gleicht oft dem Schnee
Und nicht dem Demantthau
Der Blümlein tränkt; der Schnee
Wird Wasser schaal und lau.

*

In deinem Streben das zu scheinen,
Was du nicht bist in Wirklichkeit,
Zerstörest du die edlen Kräfte,
Die das Geschick dem Menschen leiht.

*

Was eben keine Eile hat
Thu ohne lang dich zu besinnen:
Um, was erfordert rasche That,
Genug Zeit dafür zu gewinnen.



Gedichte

von

J. C a n d l e r.

Erinnerung.

Nicht immer so bitter das Schicksal verlaget,
wenn lach auch das „Heute“ die Wonnen versaget.
O ruft die Erinn'ung der Jugend herbei,
sie haucht von Verstimmung die Seele euch frei.

Sie löst alle Siegel, sie sprengt jeden Schrein,
sie führt in das Dunkel den goldenen Schein;
der tränkt das Verblaßte mit Farbe und Glanz,
läßt blüh'n das Verwelkte, die Blumen, den Kranz.

Ja, wiegte dich selbst einer Bettlerin Schoß,
doch zog nur die Freude der Jugend dich groß,
die Freude, die tief in die Herzen versenkt,
den Greisen noch reichlich Begeisterung schenkt.

O sonnige Tage, o Nächte voll Licht,
ihr wonnigen Stunden, wir zählten euch nicht!
Uns dämmte das Ende so weit, so weit,
wir kannten nur Blüthen und Lenzeszeit.

Du grüßest herüber, Du winkst noch zurück,
der scheidenden Jugend verklärtes Glück!
Wohl dem, der die Rosen dir treulich gepflegt,
dem hast an das Herz du die schönste gelegt.

Vor dem Gitterfenster.

Lehnt, vom Morgenstrahl umzittert,
dicht am Fenster, eng umgittert.
Eppichranken halten fest
an den Stäben, wo zu Nest
Schwalben tragen Flock und Halm
und der Sproßer singt den Psalm.

Heißt ein tiefses Seelenleiden
dich die laute Menge meiden,
oder hält im Büßerkleid
hier dich einer Nonne Eid,
der das Gitter warf von Erz
zwischen unsrer und dein Herz?

Sühnst im Schatten dieser Mauern
Keine Du, mit stillem Trauern
fremde Schuld aus fremder That?
Treibt Verleumdung und Verrath
auch mit dir so böses Spiel,
daß im Kerker dein Ayl?

Nein! Du bist im Glorienſcheine
von den Wunderthät'gen Eine,
die mit ihrer Blicke Macht
Frieden in die Seele lacht.
Auf zu Dir der Wandrer sieht
und gesegnet weiter zieht!

Einem Erblindeten.

Die Augen so klar — wie strahlten hervor
aus ihnen die sonnigen Sterne!
Sie fanden das Ziel, das in Duft sich verlor;
hinstrebte der Mann in die Ferne.

Die Bilder, die dort er der Seele vertraut,
er gab sie, so leuchtend uns wieder;
gebunden in Worte, erklangen sie laut
die landedurchflatternden Lieder.

Still hält er nun an, im Banne der Qual,
in's Leere tasten die Hände.
Das Auge, ach, schläft, ob Strahl auch auf Strahl
die weckende Sonne ihm sende.

Die Hand auf das pochende Herz gepreßt,
das Haupt auf dem thauigen Rasen,
die zuckenden Lider geschlossen fest,
so träumt er von grünen Däsen.



Der Maler lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Er spitzte den Mund wie zu einem Ruß oder Pfiff, aber nur ein langgezogenes „ah“ kam von seinen Lippen und langsam glitt die Gondel durch die Lagune.

Seit jenem Abend fand Carlo ausgiebige Muße, seine Lieblingsfahrt zu unternehmen, denn sein freigebiger Fahrgast miethete ihn nicht wieder, ebensowenig ein Anderer. So ruderte er denn allabendlich durch das Ghetto, aber vergeblich. Sie, nach der sein Herz sich in banger Sehnsucht verzehrte, blieb unsichtbar, das Fenster geschlossen.

Mehr als eine Woche war vergangen, seit er sie zuletzt gesehen und wieder seine Fahrt erfolglos gewesen. Es war dunkel. In trübes Sinnen verloren lag er auf den Stufen der Piazzetta. In seinem Innern wühlte Born und Leid. Er faßte einen Entschluß. Er wollte am nächsten Morgen an das Häuschen klopfen und fragen, was mit Gina sei. Ja, das wollte er und dann —

Eine kräftige Hand rüttelte ihn aus seinen Träumen auf.

„He da, Gondoliere, führe mich!“ rief man ihn an.

Dienstfertig sprang er empor und half dem Herrn und einer verummten Frauengestalt in seine Gondel.

„Wohin befiehlt Ihr, Herr?“

„Wohin du willst — ei sieh da, du bist's, Carlo,“ sagte der Fremde und nun erkannte auch Carlo in seinem neuen Fahrgast den jungen Maler.

„Fahr lustig d'rauf los und frage nicht weiter“ sagte dieser noch und schlüpfte der verhüllten Frauengestalt nach, Thür und Vorhänge des Felze sorgfältig schließend.

Carlo fühlte sich sehr glücklich, denn er war abergläubisch. Es schien ihm eine gute Vorbedeutung, daß er heute ein Liebespäarchen führte, denn das waren die beiden da drinnen zweifellos. Und morgen, morgen hielt vielleicht auch er sein Liebchen im Arme.

Bei dem Gedanken jauchzte er laut auf.

Morgen wollte er die rothe Gina fragen, ob sie sein Bräutchen, sein Weibchen sein wollte.

„O, wie das hübsch sein wird, wie hübsch!“

Ein Wonneshauer lief ihm über den Rücken. Er schüttelte sich und schmalzte mit der Zunge. Erst würde sie ihn mit den großen Augen wohl recht verwundert ansehen - - bei den ersten Worten — natürlich — dann aber, dann — den krausen Lockenkopf an seine Schulter lehnen und lachen, lachen, ihr lautes, helles, fröhliches Lachen, das sonst Niemand lachte in ganz Venedig —

Er fuhr plötzlich zusammen. Aus dem Felze heraus lachte es eben laut und hell mit ihrem, Gina's, Lachen — und jetzt wieder und noch einmal —

War er toll oder neckte ihn der Teufel? Da lachte es wieder — und halb verrückt, seiner Sinne nicht mehr mächtig, riß er die Thür auf, den Vorhang zurück.

Ein greller Lichtschein fiel auf den Kopf, der an der Brust des jungen Malers ruhte und ließ das lockige Haargewirr aufflammen, gleich feuriger Lohe.

Von den Lippen des Burschen klang ein wilder Schrei — er stürzte mit erhobenem Arme auf das entsetzt emporfahrende Paar zu —

Gia è — gia è! erklang es draußen immer mahnender, angstvoller — dann ein lautes Schreien, — Kreischen — gutgelnde Töne — und die Gondel trieb umgeschlagen auf dem dunkeln Wasser.

Einen Augenblick herrschte namenlose Verwirrung. Der Schrecken wirkte wie lähmend auf die Insassen der übrigen Gondeln. Endlich brachte man Fackeln.

Beherzte Bursche sprangen ins Wasser und brachten mühsam nach langem, vergeblichem Suchen zwei Körper herauf. Es waren Gina und Carlo.

Der Maler war ein guter Schwimmer und von dem Augenblicke des Unglücks der Eifrigste bei den Rettungsversuchen gewesen. Wie ein Verzweifelter tauchte er immer und immer wieder unter, bis man ihn vollkommen erschöpft an das Ufer brachte.

Da stand er nun triefend, totenbleich und während kalte Schauer seinen Körper schüttelten, starrte er wie geistesabwesend in Gina's schönes stilles Gesicht.

Ihre Lippen waren halbgeöffnet als müßten sie noch das letzte Lachen vollenden. Das krause Haar hatte seinen Lichtschein verloren. Als hätte das Wasser seine Flamme gelöscht, so dunkel und matt lag es um den feinen Kopf.

Neben ihr lag der Gondoliere. Seine Hände waren zu Fäusten geballt und die Augen starrten unter düster gerunzelten Brauen weit aufgerissen mit unheimlich wilder Drohung auf den jungen Maler. Der fuhr entsetzt zusammen. Wie eine Erkenntniß flog es durch seinen leichten Sinn und beide Hände vor das Gesicht schlagend, schlich er, von Grauen erfaßt, von dannen.



Gedichte

von

Franz Freiherrn v. Sckrenck.

Das Alte und das Neue.

Schwer ist's ganz und gar entsagen
Einer liebgeword'nen Sache,
Theueres zu Grab zu tragen,
Daß es Platz dem Neuen mache.

Sich für Neues zu erwärmen,
Daß uns noch so fremd gemuthet,
Wo wir noch für jenes schwärmen,
Wo das Herz nicht ausgeblutet.

— Sacht' muß sich die Wunde schließen,
Soll sie uns nicht ernst gefährden,
Sollen fürder wir genießen
Und gerecht dem Neuen werden.

Doch so war es stets hiernieden,
Eines muß dem Andern weichen,
Unerbittlich heißt's geschieden,
Trägt die Stirn des Siechthums Zeichen.

Wanderlust.

Zu wandern hinaus in die weite Welt
Mit leichtem fröhlichen Mute,
Das ist es, was meinem Herzen gefällt
Nur dann ist mir frei zu Ruthe.

Beengend und lästig erscheint mir der Zwang
 Stets an der Scholle zu kleben,
 Doch ledig der Fessel, da wird mir nicht bang,
 Denn Wandern nur heiße ich leben.

Als hätte der Himmel ein tieferes Blau
 Wie in dem beengenden Kreise,
 So dünkt mir's sobald ich nach Oben schau
 Auf meiner beflügelten Reise.

Als prange in saftigem Grün die Flur
 Als dufteten süßer die Auen,
 Und freudig verfolg ich die lockende Spur,
 Ergötz mich im stillen Beschauen.

Und kommen die Vögelein zwitschernd hervor
 Und geben mir fröhlich Geleite,
 Dann dringt der Ruf an mein lauschendes Ohr:
 „Komm' mit, — mit uns in die Weite.“

— Sagt Vöglein die ihr erfahren seid
 Gar weite Reisen zu machen,
 Währt Wanderlust wohl in Ewigkeit,
 Mag nie einst das Heimweh erwachen?

Vermandelt.

Du warst halb Kind, — noch schlicht und klein
 Als ich zuletzt von Dir gegangen,
 Und eine Thräne sah ich hangen
 Beim Scheidegruß im Auge Dein.

Und wieder trat ich bei Dir ein,
 Mich trieb ein sehnsuchtsvoll Verlangen,
 Da sah ich Dich in Schönheit prangen,
 Geschmückt mit ihrem Strahlenschein.

Doch stolz sah'st Du auf mich hernieder
 Trat ich auch liebvoll zu Dir hin,
 Du kanntest mich, ich Dich nicht wieder.

Wo blieb Dein kindlich schlichter Sinn?
 — Schmückt Dich gleich Phönix sein Gefieder,
 Dein schönster Schmuck ist doch dahin.

Das Schiff.

Es segelt mit schlanken Masten
Das mächtige Schiff durch das Meer,
Es trägt gar gewaltige Lasten
Und trägt sie doch nicht schwer.

Es schafft aus den fernsten Zonen
Manch kostbar seltenes Gut,
Das Schicksal stolzer Millionen
In seinen Händen oft ruht.

Jetzt theilt es die brausenden Wogen
Und bricht sich Bahn mit Gewalt,
Jetzt kommt es stille gezogen,
Voll Anmuth in Gang und Gestalt.

Und ob seine Masten auch beben
Und ächzen in Sturmeswuth,
Es wird sich im Kampf nicht ergeben,
Wird trotz der feindlichen Fluth.

Und heißet es freudig willkommen
Der Salven Donner vom Strand,
Dann will mich's wie Stolz überkommen,
„Dich schuf ja des Menschen Hand!“



für die es nicht geschaffen sei, gewiß elendiglich umgekommen wäre, hätten die Kinder es nicht freundlich zu dem Feuer gelassen, dessen Schein es von Weitem durch die dunkle Nacht gesehen, denn zu Menschen zu gehen, hatte es nicht gewagt, da diese es sicherlichst eingesperrt hätten, um große Schätze von ihm zu erzwingen, und nichts sei bitterer zu ertragen, als die bittere Gefangenschaft.

Nachdem er so erzählt hatte, streichelte er dem Glückspilzchen die rothen Backen, denn das kleine Mädchen gefiel ihm absonderlich gut und er fragte es, ob das Pechvögelchen sein Brüderchen sei?

Da erzählte nun auch Glückspilzchen, es sei nur sein kleiner Spielkamerad, aber sie hätten einander eben so lieb, wie Bruder und Schwester. Es sei aber das Pechvögelchen verloren gegangen, da habe sie, Glückspilzchen, es überall gesucht und hier gefunden.

Nun möchten sie gerne immer zusammenbleiben, aber in der Höhle gefiele es ihr nicht. Sie möchte lieber ein schönes Schloß, um darin zu wohnen und viele Bedienten darinnen, und Wagen und Pferde, denn das sei schön; aber dazu gehöre viel, viel Geld und das hätten sie nicht, und Pechvögelchen wisse auch nicht, wie er es sich verschaffen sollte, er sei nun einmal so dumm!

Da streichelte das Männchen dem Glückspilzchen noch einmal die Backen, dann stand es auf, schlug einen Purzelbaum, daß es nur so blühte und wie er wieder auf seinen Füßen war, siehe, da lag die Erde rund um ihn herum voll von schönen bunten Steinen, so groß und herrlich, wie kein König sie besitzt. Das glänzte und flimmerte und war eine Pracht, kein Mensch auf Erden hat je so was gesehen!

Da sagte das Männchen: „Die Steine schenke ich Euch! Pechvögelchen soll morgen früh nach der Stadt gehen, sie verkaufen, dafür kriegt ihr mehr Geld als ihr braucht, zusammen, um das schönste Schloß zu bauen und Euer Leben lang reich und in Freuden zu leben, wie die Könige.“

Wie Pechvögelchen das hörte, schlug er die Hände ineinander und war ganz erstarrt. Glückspilzchen aber sprang auf, klatschte in die Hände und jubelte laut. Dann tanzte sie herum und rief: „Mein Pechvögelchen, freue Dich doch! Nun können wir immer beisammen sein!“ Dann umarmte sie das Männchen und tanzte wieder herum, bis sie müde war.

Das Männchen aber nickte mit dem Kopfe und strahlte noch viel heller als vorher. Nun besprachen sie alles, wie es gemacht werden sollte und Glückspilzchen schärfte dem Pechvögelchen recht ein, ja keine Dummheit zu machen.

Darauf legte sie sich auf das Moosbett, denn es war schon spät geworden und sie wollte schlafen; auch rückte sie ein wenig zur Seite, damit

das Edelsteinmännchen Platz neben ihr hätte, das Pechvögelchen aber, meinte sie, könne einmal auf der Erde schlafen, das schade ihm nichts; auch soll er hübsch nach dem Feuer sehen.

Das that er denn nun auch, saß geduldig da und sah zu, wie die Flamme immer weiter an seinen Stöcken fraß und er war so glücklich, das alles für sein Glückspilzchen zu thun, daß er es gar keine Mühe fand. Wie aber der Morgen graute, so stand er sachte auf, kramte die Bücher aus der Schultasche seiner kleinen Freundin und steckte dafür die Edelsteine hinein. Es waren so viele; die Tasche war ganz voll und doch blieb noch eine ganze Menge zurück. Hierauf sorgte er noch für das Feuer, dann nahm er die Tasche und machte sich hurtig und voll Freude auf den Weg, denn er sollte ja nun recht viel Geld bekommen, um dem Glückspilzchen ein Schloß zu bauen, und sie wollte ja dann immer bei ihm sein. Auch dachte er an seinen lieben Vater und an sein kleines Brüderchen, das nicht gestorben war, und Pechvögelchen machte einen Hopsen in die Luft, so hoch wie er selber war, vor Freude jedes Mal, wenn er daran dachte. Sogar seine Stiefmutter vergaß er nicht und allen wollte er zeigen, wie lieb er sie hatte und ihnen geben, was sie nur verlangten.

Ja, das Pechvögelchen fand den Weg gar nicht beschwerlich, ich versichere Euch.

Unterdessen schloß das Glückspilzchen noch immer tief und fest, bis die Sonne hell in die Höhle schien und aller Schnee im Walde weggeschmolzen war. Da sprang sie auf und weil sie sich langweilte, so allein zu sein, so rüttelte sie auch das Männchen aus dem Schlafe. Das mußte sie nun unterhalten und sie sprachen miteinander von den schönen Kleidern, die Glückspilzchen sich kaufen wollte und von allen Vergnügungen, die sie haben würde.

Auch lud sie das Männchen ein, sie so manchmal auf ihrem Schlosse zu besuchen und das Männchen versprach es ihr auch. Dazwischen lief sie denn immer einmal an den Eingang der Höhle, um zu sehen, ob Pechvögelchen denn noch nicht käme, denn die Zeit wurde ihr lang und je später es wurde, je öfter lief sie auch; aber Pechvögelchen kam immer nicht.

Da fing Glückspilzchen an, unruhig zu werden und immer unruhiger, daß sie ihre ganze Freude und das Schloß und die Edelsteine und alles darüber vergaß und nur wünschte, ihr Pechvögelchen wäre wieder da.

Endlich ging sie gar nicht mehr fort von dem Eingang, um ihn ja, wenn er käme, nur gleich aus der Ferne zu sehen.

Aber Pechvögelchen blieb aus.

Da rang Glückspilzchen die Hände: „Er hat gewiß wieder eine Dummheit gemacht!“ rief sie, „ach, mein Pechvögelchen, mein armes liebes Pechvögelchen: Ach, daß ich nicht mit Dir gegangen bin!“

Und dann weinte sie und war ganz außer sich und das Männchen konnte sie gar nicht trösten, wie viel Mühe es sich auch gab.

Da war es zuletzt auch ganz gerührt und setzte sich zu ihr und weinte mit.

Als aber Glückspilzchen genug geweint hatte, stand sie auf, trocknete ihre Thränen und sagte: „Ich muß mein Pechvögelchen suchen gehen! Hab' ich es im Walde gefunden, finde ich es in der Stadt wohl auch.“

Und das Edelsteinmännchen beschloß, mit ihr zu gehen und lieber noch einen Tag auf der Erde zu bleiben, denn es war gerade um die Mittagszeit. Aber es hatte ein dankbares Gemüth und wo das in Bewegung kam, fürchtete es sich vor nichts.

So wanderten denn beide mit einander fort und es dauerte auch gar nicht lange, so hatten sie die Stadt erreicht.

Da waren nun viele Menschen auf den Straßen, so viele wie Glückspilzchen in ihrem Leben noch nie gesehen; sie aber fürchtete sich gar nicht, sondern blieb bei jedem stehen und fragte höflich: „Habt Ihr mein Pechvögelchen nicht gesehen?“

Die Leute aber wunderten sich sehr über das zierliche Mädchen und das sonderbare Männchen, das ihm zur Seite ging.

Deshalb wendeten auch viele von ihrem Wege um und gingen den beiden nach; und endlich wurde es ein ganzer Troß.

Glückspilzchen aber kümmerte sich nicht darum, sondern ging herzhaft weiter, von Einem zum Andern und frug, doch es wußte keiner etwas von dem Pechvögelchen.

Das saß indessen in großer Noth.

Es war nämlich gleich zu dem ersten besten Kaufmann gegangen, dessen Gewölbe offen war, und hatte ihm ganz vergnügt seine so schönen Steine gezeigt.

Da wendete sich aber das Blatt fürchterlich und mit der Freude war es aus.

Ja, so geht es manches Mal auf der Welt.

Der Kaufmann hatte nicht so bald die kostbaren Steine gesehen, so zog er die Stirne gewaltig kraus und blickte das zerlumppte Jüngelchen gar nicht freundlich von der Seite an. „Wo hast Du die Steine her?“ frug er dann. Das durfte aber Pechvögelchen nicht sagen wegen des Edelsteinmännchens, denn das hatte ja gesagt, wüßten die Menschen, wer und wo es sei, so würde es von ihnen gewiß eingesperrt und käme vielleicht sein ganzes Leben nicht mehr zu seinen lieben Brüdern zurück. Etwas so Trauriges wollte aber unser gutes Pechvögelchen nicht verursachen, und darum meinte es nur:
Jemand die Steine geschenkt.

und rief: „Die Prinzessin ist gefunden, die Prinzessin ist da!“ und alle waren froh, daß Glückspilzchen die Prinzessin war. Dann sagte der König: „Nun bist Du meine Tochter und mußt schöne Kleider anziehen und nicht mehr als eine Bäuerin gehen!“

Glückspilzchen erwiderte: „Das will ich wohl, aber erst muß ich mein Pechvögelchen suchen geh’n!“

Der König aber meinte: „Dazu habe ich jetzt keine Zeit, erst muß ich einen kleinen Dieb hängen seh’n, der meine Äpfel gestohlen hat, und einen ganzen Schatz von Edelsteinen, wie kein König auf Erden sie besitzt.“

Da schlug Glückspilzchen die Hände ineinander und schrie: „Das ist mein Pechvögelchen, ach mein Pechvögelchen!“ und damit lief sie fort und dachte an weiter nichts, und alles Volk lief hinter ihr her und und rief: „Das ist das Pechvögelchen!“

Auch der Hof lief mit und sogar der König lief; weil er aber nicht mehr jung und etwas zu dick geworden war, so konnte er nicht so schnell laufen, wie die andern und keuchte sehr, und blieb somit der letzte hintend’rein.

Glückspilzchen aber lief wie der Wind und war allen voraus.

Wie sie aber auf den Platz kamen, wo der Galgen stand, ach, da zog der Henker eben den Strick in die Höhe, daran hing das Pechvögelchen und zappelte.

Da schrie alles Volk: „Pechvögelchen ist gehängt! Er ist gehängt!“

Nur das Glückspilzchen schrie nicht, sondern sprang vorwärts wie der Blitz und riß dem ersten Besten ein Messer aus der Scheide, damit schnitt sie den Strick entzwei und das Pechvögelchen fiel herunter und es machte einen großen Plumps!

Da lag er nun und rührte sich nicht, und alles Volk schrie: „Er ist todt, Pechvögelchen ist todt!“

Glückspilzchen aber warf sich über ihn und rief: „Ach, mein Pechvögelchen, mein liebes Pechvögelchen, ich bitte Dich, sei nicht todt! Ich will auch immer bei Dir bleiben, auch selbst in der Höhle, und ich will nie mehr über Dich lachen, aber ich bitte Dich, sei nur nicht todt!“ Und dann weinte sie und schüttelte ihn und warf sich wieder über ihn; und siehe, auf einmal rührte er sich.

Da schrie das ganze Volk: „Er ist nicht todt, er hat sich gerührt!“ und richtig: Pechvögelchen schlug die Augen auf und setzte sich in die Höhe, und war nicht wenig erstaunt, als er sich noch am Leben fand und sein Glückspilzchen neben sich sah.

Glückspilzchen aber hielt ihn bei der Hand, tanzte auf den äußersten Fußspitzen und sagte: „Mein Pechvögelchen lebt, mein Pechvögelchen ist nicht todt! Nun bin ich froh!“ und Alles schrie: „Er lebt, er ist nicht todt!“

Und es war eine Freude und ein Jubel, so daß Pechvögelchen ganz betäubt davon war.

Der König war indessen auch herbeigekommen und nachdem er ein wenig zu Athem gekommen war, sagte er: „Das ist ja der Dieb, der meine Nessel gestohlen hat!“

Da rief Glückspilzchen schnell: „Das ist nicht wahr, ich habe sie gestohlen!“ und damit zog sie die Schalen aus der Tasche und zeigte sie.

Das änderte nun die Sache sehr und der König sagte: „Da Glückspilzchen seine Prinzessin-Tochter sei, so habe sie nur ihr Recht geübt,“ und er erklärte, „daß sei die Stimme der Natur.“

Hierauf meinte er aber, da das Pechvögelchen unschuldig sei, so möge er in Gottes Namen laufen; Glückspilzchen aber solle sich nicht weiter um den Bauernjungen kümmern, sondern auf das Schloß kommen, da sie jetzt eine Prinzessin sei.

Glückspilzchen aber erwiderte schnell: „Das geht nicht! Mein Pechvögelchen muß mit! Was soll denn sonst aus ihm werden? Wo ich bin, muß auch mein Pechvögelchen sein!“

Davon wollte der König erst nichts wissen; aber alles Volk bat mit für das Pechvögelchen, und so willigte er endlich ein.

Jetzt kam auch der Hofmann gelaufen und brachte einen großen Sack mit; wie man sich aber nach dem Edelsteinmännchen umjah, da war es fort, und nirgends wurde es mehr geseh'n.

Aber Niemand, ausgenommen der böse Hofmann, machte sich etwas daraus. War doch die Prinzessin-Tochter gefunden und das Pechvögelchen noch am Leben; und das war Freude genug für einen Tag.

Und sie zogen alle zusammen nach dem Schlosse und hier wurde Glückspilzchen mit unendlichem Jubel und großer Pracht als Prinzessin eingesetzt.

Da wohnte sie nun in einem schönen Schlosse, hatte prächtige Kleider und Diener und Wagen und Pferde, wie sie es gewünscht.

Sie vergaß aber auch ihre guten Pflegeeltern nicht, sondern ließ sie zu sich kommen und beschenkte sie reichlichst und sie wurden Alle von Jedermann hochgeehrt. Und wo einer im Dorfe einen Wunsch gehabt hatte, den erfüllte sie jetzt, so daß Jeder glücklich war. Pechvögelchen aber besuchte seinen Vater und die Stiefmutter und das liebe Brüderchen und alle freuten sich über die Maßen, ihn wieder zu sehen.

Aber Pechvögelchen war noch glücklicher als sie, denn er konnte nun alles an ihnen erfüllen, wie er es sich gedacht. Dann kehrte er aber zu seinem Glückspilzchen zurück und blieb bei ihr und Niemand durfte ihn mehr quälen als nur sie allein, so daß Pechvögelchen ganz glücklich war.

Und wie sie groß geworden waren, heirateten sie einander und alles Volk freute sich; am meisten aber freute sich unser Pechvögelchen.

Es wurde eine große Hochzeit gemacht und alles Volk durfte mittanzen; Glückspilzchen und Pechvögelchen aber tanzten voraus.

Wie sie aber mit einander verheiratet waren, da geschah etwas Wunderbares; denn es war nichts Besonderes mehr an ihnen, was sie von Andern unterschied, das heißt, Glückspilzchen hatte nicht mehr Glück und Pechvögelchen nicht mehr Unglück, als bei gewöhnlichen Menschen der Fall ist, sondern Glück und Unglück wog sich bei ihnen wie bei andern ziemlich gleich ab. Aber sie kümmerten sich nicht viel darum; zufrieden waren sie doch, denn sie blieben immer beisammen und behielten einander immer lieb.



Eine Idylle der Jugend.

Aus dem Polnischen des Konstantin Gaszyński.

Von

Dr. Michael Caudan.

I.

Das Fräulein war reizend. — Aus der Augen Blau
Das fünfzehnte Jährchen blickt schelmisch und schlau;
Sie war gleichen Alters mit dem jungen Herrn,
Der in's Haus der Eltern sehr oft kam und gern.
Er brachte ihr Kirschchen und Blumen gar schön,
Er half ihr die Wolle auf Knäuel zu dreh'n,
Er zeichnet ihr Muster mit kundiger Hand, —
Dann spielten sie Ringlein und Fangball und Pfand.
Ward Freund ihres Bruders, hofirt der Mama,
Und war, wie man's merkt, so ein Tausendsassa.

Doch stets, wenn erkühnet durch innigen Blick,
Er wollt' ihr entdecken sein Leid und sein Glück,
Da ward er sofort so verlegen, . . . so . . . dumm,
Und suchte vergebens nach Worten herum.
Einst hat er doch beschlossen, es conte-que-coute zu wagen,
Und seine heiße Liebe dem Fräulein vorzutragen;
Doch statt der Meisterrede, die er sich vorgenommen,
Erzählt er ganz verlegen, daß . . . Regenvollen kommen.

Das Fräulein — nun, das konnte so süße Neuglein machen,
Und hatte immerwährend zu scherzen und zu lachen;
Doch wenn man längere Zeit den jungen Herrn nicht sieht,
So merkt man, daß ein Kummer das Antlitz überzieht;
Sie spricht dann keine Silbe, setzt sich zur Arbeit nieder,
Und klagt der Mutter traurig — sie habe Kopfweg wieder.

So lebten sie beisammen, gleichwie auf grünen Matten
Zwei kleine duft'ge Beilchen verborgen tief im Schatten;
Und in dem Hause schwebte die heimlich stille Mähr,
Das sehr einander lieben . . . das Fräulein und der Herr.

* * *

Das war die erste Liebe, so heilig und so wahr,
So still, gleichwie die Lampe, die glüheth am Altar —
Da gab's kein buhlend Werben und kein geheimes Girren,
Nicht Eifersucht, nicht Scenen mit glühend heißen Schwüren!
Nur stets — wenn ihre Augen sich wo zusammenfinden —
So ist's, als würde Eisen sich mit Magnet verbinden;
Sie könnten so verharren wohl ungezählte Jahre
Und schauen auf einander bis zu der Todtenbahre!

Denn auf dem Strahl der Augen, da zogen ihre Seelen
Einander zu und pflegten gar viel sich zu erzählen;
Und der Strom lang verhehlter, tief glühender Gefühle,
Er quoll aus beiden Herzen heran zu einem Ziele,
Um dann ein Meer zu bilden — das locket sie zur Fahrt
In schönen gold'nen Rachen, ganz nach der Engel Art.
Oder um, gleich verzaubertem, stillem Schwanenpaare,
Auf schwanker Well' zu träumen der Liebe Wunderjahre,
Und selig zu verbringen die schönen jungen Tage . . .
Fern von dem schlimmen Ufer . . . und schlimmer Menschen Plage!

II.

An einem schönen Sommermorgen im Garten in der Linden Schatten
Der junge Herr, das schöne Fräulein sich wiederum gefunden hatten.
Sie sprachen von verschied'nen Dingen: von Wetter, Sonne — dann vom Tod
Der armen Rose, die verdorret, und einstmal war so schön — — so roth;
Dann kamen wieder lust'ge Sachen: der Sieg, den einer Hundetruppe
Die wack're Mizzi abgerungen, und schließlich sprach man von der Puppe.
Ja, ich vergaß es mitzutheilen, daß während dies Gespräch man führet,
Für eine jüngere Verwandte ward eine Puppe austaffiret.
Gelungen war die Toilette, vom Kopf zum Fuß saß Alles gut,
Die schönen Schuh', das weiße Kleidchen und auch der feine Kosahut.
Dann kam ein nettes blaues Schürzchen, wie der Modistin Augenpaar —
Das Einzige fehlt noch, die Frisur — für Zopf und Locken fehlt das Haar.
Woher es nehmen? Leicht ist der Rath — das Fräulein hat ihn bald gefunden,
Mit schelmischer Miene hat sie flugs ihr Haar vom Kämme losgebunden;
Sie greift hinein . . . die Scheere klirret . . . und rascher als das Wort gedacht,
Fällt eine Locke auf den Boden . . . der arge Frevel ward vollbracht . . .

O! wie bezaubernd war sie, als auf den Hals in vollen
 Kastanienbraunen Wellen die Flechten niederquollen,
 Gleichwie die Bergkaskade mit lieblicher Gewalt,
 Und Minnezauber legten auf diese Lichtgestalt!
 O! dieß war die Verführung — — die Göttin süßer Sünde . . .
 . . . Doch fromm gleich einem Engel, und treu gleich einem Kinde! . . .

Der junge Herr sieht schweigend, wie jene braune Locke
 Mit zarter Hand befestigt wird an dem Kopf der Locke,
 Und als vom Zopfe fertig war schon ein großes Stück,
 Da kehret zum gestockten Gespräche man zurück.
 Er meint, es wäre schade und wirklich sonderbar,
 Für Kindertand zu opfern das allerschönste Haar;
 Daß solcher Schatz der Puppe beinahe gar nichts nützt,
 Weil über Zopf und Locken das Rosahütchen sitzt.

Doch vielmehr spricht sein Auge. Das sagt: „An Deiner Seite
 Seufzt Jemand schon gar lange nach solcher theu'ren Beute,
 Der auf den Knieen betteln würd' um die kleine Flechte,
 Mit Opfer seines Lebens sie andern rauben möchte;
 Als Talisman sie wollte an's franke Herz sich legen,
 Und selig glücklich tragen auf allen seinen Wegen!“

Das Fräulein, das verstoßen oft hat emporgesehen,
 Mußte die stumme Sprache des jungen Herrn verstehen
 Denn purpurroth erglühete das holde Antlitz ihr. — —

Mit einemmal da öffnet sich knarrend eine Thür —
 Der Mutter Ruf erschallet: „Wo bist Du liebes Kind?!“
 Da legt sie Alles nieder und eilt hinweg geschwind.

* * *

Ein Kato selbst wär' diesmal der Versuchung erlegen,
 Würd' ihn bei sechzehn Jahren so mächt'ge Glut bewegen!
 Als nun allein geblieben der junge Herr jetzt war,
 Griff er mit zagen Händen nach dem so theu'ren Haar;
 Er blickt um sich, ein Schauer ihm bis an's Herze lief,
 Er drückt auf's Haar die Lippen, und seufzet lang und tief: —
 Doch als er sich versenkt in's Meer der Träumerei,
 Schwebt schon das Fräulein wieder mit leichtem Schritt herbei.
 Verwirrt erwacht er nunmehr — doch fühlt er im Momente,
 Daß jetzt für ihn sein Schicksal entschieden werden könnte;
 Faßt seinen Muth zusammen, soweit dies konnt' gescheh'n —
 Und stammelt: „Liebes Fräulein, . . ich möchte . . bitten schön . . .“
 „„Und zwar?““ „. . . Mir was . . zu schenken.“ „„Ei, das ist ziemlich schwer,
 Ich müßte vorerst wissen, was Ihr Verlangen wär' —““
 „O! . . bitte nicht zu fürchten . . mein Wunsch ist leicht zu tragen . . .
 Zwei winz'ge Wörtchen müssen sie nur mein Fräulein sagen — —“

„... Ich schenke . . . Nun, ich schenke — es gilt ja nicht den Tod . . .“
 . . . Da zeigt der Herr die Flechte und sie . . . ward purpurroth.
 Verschämt, betroffen, zitternd stand nun das Fräulein da.
 Sie will das Wort nicht brechen — und weiß nicht wie's geschah.
 Und er . . . der arme Junge! Sein ganzer Muth war weg . . .
 Er schämte sich des Sieges . . . und schwieg vor lauter Schreck.
 Erst als sich ihre Blicke zusammen wieder fanden,
 Und gleich Magnet und Eisen sich treu und fest verbanden,
 Erklingt ein hohes Lied, doch den Herzen hörbar nur — —
 Man klagt, man dankt, man jauchzet . . . man leistet Schwur um Schwur
 Der Treue bis zum Tode, der Treu' in Ewigkeit!
 O selig trautes Schwärmen! o holde Jugendzeit! . . .

Inzwischen sprach man von der Sonne, vom Wetter, Wind und dann vom Tod.
 Der armen Rose, die verdorret und einstmal war so schön, so roth —
 Dann kamen wieder lust'ge Sachen — man scherzte viel und lachte sehr,
 Jedoch vom Pops der armen Puppe sprach man kein Sterbenswörtchen mehr.

* * *

Wer wurde mehr begünstigt je durch des Schicksals Gnade:
 Der große Alexander an Indiens Gestade?
 Oder Cäsar, der errang am pharjalischen Feld
 Den Sieg über Pompejus und die Herrschaft der Welt?
 Oder der große Corse, der auf das Haupt dem Sohne
 Am Gipfel seines Glückes setzt die römische Krone? — —
 O nein! dies waren eitle und vergängliche Freuden,
 Nur unser Held war wahrhaft jezt um sein Glück zu neiden!
 Er dünket sich ein Riese — ihm scheint es, daß er hält,
 Nicht jene kleine Flechte — den Herrscherstab der Welt!

Ihm quillt sein Herze über vor seligem Entzücken,
 Er möcht' in seine Arme jezt alle Menschen drücken —!
 Und sie? . . . Sie hatte diesmal die süßen Aeuglein wieder;
 Im ganzen Haus schallt Lachen und klingen frohe Lieder —
 So daß die Mutter mehrmals das tolle Treiben rügt,
 Und meint, die Kinder wären heut' viel zu viel vergnügt!

III.

Schwer ist der Lauf der Dinge zu ändern auf der Welt!
 Fort mußte in die Schule der junge wack're Held —
 Und aus der Spielgenossin ward schon nach kurzer Zeit
 Ein wunderschönes Fräulein gerühmet weit und breit;
 So daß im ganzen Lande einstimmig Lob erschallt
 Ob dieser wunderbaren entzückenden Gestalt!

Und bald sieht man im Hause als Gast auch einen Herrn,
 War fremd dort in der Gegend — er kam aus weiter Fern'.
 Jung war er nicht mehr eben, doch fein geartet, klug,
 Trug einen guten Namen und hatte Geld genug.
 Er bracht Empfehlungsbriefe von hochgestellten Leuten,
 Und sagt dem schönen Fräulein gar viele Artigkeiten.

Kurz überlegt der Vater und ruft dann freudig aus:
 „Ein solcher Eidam bringt nur Glück und Ehr' in's Haus!“
 „„Welch' treffliche Verbindung!““ — ergänzt die Mama —
 „„Vermögen, schöne Stellung, kurz, wahres Glück ist da!““
 Man schreibt nun Ehepакten und ladet viele Gäste
 Als bald von Nah und Ferne zum frohen Hochzeitsfeste;
 Mit hellem Peitschenkalle geht's fort dann in die Fern' ...
 Fort mit dem gold'nen Traume des armen jungen Herrn!

Des jungen Herrn, der damals weit im Getrieb der Stadt
 Dem eifrigen Studiren sich ganz gewidmet hat, —
 Das Schreckliche nicht ahnt, und seine freie Zeit
 Wehmüthigem Erinnern . . . , den blauen Augen weihet;
 Und schon seit Wochen zählt zur Heimkehr jede Stunde ...
 Als gleich dem Blitzschlage ihn traf die Schreckensstunde! ...

IV.

Ob das Fräulein als leicht gefügiges Kind,
 Den Eltern gehorchte ergeben und blind —
 Oder ob sie gedrängt — in bitterem Leid —
 Den Traum ihrer Jugend, die Liebe geweiht — ? ---
 Ist schwer zu bestimmen, denn der junge Herr
 Sah Zeit seines Lebens das Fräulein nie mehr;
 Ihm war sie verloren und blieb ihm stets fern — —
 Für ewig erloschen ... Dahin war sein Stern! ...

Der junge Herr litt nunmehr wohl wahre Höllepein,
 Und bitter weint er oftmals tief in die Nacht hinein:
 Denn statt der holden Träume, die einst sein Herz umstrickt,
 Des Mißgeschickes Schreckbild ihm in das Auge blickt!
 Fahl wurden seine Wangen, gebrochen die Gestalt,
 Und tiefes inneres Leiden sich in den Augen malt.
 Durch sein Gehirn da zieht oft ein kühner wilder Plan:
 Die Schulbank zu verlassen, der Liebsten sich zu nah'n;
 Sie muthig zu entreißen aus des Tyrannen Hand,
 Und dann mit ihr zu flüchten in fernes fremdes Land:
 Dort baut man die bewußte, die kleinste Hütte schnell,
 Nährt sich von Früchten, Wurzeln, und trinkt vom Waldesquell!

Dann nah'n Gedanken wieder . . . so schaurig und so schwer . . .
 Er laß den Werther eben . . . und hatte ein Gewehr — —
 Da er jedoch zum Glücke stets blieb ein frommer Christ.
 So wußt' er, welche Sünde und Schmach der Selbstmord ist!

So scheuchen fort die Arbeit, des reinen Glaubens Macht,
 Den Wahn, den ausgebrütet die schlafberaubte Nacht,
 Und allgemach auch heilet die Zeit das franke Herz . . .
 Zum Schmerze wird der Wahnsinn, zu Wehmuth wird der Schmerz!

V.

Nach Jahr und Tag, wiewohl noch gefoltert arg vom Leid,
 Besuchte der Herr die Stätte entschwind'ner Seligkeit.
 Und da es einem Gaste sich gar nicht ziemt zu weinen,
 Mußte der arme Junge hier recht vergnügt erscheinen.
 Er mußte ruhig hören, wie wohl der Tochter wär',
 Wie gut und fein der Eidam, und wie begütert sehr;
 Wie viel er hat geerntet, wie schön die Schafzucht sei,
 Wie lucrativ und werthvoll die kleinste Meierei!
 Dem Dichter, dem Verliebten, dem wurde hier gebracht
 So schrecklich schale Prosa, wie nie noch ward erdacht!

Das Haus, das ihm einstens war ein Paradies,
 Das er stets froh begrüßte, und trauernd verließ;
 Wohin die Gedanken im jungen Gemüth
 So sehrend stets flogen, wie Bienen zur Blüth',
 Das Haus, das ihm einstens ein Himmelreich schien,
 Ein Grab, eine Wüste war's fürder für ihn!

Im Garten standen, wie vor Zeiten, gar viele Blumen wunderbar —
 Doch sucht der junge Herr vergebens nach einem holden Reilchenpaar,
 Das aus dem Schatten dunkler Wimpern so anmuthsvoll hervorgeblickt,
 Und ihn in Stunden junger Liebe mit süßem Zauber hat beglückt!
 Wie dazumal klingt jetzt im Busche der Vöglein tausendstimm'ger Chor,
 Nur eines Vögleins Silberstimme tönt heute nimmermehr hervor —
 Des Vögleins, dessen helles Singen hier widerhallte Tag für Tag,
 Das süß gezwitschert und gelockt mit wundervollem Zauberschlag!
 Ach! anderen Augen strahlet wohl jetzt jenes holde Reilchenpaar — —
 Und stumm, vielleicht im gold'nen Käfig, ward nun das arme Vöglein gar! —
 Im Haus, im Garten, im Altane, im Schatten dieser alten Bäume,
 An seines Glückes Ruhestätte stehen die Gräber todter Träume! — —
 D'rum grüßt er weinend jeden Winkel und zieht fort mit herbem Leid,
 Und auf den weiten Weg in's Leben gibt ihm die Wehmuth das Geleit! . . .

VI.

Längst ist die Zeit vorüber! . . . dann noch in spät'ren Jahren
 Hatte der junge Herr manch' bitteres Leid erfahren;
 Auch hat der Gott der Liebe mit seiner Zaubermacht
 Bald hohes Glück, und wieder viel Kummer ihm gebracht.
 In vieler Frauen Herzen er oft gesehen hat,
 Fand selten Treu' und Tugend, nur gar zu oft Verrath —
 Denn auf der Bahn des Lebens trank er mit wilder Hast
 Den Kelch der Bitterkeiten bis auf die Reige fast!

Und dennoch flammt noch immer in seinem wunden Herzen
 Der ersten Liebe Feuer mit ihren herben Schmerzen!
 Des Lebens Braus und Stürme, die konnten nicht verweh'n
 Den Zauber erster Liebe — — er war ja viel zu schön!
 War's doch die erste Liebe — so heilig und so wahr,
 So still gleichwie die Lampe, die glühet am Altar! — — —

* * *

Und heut', wo ihm Kummer das Leben vergällt,
 Er einsam und elend durchwandert die Welt, —
 Wie oft denkt er — suchend nach Trost — sich zurück
 Zur sonnigen Jugend, zum einstigen Glück — —
 Und träumet wie heiter, wie lieblich die Zeit
 Voll rosigen Zaubers, stiller Seligkeit!
 Wo er nach jedem Jahre mit jauchzendem Gemüth
 Zur Ferienzeit nach Hause in's traute Dörfchen zieht,
 Und dann auf seinem Kößlein mit frohem frischem Muth
 Wohl über Wald und Auen zieht nach dem Nachbargut!
 Wie froh sein Herz dann wurde, und wie ihm erst geschah,
 Als er verschämt in's Auge dem schönen Fräulein sah; —
 Als er — sonst nichts begehrend — so selig, so beglückt . . .
 Die kleine braune Flechte an's bange Herz gedrückt — —
 . . . Als sie beisammen lebten . . . gleichwie auf grünen Matten
 Zwei kleine duft'ge Veilchen . . . verborgen tief im Schatten! — —



lästig gewesen sei. Viel schöner als das Grün sei doch das helle glitzernde, gleich Demanten funkelnde Weiß der immer mehr sich thürmenden Schneemassen.

Der Abend war längst hereingebrochen, doch der Schneefall nur immer kräftiger geworden. Nacht lag über der Alm, auf der es nun schon recht still geworden war. Hatte das verwegene sündhafte Völkchen nunmehr auch den drohenden Charakter der Situation erkannt, jetzt durfte dasselbe es doch nimmer wagen, an einen Abstieg zu denken. Die Leute mußten in ihren eingeschneiten Hütten verbleiben und das Vergehen des Schnees erwarten — wenn es zu erwarten war.

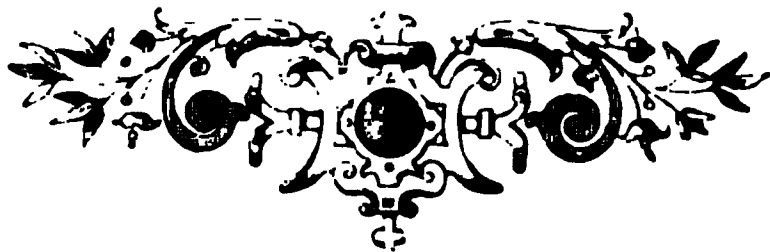
Tage hindurch währte der graue Schneefall. Kein Strahl des Tagesgestirns leuchtete hinein in diese schaurige Scenerie des Hochgebirgs.

Endlich lichtete sich das Gewölk; die ersten helleren Streifen zogen auf; die ersten matten Sonnenlichter flogen über den Dachstein hin. Da war die herrliche Alm verschwunden und mit ihr Mensch und Thier. Alle Vegetation von Einst, alles Leben der Natur, war wie durch einen bösen Zauber dahingerafft. Nur Schnee und Eis — eine kalte todte Welt, so weit der Blick zu fliegen vermochte.

Und wenn die Bewohner der nahen Thäler heute aus den grauen Rissen des Dachsteins oder von den schimmernden Gletschern herab weißschäumende Wasser fließen sehen, dann sagen sie, daß die Schwaigerinnen die Milch, welche sie eben zum Bade benützten, aus dem Innern des Berges herabschütteten . . .

So zieht Einem fast überall am Gestade des träumerischen Sees immer wieder eine bunte Welt von Mythen herauf, der man kaum zu entinnen vermag. Und erst in mondheller märchenhafter Sommernacht! Da schauen die Häuschen des Salzbergs aus den Fluthen empor. Sie scheinen unten zu liegen tief am Grunde, wie Vineta, die legendenhafte Stadt, von der die Sage erzählt, daß sie zur Strafe für das sybaritische Leben ihrer Bewohner von den Wellen verschlungen wurde . . .

Leises Rauschen, Klingen und Singen meint man jetzt herauf zu hören; aber es ist nur die süße Stimme aus goldener Jugendzeit, die in dieser seligen Wonnennacht wieder zu unserem alten Herzen spricht.



Gedichte

VON

Helen Migerka.

Chafel.

Ob Du im Leide wandelst, ob im Glück,
Von Beiden bleibt Erinn'ung nur zurück,
Es flieht das Gute wie das Böse schnell.
Wohl dem, der ruh'gen Herzens schaut zurück
Auf der vergang'nen Stunden Lust und Schmerz.
Nie wende dorthin Deinen Schritt zurück,
Wo Du des Glückes frohen Traum geträumt;
Ein And'rer als Du gingst, kehrt Du zurück,
Dein suchend Auge grüßt ein fremdes Bild,
Der Zauber schwindet und kehrt nie zurück.
Triffst Dich ein Leid, so trag's im Herzen still,
Wer traurig ist, bleibt bald allein zurück;
Die Welt liebt Frohsinn, wo nur Klage tönt,
Da weichen auch die Freunde schon zurück.
Wo leere Reden klingen, bleibe fern,
Ein Schatten leicht fällt in das Herz zurück,
Wenn sie berühren, was Dir heilig ist;
So manches Bild bringst Du zerstört zurück
Vom frohen Kreise in Dein stilles Heim.
Zieh' Dich vom Strome in Dich selbst zurück,
Denn Frieden hat nur wer in sich ihn trägt
Und still vom Hafen schaut zur Welt zurück!

Besuch in einem neuen Hause.

„Wie schade, daß Sie sahen
Nicht früher schon mein Haus!
Nach einem halben Jahre
Sieht's nicht so schön mehr aus.

Daß Sie im Hof nicht stolpern!
Der Sturm trug heute Nacht
Das halbe Dach herunter,
O geben Sie nur acht!

Mir scheint, Sie sind vom Steigen
Fast ganz erschöpft schon hier?
Da lesen Sie die Tafel,
Im zweiten Stock sind wir!

Nun seh'n Sie meine Wohnung,
Die gar nichts mehr entbehrt;
Ich will vor Allem zeigen
Nur das, was sehenswert.

Hier ist es etwas frostig,
Ich heize nicht gern viel,
Der Ofen ist ein Kunstwerk
Im allerneu'sten Styl.

Sie fahren so zusammen,
Erschreckt Sie dieser Ton?
Die neuen Möbel krachen,
Ach das gewöhnt man schon!

Dort der Salon ist finster,
Er wird nur Abends hell;
Im Sonnenlichte bleichen
Die Farben gar zu schnell.

Stoffkleidung aller Wände,
Das war ein theurer Spaß!
Ich hab' sofort versichert
Auch gegen Mottenfraß.

O, welcher Lärm dort oben,
Die Kinder sind so laut.
Ich bin da stets in Sorge,
Das Haus ist neu gebaut.

Hier ist das Bilderzimmer,
Sie sahen Schön'res nicht!
Elektrische Beleuchtung
Und niemals Tageslicht.

Muß den Erklärer machen,
Daß alles Sie versteh'n.
Hier finden Sie drei Nymphen,
Die eben baden geh'n.

Dies Colossalgemälde
Erregte Sensation.
Hinrichtung eines Mörders.
Man sprach sehr viel davon.

Was soll nur jenes zeigen —
Wie schnell man das vergift!
Da sieht man, wie so nöthig
Ein Catalog doch ist.

Oho, was für ein Hölzchen
Liegt wieder da im Saal!
Gewiß von einem Rahmen,
Das ist doch recht fatal!

Der Bücheraal — bewundern
Sie einmal diesen Schrank.
Ich öff'ne ihn nicht gerne,
Die Arbeit macht mich krank.

Ich habe alle Bände
Im Liebhabergewand
Betrachten Sie, wie reizend
Ist der zerlegte Rand.

Die kosten ein Vermögen!
Der Druck ist zwar zu dicht,
Doch thut das nichts zur Sache.
Mein Gott, man liest sie nicht.

Auf diesem reichen Schreibtisch
Ist jedes Stück ein Schatz!
Zum Schreiben brauch' natürlich
Niemals ich diesen Platz.

Es zeigt solide Arbeit
 Auch jene Garnitur,
 Es brach nach sieben Wochen
 Ein einz'ger Sessel nur!

Wie finden Sie die Wohnung?
 Es ist doch eine Pracht!
 Und alles so vortrefflich,
 So stylgerecht gemacht!"

Am Weihnachtsabend.

Wieder durchwogt
 Der Duft der dunk'len
 Waldestanne
 So traulich das Zimmer;
 Und in die Herzen,
 Die heiliger Friede
 Hält umfassen,
 Zieht ihr Zauber.

Es weht aus ihren
 Zweigen wie innige
 Worte der Weihe;
 Die Herzen, die hellen,
 Sie lenken zum Höchsten
 Die Andacht hin,
 Weil strahlend sie leuchten
 Gleich himmlischen Sternen.

Die Tanne, sie mahnt
 Durch ihr ewig grünes
 Geäst zum gläubigen
 Hoffen das Herz.

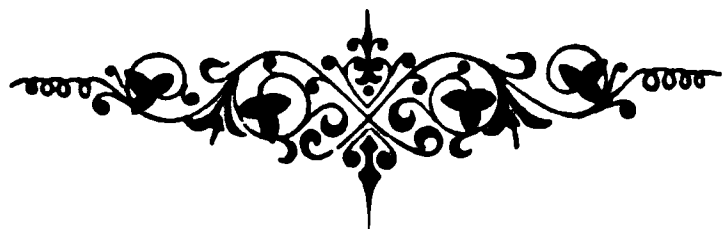
Und was ihr Schatten
 Umschließt, das spricht

Die Sprache der Liebe;
 Zu Herzen gehen
 Der Liebe Gaben,
 Der sinnenden, sorgenden,
 Allzeit bedachten
 Für anderer Glück.

Ja bringe das Leben
 Auch Trübes, wem blüht
 Ein Dabeim noch, wem treue
 Herzensliebe
 Sorgend umgibt,
 Der ist gesegnet.

O mögen wir feiern
 Das Fest der Freude
 Noch viele Jahre
 Wie heute vereint.

Der Vater im Himmel
 Erhören wolle
 Mein heißes Wünschen:
 Nur Friede, Freude
 Und Liebe umleuchte,
 Der Lieben Leben.



Im Stifte Heiligenkreuz.

Ein Weihnachtsspiel

von

Dr. Leopold Florian Meissner.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Personen.

Herzog Leopold V. von Oesterreich.
Marquard, Abt des Klosters Heiligenkreuz.
Ritter Hartung von Rucheneck.
Ritter Rudolf von Tribanswinkel.
Dora von Rucheneck, Hartungs Tochter.
Alberich, Herzog Leopolds Hofnarr.

Ort der Handlung: Das Kloster Heiligenkreuz nächst Baden bei Wien.

Zeit: 1187.

Erste Scene.

Des Abtes Zimmer.

Alberich der Hofnarr.

Alberich der Hofnarr (höckerig, unter der Thür,

„Erlliche Priester
„Sind je mehr, je wüßter,
„Denn reitet der Teufel die Pfaffen,
„So reitet er sie rechtschaffen,

(In der Stube, plaucht.)

Sagt schon ein alter Spruch, doch was versteht
Der Tropf von einem Frater Pförtner da,
So mir den Eingang in sein Kloster wehrte.
Spricht nicht Latein, nicht Deutsch, er zischt und freischt nur

Just wie ein ungeschmiertes Wagenrad,
 Daß zäh' sich dreht um eine hölzern' Achse.
 Wozu wir so viel fremdes Pfaffenvolk
 In uns'ren deutschen Landen nur gebrauchen?
 Verlangen, frech genug, noch bald vielleicht,
 Daß ihrem Rauderwelsch das Deutsche weicht.
 Bin auch ein frommer Christ,
 Wie's vorgeschrieben ist,
 Doch lieb ich Christus unsern Herrn
 Vielmehr als seine geistlich' Herrn,
 Zumal die Klosterpfaffen all, die patres
 Und hinter ihren Gittern gar die matres.
 Der Hofnarr darf solch' Rehereien sagen,
 Ihn darf des Maules Uebermuth schon plagen,
 Wenngleich der Herzog und sein ganzes Volk
 Vor jeder Rutte sich im Staube wälzen.
 Aus Cisterz dort im fernen Frankenreich
 Rief Leopold zu uns nach Oesterreich
 Vor fünfzig Jahren oder mehr, die weißen
 Mönche, die Cisterzienser heißen.
 Am Sattelbach da bauten sie dieß Kloster
 Aus Stein und Holz und manchem Paternoster
 Und waren ihrem Stifter Leopold
 Unmaßen, — bis zur Heiligsprechung hold.

(Sehr ernst.)

Er geizte nicht mit seinen Schätzen, gab
 Das Liebste hin aus seiner reichen Hab':
 Ein Stückchen jenes blut'gen Marterholzes,
 Das unser Herr, der Menschheit zur Erlösung,
 Nach Golgatha getragen — und benennt
 Deßhalb „Heiligenkreuz“ die neue Stiftung.

(Schalkhaft.)

Der vierte Leopold, sein wahrer Sohn
 Gab ihrem Abte Godeschalk zum Lohn,
 Daß er in vielen Seelenheilesmessen
 Der frommen Babenberger nicht vergessen,
 Das Gut Trumau und manches Andre noch.

(Flucht.)

Die Güter blieben auch bei „Heiligenkreuz“,
 Doch nicht der Kreuzpartikel bei den Gütern:
 Denn eines Tages war das Heiligthum
 Sammt einem biedern braven Mönch verschwunden!
 Hi hi hi hi! Ist die Geschichte nicht
 So lustig, als wenn sie ein toller Wicht,
 Ein Narr, ein Ausbund aller fahrend' Leut'
 Ersonnen hätte, seinem Herrn zur Freud'?

(Geht gegen den Ofen zu und reibt sich frierend die Hände.)

Zweite Scene.

Marquard der Stiftsabt. Alberich.

Marquard. (Bleibt zwischen der Thüre stehen.)

Wer mag es sein, der mich zu sprechen wünscht?
Der Pförtner glaubt, es sei „Gottseibeius“
Im Kloster eingekehrt; so schildert er
Das Menschlein in Gestalt und Kleidung mir.

(Tritt ein, sich umsehend.)

Wer ist's, der heut' zu Christi Wiegenfest
Inmitten Winters Haus und Hof verläßt,
Um sich in dies unwirthlich Thal zu wagen,
Nach mir, dem armen Klosterabt zu fragen?
Raum ist das Haus erst fertig — nicht die Kirche,
Des Kreuzgangs fensterlose Hallen sind
Erfüllt von Schnee und Kälte und von Wind —
Und schon erscheinen unwillkommne Gäste
Zu stören uns're mag'ren Kirchenfeste.

(Er erblickt den Alberich, erschrickt fast und sieht ihn staunend und forschend an.)

Frugt Ihr nach Marquard, dieses Klosters Abt?
Habt Ihr mit uns'rem Pförtner Streit gehabt?
Wer seid Ihr — und was wollt Ihr allzumal
Zur Weihnacht in dem abgeschied'nen Thal?

Alberich.

Hochwürden! fragt zu viel in einer Red',
Daß ich auf einmal Antwort geben thät'.
Gut' Ding muß haben gute Weil',
Eh wieg's, dann wag's, so triffst das Ziel,
Eilen zu sehr thut niemalen gut,
G'mach geh'n man auch weit kommen thut.
Ich frug nach Marquard, dieses Klosters Abt
Und hab' mit Eurem Pförtner Streit gehabt.
Der ungeschlachte Bengel wollte mir
Den Eintritt wehren in dies Haus — zu Dir
Und meint, ich könnt' mit Roß und Troß campiren,
Wohl außer Euren Mauern und erfrieren,
Ohn' Euch des Herzogs Grüße zu entbieten.

Marquard (erstaunt).

Des Herzogs Leopold von Oesterreich Grüße?
Das heiß' ich frohe Kunde und mit ihr
Sei auch des Herrichers Hofstaat warm begrüßt.
Der Klosterbau, vor Kurzem erst vollendet,
Gibt Raum dem hohen Herrn, wenn er bescheiden
Nach Möncheart sein Lager finden will.
Und was nach uns'rer Ordensregel Ruch'

Und Keller bieten kann und darf, das theil'
Ich gerne mit dem Herzog Leopold.

Alberich.

Ihr sorgt zu viel; es folgt dem Troß ein Wagen
Mit reichem Vorrath für des Herzogs Magen
An Wild und manchen and'ren Vederbissen,
Die man bei Hof — nicht gerne mag vermissen.

(Bitter.)

Und wer ich bin, das wollt Ihr schließlich wissen:
Bin Alberich, der Hofnarr toll und voll,
Der ewig schnurrig sein und lachen soll —
Der tiefen Ernst in heit're Form muß kleiden,
Den Alle suchen und doch Alle meiden;
In Gnaden heut', und morgen arg verlassen —
Dem Niemand Treue hält — den Alle hassen.

Marquard (milde).

Dankt Gott für Alles, was er Euch beschieden,
Der Mensch ist glücklich, wenn er nur zufrieden!
Und doch ist es zu finden kläglich schwer,
Den Mann, der mit sich selbst zufrieden wär'!
Deshalb herrscht auch in Gottes weiten Welten
Das heißersehnte Menschenglück so selten.
Es klagt der Fürsten- und der Herrenstand,
Es klagt die heil'ge Kirche und das Land,
Es klagt der Bürger in den festen Städten,
Die Bauern, daß sie viel zu leiden hätten;
Kurz, Jeder möchte in des Andern Wamms hinein,
Nur er nicht selber, sondern stets der And're sein. —
Glaubt mir, es ist gar wohl gemacht,
Wie's Gott im Himmel ausgedacht
Und käme Jeglicher nochmal zurück
Vom Jenseits, er versucht' auf's Neu' sein Glück
In seiner erstgewählten Lebensstellung.

Alberich.

Laßt mich in Euren langen Leib hinein
Und Abt mich dieses reichen Klosters sein,
Nehmt meinen kurzen Balg dafür und seht,
Wie's Euch als herzoglichem Hofnarrn geht.
Ich wett' um den gestohlenen Kreuzpartikel
Gegen eine Handvoll alter Bumpernickel,
Daß langer Abt ich und Herr Marquard bleibe
Und nimmer Euch aus meiner Haut vertreibe.

(Wfaucht.)

Doch nun zur Sache: Herzog Leopold
Ist diesem Haus und Dir in Gnaden hold

Und grüßet Dich und Deine Mönche daß
 Mit vollen Händen ohne Unterlaß.
 Er kam zurück von seiner Pilgerfahrt
 Aus Palästina, die nach frommer Art
 Er unternommen und will Weihnacht feiern
 In Heiligkreuz mit Euch und mit den Euern.
 Nach kommen Rudolf Herr von Tribanßwinkhel,
 Der ihn geleitet auf der Pilgerfahrt —
 Und mancher Andere, der sich geschaart
 Zu ihm im Lauf des Zuges her von Wien,
 Dem kündend ich vorausgeeilet bin.
 Macht Platz — schafft Unterkunft für Herr und Knecht.
 So gut Ihr's nur vermöget — schlecht und recht
 Und stellet einen Bruder Pförtner an,
 Der deutsche Rede wohl verstehen kann.

Marquard.

Ihr seid kein guter Mensch, Herr Alberich,
 Euch sitzt ein arger Schelm auf dem Genick
 Und mißgestaltet ist in Euch vereint
 Ein Körper, der zu schwach zum Leben scheint,
 Mit einem Geiste, der in Satans Diensten
 Geträftigt, Alles lästert und begeistert,
 Auch männiglich zu kränken sich beeifert;
 Und trauern wir, daß eine Frevlerhand
 Den Weg zu uns'rem Heiligthume fand,
 So lachet Ihr darüber, treibet Spott
 Mit uns'rer Ordensregel, uns'rer Noth. —
 Doch nehm' ich Euch's nicht übel und verzeih'
 Euch Euer Lästermanl und mancherlei,
 Da Ihr ein Narr seid von Beruf
 Und Gott Euch schon als solchen schuf. —
 Ich eile jetzt in den Capitelsaal,
 Die Brüder zu berufen allzumal
 Und Rath zu halten, wie am besten wohl
 Herr Leopold empfangen werden soll.

(Ab.)

Dritte Scene.

Alberich.

Alberich (steht ihm nach und pfaucht; — ernst).

Der dürre Mönch hat Recht — ich bin nicht gut,
 Mein Herz ist voll von Haß und Uebermuth

(Leidenschaftlich.)

Und Lust ist mir's an Sonn- und Wochentagen
 Der ganzen Welt Unangenehm's zu sagen.

(Pfaucht.)

Was hab' denn ich von aller Welt so Gutes?
 Wer sorgt, daß ich einmal recht frohen Muthes?
 Ein efler Mißwachs bin ich, jahrmarktswürdig,
 Den ausgestopften Thieren ebenbürtig,
 Und wo man necken mich und reizen kann,
 Da thut's mit Herzenslust ein jeder Mann,
 Weil jeder handbreit größere Lasse sich
 Um Manneslänge höher dünkt als mich.

(Weich, Nagenb.)

Den Kopf, den übersehen diese Herr'n
 Nur allzugern,
 Um's Herz, das menschlich in der Brust mir schlägt,
 Ihr Maul nicht frägt.

(Geht wieder zum Ofen.)

Vierte Scene.

Alberich. Rudolf von Tribanswinthel.

Rudolf von Tribanswinthel (tritt herein.)

War das ein Weg, so elend weit und schlecht,
 Daß ich dem letzten Bauernknecht
 Nicht anbefehlen möcht',
 Ihn zweimal eines Tag's zu machen!
 Und diese Kälte — dieser tiefe Schnee,
 Wie thut er Kopf und Reitersmann so weh!

(Geht auf den Ofen zu — sieht Alberich.)

Mein Gott! Herr Alberich, Ihr seid schon hier?
 Wie kommet Ihr so heiler Haut daher?

(Geben sich die Hände.)

Alberich.

Wie eine Laus im alten Bauernpelz
 Und dann in diesem auf den Kirchenstuhl.
 Mich trug mein treues Rößlein, Gott vergelt's,
 Zu diesen jüngsten Allerheiligenstuhl.
 Ich mußte doch voraus, den Herzog melden,
 Daß vorbereitet ihn der Abt empfangen.
 Doch darf man fragen, wie es kommt, daß Ihr
 So schnell gefolget auf dem Fuße mir?

Rudolf.

Ihr fragt bei Euren Fragen sonst nicht viel
 Um Schicklichkeit und um Erlaubnis nach
 Und mein' ich schon, daß Euch der Grund bekannt.

Alberich.

Ich weiß ihn nicht, Ihr müßtet denn auf Auch . . .

Rudolf.

Da haben wir's, Ihr wißt's so gut wie ich.
Fast ist's ein Jahr, daß ich die Theure nicht
Geseh'n von Angesicht zu Angesicht
Und daß mit Leopold von Babenberg
Ich betend niederstieg vom Rahlenberg
Zur frommen Wallfahrt nach Jerusalem.
In Pisa und in Rom, in Bethlehem,
Zu Wasser und zu Land, blieb stets ihr Bild
So engelzrein, so lieblich schön und mild
Vor Augen mir und war mein ganzes Sinnen
Ein ewig ungestilltes heißes Minnen.

Alberich.

Der Kuckuk seinen Sang,
Der Krebs seinen Gang,
Die Glocke ihren Klang
Behalten all' ihr Leben lang.
Verliebte sind sich allerorten gleich,
In Palästina wie in Oesterreich.
Ihr war't auf Ruchened und habt geschaut,
Gesprochen auch, umarmt die liebe Braut?

Rudolf.

Ja meine Braut! Wenn sie's nur wirklich wär'!
Vernahm von ihr gar sonderbare Mähr'
Und noch viel Seltsamres von ihrem Vater.
Man ließ mich in die Burg nicht ein, gab Kunde,
Daß Beide auf dem Weg zur selben Stunde
Nach diesem einsam Kloster sich befinden
Und daß ich sie begegnen müßt',
Wenn ich zu eilen wüßt'.
Mich traf die Nachricht, wie der Donner trifft,
Sie grub in's Herz sich ein mit Flammenschrift
Und meine Seele glich dem Weizenfeld,
Vom Adersmann gewissenhaft bestellt,
Daß schwer getroffen von dem Hagelschlag
Geknickt sich nimmermehr erheben mag.

Alberich.

„Kein schöner Ding wohl ist auf Erden
Als Frauenlieb', wem sie mag werden.“
Ihr rittet nun natürlich scharfen Trab
Von Ruchened in's nahe Thal hinab
Und schautet links und rechts die Straße lang,
Ob Hartung nicht mit seiner Tochter gang.

Rudolf.

Natürlich, doch ich konnte nirgend sie
Erspäh'n und dünkt mir, sie seien hier.

Alberich.

Da sind sie nicht, ich müßt' es sicher wissen,
Da ich geraume Zeit im Hause bin.

Rudolf.

Dann laßt uns eilen und auf andrer Straße
Zu suchen sie uns ehrlich mühen, denn
Mein Herz brennt vor Begier nach Wiedersehn.

Alberich.

Nun ja — ich will Euch gern zur Seite bleiben.

(Weibe ab durch die Mittelthür.)

Fünfte Scene.

Hartung von Ruchened, Dora von Ruchened. (Letztere trägt über ihre Winterhaube einen großen schwarzen Schleier.)

Hartung (zur Thüre hinaus, wie zum Pförtner).

Bermeldet's nur, daß Hartung und sein Kind
Von Ruchened in's Kloster kommen sind
Und daß den Abt sie vorher noch zu sprechen
Verlangen, als der Herzog mit den Seinen
In diesem Stiftsgebäude wird erscheinen.

(Zu seiner Tochter, welche vorausgegangen.)

Mir dünkt, der Pförtner hat mich nicht verstanden,
Denn ganz unglaublich dumm begloßt er uns.

Dora.

Ach Vater, wie ist mir so schwer zu Muth,
Wie pocht das Herz mir, zittert meine Hand,
Wenn ich der nächsten Tage Schickung denke.

(Wehend.)

Allmächt'ger Gott in Himmelsphären, lenke
Zum Guten, was mir furchtbar Schlimmes droht
Und möge nicht Dein herrliches Gebot:
Den Vater sollst Du und die Mutter ehren,
Weil ich gehorsam, mir zum Unglück werden.
„Damit es wohlergehe Dir auf Erden“,
So grubst Du selbst auf erz'ne Tafel ein,
Doch wie kann's mir ein Wohlergehen sein,
Soll ich für ewig losgerissen bleiben
Vom Vaterherzen und dem Bräutigam.

(Aniet nieder.)

O, unser Vater, der Du bist im Himmel,
Geheiligt sei Dein Name immerdar,

Dein Wille — er geschehe dort im Himmel
Wie hier auf Erden und in Deine Hände
Empfehl' ich meine schwer betrübte Seele.
O führe, Herr, mich in Versuchung nicht,
Laß mich erfüllen meine Kindespflicht
Und treu gehorham meinen Eltern bleiben.
Vergib mir meine Sünden, wie auch ich
Vergebe meinen Schuldigern und so
Erlöse mich von allem Uebel, Amen!

(Steht auf — heftig.)

O Gott, erlöse mich von allem Uebel —
Und für ein solches halt' ich's, was Ihr vorhabt.

Hartung.

Nicht kenn' ich mehr mein einz'ges liebes Kind,
Nur ird'sche Dinge Dir geläufig sind,
Verändert ist Dein Herz, Dein frommer Sinn,
Nichts liegt Dir an des Seelenheils Gewinn.

Dora.

Ihr wollt, daß ich, in jungen Jahren erst,
Den Schleier einer Gottesbraut soll nehmen,
Weil Euer Sohn — mein Bruder auch zugleich
Gefrevelt wider Gott und Gottes Reich.
Ich weiß, daß meiner Mutter Wunsch es war,
Ich weiß, was Ihr versprochen dem Altar
Und kenne meine Pflichten wider Euch;
Doch sträubt mein ganzes innres Wesen sich
Mit Kraft dagegen, denn ich fühle mich
Zur frommen Ordensschwester nicht berufen,
Auch hab' ich Rudolf, dem ich, kaum geboren,
Zur Braut bestimmt, schon lange Treu' geschworen.

Hartung.

Der Eltern Eide gelten wohl am meisten,
Du durfstest and're Schwüre nimmer leisten.

Dora.

Ich kannte Euer Gelübde nicht,
Und Tribanswinkhel schwur mir gleichfalls Treue.

Hartung (streng).

Was kümmern Deine sündhaft Schwüre mich,
Was schiert mich Rudolf Tribanswinkhel Eid?
Du bist und bleibst des Stiftes Gottes Maid. —
Wo steckt denn auch der windgepeitschte Junker,
Der Dich berückt mit eitlem Lieb'sgeflunker?

Versprach er nicht in scheinbar' Schmerzempfinden
 Den Bruder Dir, den Sohn mir aufzufinden?
 Ist's über's Jahr nicht, daß er fortgezogen,
 Von Pilgerfahrten uns was vorgelogen
 Und hat er seither Nachricht uns gesendet,
 Ob Ablass mir der Papst in Rom gespendet?
 Ich bin in Ehren alt und weiß geworden,
 Ein Schirmherr dem Cisterzienser-Orden,
 Und hoffte nicht, um Liebe erst zu werben
 Bei meinem Kinde, wenn ich nah' am Sterben.
 Ein hartes Schicksal ist dem Greis beschieden,
 Nur selten bringt das Alter Seelenfrieden,
 Zur Last der Jugend und der eig'nen Sippen
 Hat Niemand Segen für ihn auf den Lippen,
 Ein unnütz' Glied der Menschheit lebt er mehr,
 Dess' Habe seinen Erben zum Begehr.
 Es stirbt um ihn, was lieb ihm war und blieb,
 Was ihn zu Thaten einst begeisternd trieb.
 Es wankt und schwankt, was er so fest sich dachte
 Und ihm die Sicherheit des Lebens brachte.
 Das einst geliebte Weib, es sinkt in's Grab,
 Mit ihm das Glück, die Liebe auch hinab
 Und was man Kindersegen nennt, das wird
 Zum Drachen, welcher Qualen nur gebiert.

Dora (will ihren Vater umarmen, welcher sie jedoch von sich stößt).

Mein Vater, welche fürchterlichen Worte
 Sprichst Du an diesem gottgeweihten Orte?

Hartung.

Und ist's denn anders, als ich's nun gesagt?
 Hast jemals Du nach meinem Wohl gefragt?

(Dora ringt die Hände.)

Und war Dein ältrer Bruder Meginhard —
 Sein Name sei verflucht — von and'rer Art?

(Dora weint und kniet nieder — dem Vater entsezt zuhörend.)

Als Eure gute Mutter schwer erkrankt
 Für eine Linderungsstunde Gott gedankt,
 Da that sie das Gelübde: ihren Sohn
 Zu weihen unsrer Kirche, Gottes Thron. —
 That Abraham, mit welchem Gott verkehrt,
 Ein Gleiches nicht? — hat er nicht Gott geehrt,
 Indem er Isak zum Altar geführt?
 Hat Isak nicht, wie sich's vom Sohn gebührt,
 Das Opfer seines Vaters werden wollen?

Dora.

O! Herr — mein Gott — Dein Wille — er geschehe.

Hartung.

Die Mutter starb — doch ihr Gelübde lebte,
 Wenngleich des Sohnes Sinn der Welt nachstrebte.
 Nicht achtend seiner Mutter letzten Willen,
 Bekümmert nicht, der Hölle Qualen ihm zu stillen,
 Verweigert er den Eintritt in das Kloster,
 Das Schwert zu tauschen mit dem Paternoster,
 Mit väterlichem Nachspruch mußt's ich zwingen,
 Den wilden Sohn in den Convent zu bringen.

Dora (steht auf, händeringend).

Bergib ihm seine Schulden — als auch wir
 Vergeben unsern Schuldigern.

Hartung.

Verflucht

Sei er — verflucht, wer ihm zu gleichen sucht,
 Verflucht der alte Name Ruchened,
 Nur mehr ein Spott dem Guten und ein Schreck.

Dora (stehend).

Vater, Vater, Du versündigst Dich!

(Betend.)

O führe, Herr, uns in Versuchung nicht!

Hartung.

Er blieb von dieser eitlen Welt verlockt
 Im Priesterkleid ein Sünder arg verstockt
 Und als er einst zu einem Sterbenden,
 Um letzte Begeßzehrung Werbenden
 Gerufen war — vergaß er Amt und Pflicht,
 Gewährte sie dem schwer Erkrankten nicht
 Und flüchtete mit sammt dem Klosterknechte,
 Der ihm zur Seite war, durch Tag und Nächte
 Sammt Kelch und Heiligthum in fremde Lande,
 Den Mönchen, sich und mir und Dir zur Schande.
 Das heil'ge Kreuz, des Klosters Schirm und Schutz,
 Der ganzen Christenheit zu Fromm und Nutz,
 Er nahm's mit sich vom Teufel angetrieben
 Und ist mit Fluch beladen fern geblieben.

(Bewegt, milde.)

Als mir der Abt die schrecklich Mähr' berichtet,
 War ich für alle meine Tag' vernichtet.
 Der ält'ste Sohn, den ich geliebt vor Allen,
 War auf dem Feld der Ehre mir gefallen,
 Der zweitgeborne Sohn schlug aus der Art
 Ward gar zum Kirchenräuber Weginhart,

Und nun zu meiner Tochter ich gelangt:
Die, männertoll, nach Liebe nur verlangt.

D o r a (ergeben).

Erlöse mich von allem Uebel — Amen!

H a r t u n g (weicher).

Ich kniete wochenlang in stillem Beten,
Gott möcht' befreien mich aus meinen Nöthen,
Als ich zur Sühne aller unsrer Sünden
Dem frommen Abte Marquard ließ verkünden,
Daß ich aus Buß' und reinem Gottesminnen
Dem Kloster der Cisterzienserinnen
Sanct Nicolaus in Wien hab' zugesprochen
Mein einzig Kind — an Tugend ungebrochen,
Mein' Tochter — meine Dora — sammt den Gütern,
Wie nach dem Tode mein sie bleiben werden.

(Er kniet vor Dora nieder, welche sich die Hände vor die Augen hält und weint.)

Und nun, mein Kind, sei eigner Richter Dir.
Sei's auch der heil'gen Kirche — sei es mir,
Hab' christliches Erbarmen
Mit meiner Seel', der armen,
Und tausch' um's ew'ge Heil der Eltern willen
Die lärmend ekle Welt — ach, mit dem stillen
Liebfrauenkloster — und in Ewigkeit
Belohnt es Dir des Herrn Barmherzigkeit.
Laß mich nicht länger auf den Knien liegen,
Daß irdisch' Weib in Dir vom Kind besiegen
Und denke, was uns stets geboten ist:
Du sollst den Vater und die Mutter ehren,
Nach nichts als ihrem Willen nur begehren,
Damit es wohlergehe Dir auf Erden
Und Du im Himmel selig mögest werden.

D o r a (entschlossen).

Steht auf, mein Vater — Euer Seelenheil
Werd' Euch durch die Entsagung mein zu Theil.
Der fromme Glaube ist des Menschen Schiff
Im Meer des Lebens und gar manches Riff
Wird glücklich selbst bei Stürmen überstanden,
Wenn gute Thaten sich als Rudrer fanden.
Ich fühle meiner Mutter segnend Hände,
Wie Arme eines Reichen Gnadenpende
Und lösche Deinen fürchterlichen Fluch,
Wie man's gewohnt in einem Schuldenbuch,
Durch mein Gebet vom Haupt des Bruders ab;
Ich steige gern lebendig in mein Grab,

Die letzten Lebenstage Dir zu süßen
Und was nicht ich verbrochen, abzubüßen.

Hartung.

Wie dank' ich's Gott und Dir, Du fromme Maid,
Daß Du entsagst der Welten Eitelkeit!
So laß uns nun vereint zur Kirche wallen
Und betend dort auf unsre Knie fallen.

(Beide ab durch die Mittelthür.)

Sechste Scene.

Rudolf. Alberich.

(Treten durch die Seitenthür auf. Rudolf sieht sich im Zimmer suchend um.)

Alberich.

Jetzt weiß ich's ganz genau, warum der Tropf
Da draußen mit dem kugelrunden Kopf,
Mit seiner Nase, aufgestülpt und breit,
Uns nicht versteht und unerquidlich schreit,
Sobald er nur ein deutsches Wort vernimmt,
Daß freilich nicht zu seiner Kehle stimmt.
Der Kerl kam aus Capetingers Reich,
Ein Franzmann ist er — und das sag' ich Euch,
Wo diese Sorte an der Thüre steht,
Da wird's dem Deutschen schwer, daß aus und ein er geht.

Rudolf.

Was schiert der Pförtner mich — ich möchte wissen,
Wo Dora ist — ich mag sie nimmer missen.
Da in den Klosterhof wir eingetreten
Und suchend auf die Straße eilen wollten,
Erzählte man, daß sie und Hartung beten
Und wir sie in der Kirch' nicht stören sollten.
Inzwischen mußttest Du den Keller finden,
Durch Wein zu stärken Glieder und Empfinden,
Und als getränkt wir aus der Tiefe stiegen,
War's wieder aus mit allem Knieenliegen,
Es hieß: sie seien hier — und nun wär's auch,
Ist niemand da als ich und dieser Gauch.

(Auf Alberich zeigend.)

Alberich.

Vielleicht hat sie der Franzmann unterdessen,
Die Tochter erst — zum Frühstück aufgefressen.

Rudolf (will nach ihm schlagen, Alberich springt lustig zur Seite).

Du Murmelthier, Du ungewaschen Maul,
Zur Arbeit wohl — beim Saufen nimmer faul!

Mach' Deine Wiße wie und wider wen
Du willst — doch meine Dora laß mir steh'n.

Alberich.

„Gute Pfeifer,
Brave Säuser“.

Ein blöder Wassertopf verjchmäht den Wein
Und jchenkt sich einmal nur „das Letzte“ ein.

„Trink' ich Bier, so werd' ich faul,
„Trink' ich Wasser, häng' ich 's Maul,
„Trink' ich Wein, so werd' ich voll,
„Weiß nicht, was ich trinken soll.“

Bin Alberich, der Hofnarr toll und voll,
Der ewig jchnurrig sein und lachen soll.
Da bleibe ich beim Weine
Alwegen nun alleine
Der Franzmann draußen . . .

Rudolf.

Hol' ihn der Teufel!

Alberich.

Wird's überlegen sich — da ohne Zweifel
Jhm alle Macht im Kloster hier gebricht.
Und dann — weißt Du's? Ich weiß es sicher nicht,
Ob nicht der Teufel selbst ein Franzmann ist.

Rudolf.

Mit Dir kann man ein ernstes Wort nicht reden,
Bist allezeit ein Narr, ein Narr für jeden
Und weißt es nicht, daß Hartung hier zur Stelle
Mein Bräutchen zwingen will zur Klosterzelle.

Alberich.

Da hat es gute Wege, lieber Freund:
„Man kellt Wein nicht im Bronnen
Und weiht bei Mönchen keine Nonnen.“
Das Frauenkloster zu Sanct Nicolauß,
Das steht in Wien, ich kenne jenes Haus,
Und müßt' viel Zeit verstreichen unterdeß,
Bis Dora kommt zur Feier der Profeß.
Verliebte, die verlieren allen Sinn
Für Zeit und Weg, für Rede und Beginn.
Laß eilen uns in den Capitelsaal,
Den Abt um Rath befragen und die Qual
Der Ungewißheit wird ihr Ende nehmen.

Rudolf.

Gott sei's gedankt, daß Du vernünftig wirst.

(Weide ab durch die Seitenthüren.)

Siebente Scene.

Abt Marquard, Hartung und Dora von Ruchened.

Marquard (welcher Dora absichtlich nicht ansieht).

Es ist wohl lobesam und fromme Art,
Wenn man sich um die heil'ge Kirche schart
Und immer hat den bessern Theil erwählt,
Wer sich das Jenseits stets vor Augen hält.
Doch kann in ritterlichen Kreisen auch
Und bürgerlichen, wie es alter Brauch,
Man leicht ein gottgefällig Leben führen,
Das Jeglichem des Himmels weite Thüren
Geöffnet hält — wenn er den rechten Pfad
Dahin nur willig aufgefunden hat.
Das Kloster und der heil'ge Priesterstand,
Die Kirche und das Regulargewand
Sind nicht die einz'gen Mittel hier auf Erden,
Um nach dem Tode selig auch zu werden.
Denn gäb' es unter Gottes herrlich Sonnen
Nur Priester mehr und Klöster, Mönch' und Nonnen,
Dann würde bald die Welt erstorben sein,
Das Heidenthum von Neuem, allgemein.
Zum heil'gen Priesterstand gehört Beruf —
Wen dieser nicht zum Gottgeweihten schuf,
Der steht unwürdig an der Opferstätte
Und sündigt mehr, als wenn er niemals hätte —
Ein Christ — den Feiertag geheiligt.
Ihr habt's an Eurem zweiten Sohn erfahren,
Dem Meginhart, dem wir gewogen waren,
Wie folgenschwer es manchmal werden kann,
Wenn freie Wahl nicht ward dem Klostermann.

Hartung.

Gemahnt mich an den Kirchenräuber nicht,
Und da Ihr's thut, so wird erst recht die Pflicht
Mir klar, daß, wenn mein Blut gesündigt hat,
Mein Blut auch sühnen muß die Frevelthat.
Ich kann nicht selber mehr den Habit nehmen,
Mich nicht zur Ordensregel mehr bequemen,
Weil ich zu alt bin, und das Eheband,
Wenn auch gelöst, beirrt den Priesterstand.
Doch meine Tochter opfere ich gern
Sammt meinem Gut dem allbarmherz'gen Herrn,
Damit mir Gnade wird vor Gottes Thron
Und möglich auch dem längst verlornen Sohn.

Marquard.

Recht lobesam, und Eure Frömmigkeit
Wird sicher Früchte trag'n in Ewigkeit!

Doch macht die Jungfrau auch den schweren Gang
 Aus innerem Beruf, aus Herzensdrang?
 Entsagt sie gern — in ihren jungen Jahren —
 Den zahllos irdisch Freuden dieser Welt,
 Die kaum ihr völlig noch erschlossen waren?
 Verläßt sie ohne Zwang das Elternhaus,
 Um einzutreten bei Sanct Nikolaus
 Und Christi tugendsame Braut zu werden,
 Desß Reich nicht ist von dieser sündhaft Erden?

D o r a (tritt vor).

Ich will's — mein theurer Vater soll nicht leiden
 Und ungezählt sind jene himmlisch Freuden,
 Die Gottes Allmacht jenen hat bereitet,
 So Gottesfurcht bei ihrem Thun geleitet,
 Hochwürd'ger Herr! ist Euch an mir gelegen,
 Dann säumet nicht — ertheilt mir Euren Segen
 Und laßt des Vaters frommen Willen
 Gehorsam mich noch heut' erfüllen.

(Kniet vor ihm nieder.)

Achte Scene.

Die Vorigen. Alberich.

(Dora steht auf.)

Alberich (tritt rasch durch die Seitenthür auf).

Mein gnäd'ger Herr, der Herzog Leopold,
 Ist eben angelangt und wenn Ihr wollt,
 So könnt an Euren Pforten nach Verlangen
 Die Hoheit Ihr gebührendlich empfangen.

Marquard.

Dann laßt den Willen mein mit dem Verlangen
 Vereinen und den Herzog mich empfangen.

(Geht durch die Seitenthür mit Alberich ab.)

Neunte Scene.

Die Vorigen ohne Marquard und Alberich.

Hartung.

Wie freu' ich mich, den Herrn im Land zu wissen,
 Den schwer seit einem vollen Jahr wir missen,
 Wie freu' ich mich, daß er die Pilgerfahrt
 Sammt Allen, die um ihn sich einst geschaart,
 Zurückgelegt und daß ihm eigener Frieden
 Und Gottes Segen auch dem Reich beschieden.

Dora.

Mein Gott, wie ist mein armes Herz beschwert!
Ob Rudolf wohl mit ihm zurückgekehrt?

Behnte Scene.

Herzog Leopold V., Marquard, Rudolf von Tribanswinthel und Alberich
zu den Vorigen.

(Herzog Leopold trägt ein Reliquienkästchen.)

Leopold V. (zur Thür hinaus).

Ihr And'ren bleibt und haltet Euch bereit,
Daß Ihr zum Kirchgang wohl gerüstet seid,
Wenn Orgelton und Glockenklang uns rufen
In's Gotteshaus an des Altares Stufen.

(Zu Marquard.)

Seid mir bedankt für Eu'ren warmen Gruß
Und nehmt von mir den treuen Bruderkuß.

(Sie küssen sich.)

(Zu Hartung und seiner Tochter.)

Seid herzlich mir gegrüßt — Ihr allesammt,
Die mich zu ehren Ihr in's Kloster kamt.

Marquard (zu Leopold, segnend).

Den Segen Gottes flehe ich herab
Und was er jemals Herrschern Gutes gab,
Auf Euer krongeschmückt' gesalbtes Haupt
Und Euer ganzes edeles Geschlecht.
Zum Garten habt die Ostmark Ihr gewandelt,
In Gottesfurcht und Liebe stets gehandelt,
Und wo einst Sumpf und finst're Wälder standen,
Mit Räubern wilde Thiere sich verbanden:
Dort blüht die Rebe heut' und reist das Korn,
Den neuen Siedlern frischer Lebensborn,
Dort klingt der Kirchen heller Glockenklang,
Ertönt der Mönche frommer Chorgesang
Und weicht des armen Volks Unwissenheit
Allmählig vor dem Geist der Christenheit.
Die Flüsse sind mit Schiffen reich belebt,
Der Städte Wohlstand sich gar mächtig hebt,
Die Straßen werden sicher und die Mark
Ist heute reichstreu, darum doppelt stark
Den Feinden gegenüber, ringsumher,
Die oft das ganze Land der Kreuz und Luer
Verwüsteten und räuberisch durchzogen,
Der Gottheit und den Menschen ungewogen.

Leopold (gibt ihm die Hand).

Der Babenberger Stolz war alle Zeiten:
Vom Throne aus den rechten Weg zu schreiten.

(Setzt sich, ihm zu Füßen Alberich. — Rudolf und Dora haben inzwischen sich freundlich grüßende Blicke zugeworfen, welche Hartung mißbilligt.)

Rudolf (zu Hartung).

Aus ganzer Seele, Ritter, grüß' ich Euch
Und Eure lieblich Tochter mit zugleich
Und bring' Euch mit aus fernem heil'gen Landen,
Was dort wir emsig suchend ehrlich fanden:
Von Meginhard recht traurig=frohe Kunde
Aus eines Sterbenden verbleichtem Munde.

Hartung.

Von Meginhard — er lebt?

Dora.

Wo ist das Kreuz,
Mit dem er einst sammt einem Knecht verschwunden?
Habt Ihr den heil'gen Kirchenchatz gefunden?

Hartung.

Verzeiht, o Herzog, daß ich ängstlich dränge,
Doch eher man im Lauf den Fluß bezwänge,
Als meiner Bangigkeit und Ungeduld,
Stets eingedenk des Sohnes großer Schuld,
Ich Mäßigung erkämpfe.

Dora (zu Rudolf).

Sprecht, erzählt
Nicht feine Reden, nicht viel Worte wählt,
Sag' rasch — was Du erlebt — gib Hoffnung mir,
Bleibst Deinen Schwüren treu? Gelang es Dir,
Den Vatersfluch zu lösen — liebst Du mich?

(Sie ringt die Hände.)

Hartung.

Was tolles Fragen soll das Alles sein
Zu meiner unerhörten Seelenpein?
Wer sah denn jemals eine Gottesbraut,
Die liebeahnend nach dem Buhlen schaut?
Wer hörte

Rudolf.

Dora eine Gottesbraut,
Die liebeahnend nach dem Buhlen schaut? — —

Leopold (zu den Beiden).

Gemach! Laßt Euren Herzog vorerst sprechen,
Dann mögt Ihr Fehde Euch vom Zaune brechen.

(Zu Marquard.)

Abt Marquard! Nehmet hier dieß Kästchen hin,
Es ist für Euch unschätzbarer Gewinn,
Enthält den Kreuzpartikel, einst verschwunden,
Den wallend wir nun wiederum gefunden.
Bewahrt ihn wohl und wißt, daß Meginhart
In Frieden seiner Auferstehung harret.
Dies köstliche Geschenk Euch selbst zu reichen
Als uns'rer fürstlich Gnade dauernd Zeichen
Verbringen wir in Eurer Mitte heut'
Die herrlich schöne frohe Weihnachtszeit.

(Alle Anwesenden knien nieder.)

Marquard (öffnet das Kästchen, sieht hinein und schließt es wieder)

O, Wunder Gottes, wie ist's möglich worden,
Daß solche Gnade uns'rem niedern Orden?

Leopold.

Erzählt es, Ritter Rudolf Tribanswinkhel,
Wie wir das Heiligthum auf's Neu erlangten.

(Alle stehen auf, bis auf Leopold, zu dessen Füßen auch Alberich sitzen bleibt.)

Rudolf.

Wir waren unter hundert Gefahren
Von Welshland über's Mittelmeer gefahren
Und endlich in Kleinasien gelandet,
Wobei das lecke Kriegsschiff fast gestrandet,
Das uns Venedig zur Verfügung stellte.
Wie sich das Wasser hoch im Meere wellte,
Stob nun der Sand im heißen Wüstenfelde
Und angegriffen ward die dürstend Schaar
Auf ihren Wegen von den blutig Heiden,
Von wilden Thieren und dem kreisend Mar
Und hatte vieles Ungemach zu leiden.
Doch endlich sahen wir, als sich der Abend
Zur Erd' gesenkt, mit seiner Kühle labend,
Jerusalems Gethürm und heil'ge Mauern,
Daß auf die Knie wir sanken voller Schauern,
Um Gott zu danken für die sichere Hand,
Mit der er uns geführt in's heil'ge Land.
Wir schlugen uns're Zelte auf und dachten
Vor Zion's Thoren noch zu übernachten,

Der Herzog stellte Posten auf und ich,
 Begleitet von dem Hofnarrn Alberich
 Und ein paar Söldnern, gingen abseits bald
 Zu einem kleinen grünen Pinienwald,
 Woselbst ein kühler, klarer Brunnen floß,
 Sein frischend Raß in uns're Eimer goß.
 Dort sahen wir im dunklen Schatten liegen,
 Sich schmerzhaft wälzend, schon in letzten Zügen
 Schwer athmend einen Sterbenden, wie man
 Sie oft auf Wallfahrtsstraßen finden kann.

Hartung.

Das war mein Sohn — der Räuber Meginhart,
 Ihn traf gerechte Strafe bald und hart.

Leopold.

Gemach! — Laßt Euren Sohn in Frieden ruh'n
 Und unterbrechet den Erzähler nicht.

Rudolf.

Als ich das brechend gläsern Auge sah,
 Da wußt' ich nimmermehr, wie mir geschah:
 Denn konnt ich recht gewißlich mich entsinnen,
 Aus alter Zeit Erinnerung gewinnen,
 So lag der Knecht vor mir von Rucheneck,
 Der einst mit Meginhart vom Burghof weg
 In's Kloster ging, ein heuchelnd Frater ward,
 Und stets sich um den frühern Herrn geschaart.

Marquard.

Entsetzlich ist die Ahnung, die ich habe —
 Es steigt ein Todter auf aus seinem Grabe
 Und bittet um die heil'ge Seelenmesse.

Rudolf.

Er kannte mich — und sah des Herzogs Zug
 Und beichtete, wie er in Lug und Trug
 Dem Kloster diente, Meginhart erschlug
 Und Kelch und Kreuzpartikel schändlich raubte,
 Womit er fürstlich reich zu werden glaubte.

(Ernst, ruhig.)

Auf einem Weg zur letzten Delung war's,
 Wo Meginhart im Dienste des Altars

(Hartung kniet nieder und faltet die Hände.)

Von seines eig'nen Knechtes Mörderhand
Den Tod durch gräßliches Erschlagen fand.

(Lebhafter.)

Doch nach der That war er, von Reu' getrieben,
Nicht länger mehr im Heimatland geblieben
Und mit dem rasch getauschten Kirchengold
(Dem Kreuzpartikel war kein Tröbler hold)
Den Landweg nach Jerusalem gewallet,
An heil'ger Stätte Beicht und Buß' zu thun
Und früher nicht zu rasten und zu ruh'n,
Als bis Vergebung seiner Sünden er
Erreicht und der Reliquie ledig wär'.
Doch schwer, wie Gletscher uns're Alpen decken,
Sang ihm das Kreuz am Hals, ein steter Schrecken,
Ein nimmermüder Mahner seiner That,
Ein Schranken von des Himmels ew'ger Gnad'.
Mit letzter Kraft, in abgeriss'nen Sätzen
Erzählt er diese Mähr und mit Entsetzen
Bernahmen sie des Herzogs Knecht und ich
Und auch der wack're Hofnarr Alberich.
Noch reicht er mir das Kreuz — erhob sich ringend,
That einen jähen Schrei, so markdurchdringend,
Daß er mir heute noch im Ohre gelst —
Und nahm — wie er gelebt auf dieser Welt,
Verlassen und verflucht, ohn' Sacrament
Weit von dem Vaterland ein traurig End'.

Hartung.

Verzeihung! Meginhart, Verzeihung!

Marquard.

— — — — — Ja
Verzeihung nach dem Tode noch und laßt
Den Platz uns finden, wo der Frevler einst
Das Opfer seiner Habgier eingescharrt.
Es werde seinen ird'schen Ueberresten
Ein feierlich Begräbniß erst zu Theil
Und dann begehrt zu seinem Seelenheil —
Der lang verkannt und nun uns allen theuer - -
Der ganze Orden eine Todtenfeier.

Herzog Leopold V.

Steht auf, von Mutheneß, und laßt das Weinen,
Denn wahrlich besser ist's, so will mir's scheinen,
Daß sich gezeigt, uns allen unerwartet,
Herr Meginhart als fromm und wohlgeartet.

Noch blüht Euch eine Tochter tugendjam,
 Die einst in trauter Stund' ein Kinglein nahm
 Von ihrem Ritter und es schwuren Beide
 Vor Gott der reinsten Liebe heil'ge Eide.
 Ihr habt bedeckt mit einem dichten Schleier
 Das Kinglein an der Hand,
 So daß beim Wiederseh'n der treue Freier
 Das Kinglein nimmer fand.
 Hebt auf den Schleier und laßt glücklich sein,
 Was sich im Herzen nennet mein und dein.

Rudolf (zu Leopold).

Wie dank' ich's, Herr, daß Ihr das Wort gesprochen!

Dora (zu Rudolf).

Ich war dem Sterben nah' — mein Herz gebrochen.

Hartung (schlägt seiner Tochter den Schleier nach rückwärts, umarmt und küßt sie und spricht zu Marquard).

Hochwürd'ger Herr — entscheidet allzumal,
 Ob meiner Tochter eig'ne Himmelswahl
 Gelöst — ob des Gelübdes ich entbunden,
 Vor Gott und Menschen Gnade hab' gefunden
 Und ob der Fluch, der wider Meginhart
 In böser Stund' von mir gesündigt ward,
 Behoben ist und mir ein ew'ger Frieden
 Im Grabe mit den Meinen wird beschieden.

Marquard.

Der Klosterschleier war nicht frei gewählt,
 Noch nicht geweiht — drum sei sie losgezählt
 Von dem Gelübde, das sie Euch zu Lieb'
 Mit blut'ger Tinte in das Herz geschrieben.
 Und Ihr habt unverschuldet nur gesündigt
 Und tief bereut, nachdem Euch angekündigt,
 Was Eu'rem Meginhart geschehen war.
 Erfüllet nun an Gottes Traualtar,
 Was Herzog Leopold Euch angedeutet.

Hartung (faßt Rudolf und Dora an den Händen, führt sie vor den Herzog und spricht zu diesem).

Mein Herzog, bleibt in Gnaden mir
 Und diesem jungen Paare hier
 Gewogen, und es mög' zu allen Zeiten
 Viel Freude diese Stunde uns bereiten.

Marquard (zu Rudolf und Dora).

Auf Eure Häupter jalle Gottes Segen,
 An welchem ewig Alles ist gelegen. —

Nun aber sei mit Orgelton und Glockenklang
 Dem Herrn im Himmel laut gesagt tiefinn'rer Dank.
 Vergessen seien all die jahrelangen Leiden
 Am heut'gen Tage, wo des Weihnachtsfestes Freuden
 Die Herzen füllen und die ganze Christenheit
 Sich fromm auf's Neu' dem Dienst des Herren weih't.
 Laßt uns zur Kirche schreiten und den Tag vollenden,
 Der uns so schön gewährt aus Gottes Gnaden Händen.

(Es öffnet sich die Mittelhür und schiebt sich ein auf Rädern befindlicher leuchtender Christbaum langsam
 unter Orgelton und Glockengeläute in die Mitte. — Alles erhebt sich und geht auf den Christbaum zu.)

Ende.



Ausstellungs-Nacht.

Der Wasserstrahl erhebt sich mächtig
Und ringsum funkelt's wunderreich,
Fontainen steigen farbenprächtigt
So wie Gestalten aus dem Teich.

Bald kommt es grün und wieder golden,
Dann roth wie wenn der Stahlguß heiß,
Dann blau und gelb gleich Blumenolden,
Dann silbern wie das Gletschereis.

Dort der Fassade Lichtgesflimmer
Mit ihrer Kuppelbauten Gold;
Es winkt im märchenhaften Schimmer
Es lockt mit Zaubern still und hold.

Der hohe Thurm versinkt im Dunkel
Nur die Conturen Licht an Licht
Und oben seines Stern's Gefunkel
Und langer Strahlen Mondenlicht!

Die Seine rollt die Wasserfluthen,
Die Schiffe gleiten d'rüber hin,
Im Widerschein von all den Gluten,
Von dem Saphir und dem Rubin.

Und jetzt, als sei in seinen Gründen
Des Morgens Feuerschein erwacht,
Des Thurms Gefüge sich entzünden:
Als Leuchte steht er in der Nacht.

Ausblick vom Schiffe die Laterne;
Das Gaslicht flammt, die Lampe brennt
Und rings im Kreis des Himmels Sterne
Sie leuchten mit am Firmament!



Inschriften und Sprüche.

Von

Erich Pichler.

Pilger.

Reichet den höchsten Zoll dem Länderspürer am Erdpol.
Einst, wenn die Palme dort grünt, unter dem schattenden Dach
Träumt der Nordlandsheiß von längst verrauschten Aeonen
Und zum vergletscherten Süd rüstet er wagende Fahrt.

Zwei Pfeile.

Ein blaßes armes Mädchen bot
Zum Kaufe mir das erste Weilschen;
Gleich folgte von dem kleinen Gott
In's Herz mir nach ein golden Pfeilschen.
Ich aber sandte nach dem großen Gott,
Der nichts als Leid ihr gab, ein Pfeilschen.

Der wahre Künstler.

Künstler ist nicht, den überraschen das eigene Werk kann.
Immer des Ideals Ferne betrauert die Kunst.

Richard Wagner's Anfang.

Treventlich, wie dereinst auf Ibykos, lauern ihm Häscher;
Aber der Lyra Getön scheucht die verwegene Schaar.

Unvermeidliches.

Schau' ich, so oft ich komm', hellgrünen Park und Ruinen:
 Liebchen, dann denk' ich an Dich, Tanten und Vasen dazu.

Jugend sage.

Im lichten Rosenschimmer fließt
 Die Gluth entchwund'ner Tage,
 Mehr als der Zukunft Ahnen grüßt
 Vergeß'ne Jugendsage.

Poetisirender Hohlkopf.

Preisest mir Schillern Du, dann mahnt es mich weidlich an Karlsbad:
 Den gepriesenen Mann trug dort ein Esel herum.

Diplomaten-Schmerz.

Ungelegen ertappt mich der Streit in des Julius Schwitzzeit,
 Gerade in diesem Mond zog Politik in das Bad.

Es muß nicht sein.

Es muß nicht sein die Rosenzeit,
 Wo alles sprießt und blüht,
 Wo leicht in bunter Herrlichkeit
 Ein Dornenstrauch erglüht.
 Ist's drinnen schlecht und recht bestellt
 Im Herzen, wie es soll:
 Dann steht im Winter auch die Welt
 Von Blumen übervoll.

An ein Schauspieler-Album.

Wer Menschen schaffen will, darf frevelnd nicht das Feuer stehlen,
 Prometheus gleich. Er trag's bereit in seiner eig'nen Brust.
 Doch wird dem Flammandsten des Lebens stille Wahrheit fehlen,
 Ist er, ein guter echter Mensch zu sein, sich nicht bewußt.

Qual zu allen Zeiten.

Ensisphus rollt den Stein, gequält sind Tantal und Atlas
 Und das moderne Geschlecht leidet an Nervosität.

Wahrer Genius.

Dem Talent gebührt zum Lorbeer der heimische Eichtranz,
 Daß in entgeisternder Noth freudig ein Höheres schafft.

Orientalische Frage.

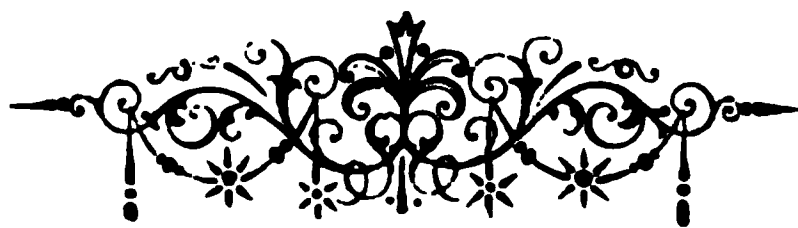
Schrecken der Ahnen Du und Geißel der einenden Zukunft,
 Friedlich dereinst zum Schluß löst Dich die Cholera auf.

Homer an Schliemann.

Der ich erfann die Pracht und das Leid der herrlichen Troja,
 Sinke bei forschendem Licht wankend in's Dunkel zurück.
 Nordischer Mann, nur Du ergräbst mir redende Beugen
 Schaffender Dichterkunst: Priamos' ragende Burg.

Getheilte Gaben.

Ach, wie unglücklich wir, die schaffenden Söhne des Hochlands,
 Uns fehlt jeder Begriff fein-residenzlicher Kunst.
 Und die ernstesten Gesichts handhaben das lechzende Nichtbeil,
 Ihnen fehlt jedes Atom kräftig-erhab'ner Natur.



habende Leute; der Vater Hieronymus, ein Kaufmann, als Bürger und Geschäftsmann gleich geachtet; die Mutter, Katharina, geborene Kevesić, eine fromme, der häuslichen Wirthschaft und der Erziehung ihrer Kinder mit Leib und Seele ergebene Frau. Die Tommaseo, seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts in Sebenico ansäßig, waren slavischer Abstammung und von der Insel Brazza eingewandert, und Niccolò selbst sagt in einem seiner Werke, der Name der Familie habe ursprünglich Tomasić und Tomašev gelautet. Ferner spricht er von der treuen Anhänglichkeit und Liebe seiner Ahnen zu Venedig, welche Gefühle sich in den Nachkommen fortpflanzten und womöglich wuchsen, als diese sich mit der aus dem Bergamaschischen stammenden Familie Balio verschwägerten, welcher Niccolò's Großmutter von väterlicher Seite angehörte. In seinen Werken erwähnt Tommaseo wiederholt mit zärtlicher Liebe seinen Vater, während er die theuere Mutter in einem seiner schönsten Gedichte (Una Madre) feiert. Aus Letzterem erfährt man, daß die treffliche Frau sechs Kinder gehabt, von welchen nur zwei, Niccolò und Marianna, sie überlebten. Von seiner Mutter sagt Niccolò, „ihr habe nicht nur sein Herz, sondern auch sein Geist viel mehr als der Universität von Padua zu verdanken.“

Die Familie Tommaseo zählte unter ihren Vorfahren Prälaten und Gelehrte, Dichter und Landwirth, welches Letztere Niccolò mit besonderem Wohlgefallen hervorhebt. Sein Onkel Thomas, ein Franziskanermönch, flößte ihm die Liebe zum Studium ein, sonst wäre er wohl das, was sein Vater gewesen, ein Kaufmann geworden. Tommaseo's Großmutter war, wie gesagt, eine Italienerin von Geburt und Italiener waren seine ersten Lehrer in Spalato, der Vicentiner Bicego und der Veroneser Bottura: kein Wunder also, daß der zarte Jüngling in einer solchen Schule in der Liebe zu Italien, besonders aber zu Venedig aufwuchs, und daß diese ersten Eindrücke und Lehren für sein ganzes Leben entscheidend wirkten.

Es waren erst fünf Jahre seit dem Sturze der stolzen Königin der Adria verstrichen, als Niccolò Tommaseo geboren wurde, und es läßt sich leicht denken, welch' tiefe Wirkung die letzten tragiischen Schicksale der Metropole auch später noch auf die ehemaligen venetianischen Provinzen und die empfänglichen Gemüther der dalmatinischen Jugend ausübten.

Jedes Blatt der Geschichte seiner Vaterstadt mahnte den jungen Tommaseo an deren altbewährte Treue und Ergebenheit gegen Venedig.

Sebenico hatte schon im X. Jahrhunderte seinen ersten venetianischen Rector und so oft sich im Laufe späterer Zeiten Gelegenheit bot, die fremde Herrschaft abzuschütteln, unterwarf es sich freudig der Republik und blieb ihr bis zu deren Untergang so treu, daß es vom venetianischen Senate den Beinamen „la fedelissima“ (die Getreueste) erhielt.

Gegenwart unzähliger Deputationen aus ganz Italien und dem Auslande, darunter jene von Sebenico und Triest, eines Vertreters des Königs Victor Emanuel, sowie der Civil- und Militärbehörden von Florenz, in Toscana's Pantheon, dem weltberühmten Santa Croce, die feierlichen Requien abgehalten.

Anfangs Juni celebrirten der Erzbischof von Zara, Monsignore Maupas und der damalige Domherr, jetzt Bischof von Sebenico, Monsignore Fosco im Friedhofskirchlein von Settignano Seelenmessen für Tommaseo und gaben seinem Grabe den Segen. Diese Theilnahme österreichischer Kirchenfürsten an der Trauer über den Tod eines politischen Flüchtlings ist von hoher Bedeutung und mit Recht wurde dieses Ereigniß durch eine in dem Kirchlein angebrachte Gedenktafel verewigt.

Seitdem wurde unserem Tommaseo auf dem Plage von Settignano ein Denkmal gesetzt. Am 14. Mai veranstalteten die Venetianer eine solenne Erinnerungsfeier im Dogenpalaste, wobei die Aufstellung einer Büste Tommaseo's in Venedigs „Athenäum“ und die Errichtung eines Monumentes auf einem der Plätze der Lagenstadt beschlossen wurde. Am 1. Juni that Turin das Seinige durch ein feierliches Requiem in der Kirche von St. Franz v. Paula und durch die Anbringung einer Gedenktafel an dem Hause, worin Tommaseo gewohnt hatte. Auch seine Vaterstadt, Sebenico, verjäumte ihre Pflicht nicht, doch hat sich Niccolò Tommaseo, durch die seltenen Tugenden seines Lebens und die unsterblichen Werke seines Geistes, das glänzendste Denkmal selbst gesetzt. Unter den hervorragenden Eigenschaften des unvergeßlichen Mannes stand die Unabhängigkeit seines Geistes obenan und diese ging so weit, daß er die im Jahre 1866 ihm angetragene italienische Staatsbürgerschaft und Senatorewürde und früher noch einträgliche Stellen und ehrende Auszeichnungen ausschlug. Von den unzähligen Beweisen seiner Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit sei hier nur der eine erwähnt, daß er ein ihm von seinem alten Freunde Vieusseux hinterlassenes Legat von 1000 Francs bis auf den letzten Centime an Arme und humanitäre Anstalten vertheilte. Dem Schriftsteller Tommaseo galten die gediegensten Werke des Geistes Nichts, wenn sie nicht von einem reinen Gewissen eingegeben, von edlen Gesinnungen durchdrungen waren. Als Bürger blieb er sein Leben lang dem Grundsatz treu: „Gerechtigkeit geht vor Freiheit und keine Freiheit ohne die Gerechtigkeit!“

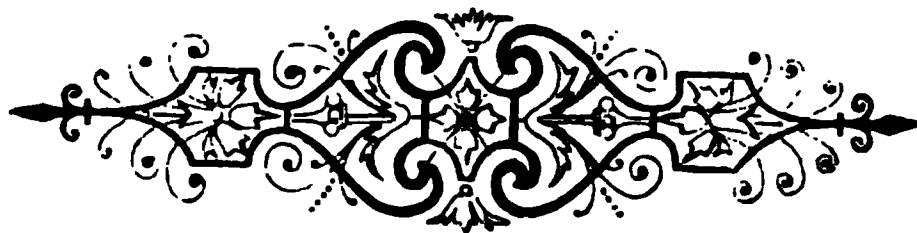
Wo es sich um altösterreichische Gebiete, wie Südtirol, Triest, Istrien oder Dalmatien handelte, beobachtete Tommaseo eine stets correcte Haltung, die unserem Staate vielleicht manche Verlegenheit erspart hat. Schon im Jahre 1848, da pflichtvergeßene, ja eidbrecherische k. k. Marineofficiere von Venedig aus förmliche Expeditionen unternahmen, um österreichische Kriegs-

schiffe in Istrien und Dalmatien zum Eidbruche und zur Fahnenflucht zu verleiten, ermahnte Niccolò Tommaseo seine dalmatinischen Landsleute zur Ruhe und zum Gehorsam. Und dieser stets tadellosen Haltung des Mannes ist es zu verdanken, daß zu keiner Zeit seines Lebens sich die Irredenta an den Dalmatiner Tommaseo heranwagte.

Wir schließen diese bescheidene Skizze eines nur dem Cultus des Guten und Schönen geweihten Lebens mit folgendem von unserem Adolf Beck genial und treu übersehten Gedicht * Bertoldi's an Tommaseo:

„Nicht dieser anmuthsvolle Hauch allein
 Altischen Geists, den Deine Schriften wehen,
 O Tommaseo, Du, deß' ganzes Sein
 Antiken Sinn uns lehrt verstehen;
 Nein, weil ein Ziel so hehr und segensreich
 Dich lenkt im Schreiben, weil in edlem Feuer
 Dir recht zu schreiben und zu thun sind gleich,
 Dies macht mir Deine Schriften theuer.
 So gleichst Du stets Dir selbst in treuem Sinn,
 Und während wir vom Zweifel umgetrieben,
 Ob besser, schön, ob gut — bringst Du's dahin,
 Daß wir das Ein' wie's And're lieben.“

* Dasselbe wurde auch von Luigi Venturi aus dem lateinischen Urtexte in's Italienische vorzüglich überseht.



Die Dorkfaulheit der Maſſen iſt ſo groß, daß ihre Weltanſchauung vorwiegend entweder zum engherzigſten Zelotenthum, oder zum ſinnloſeſten Materialismus neigt.

Wer im Banne einer Leidenschaft iſt, blickt meiſt mitleidig auf die anderen Staubgeborenen herab, die ihm ſtumpf ihren einförmigen Weg zu wandeln ſcheinen. Dieſe hingegen würden ihn für einen wenig neidenswerthen Gefangenen halten, wenn ſie ihn zu durchſchauen vermöchten; er aber trägt ſeine Ketten wie ein Diadem und fühlt ihre Laſt erſt, wenn ſie ſich zu löſen beginnen.

Meeresstille.

Von

Alfred Friedmann.

Das Meer liegt wie ein Spiegel
Von venetian'schem Glas,
Der Sonne gold'nes Siegel,
Den blauen Himmel eingebrückt,
Unmerklich von der Stelle rückt,
Und flammt wie Chrysopras.

Ein rothes Segel bläht sich
Im Wind, den es erzeugt —
Kein and'rer Hauch verräth sich.
Goldregen nur und Fliederstrauch
Bewegt sich in der Düste Hauch,
Von eig'ner Last gebeugt.

Im flachen Meere blauen
Auf einmal still're See'n.
Ein Schiff ist fern zu schauen
In einem weißen Streif im Duft,
Es ist, als schwebt' es in der Luft —
Biel Wunder hier gesch'eh'n!

Der Rauch am Horizonte
Bleibt stehen meilenweit.
Der große Dampfer konnte
Nur zögernd zieh'n zur Fern' hinaus,
Grüßt lang so Heimat noch und Haus —
Sehnsucht gibt ihm Geleit!

Ein Kind spielt still am Strande
 In unbewußtem Glück;
 Es baut ein Schloß im Sande,
 Es denkt nicht, was die Welle bringt . . .
 Nicht, was ein Sturm im Westen singt —
 Nicht vorwärts, nicht zurück.

Unsaybar süßer Frieden
 Liegt auf dem Fleckchen Land,
 Für einen Tag gemieden
 Ist auch mein Herz von Bangigkeit,
 Vergang'ner Schmerz liegt endlos weit,
 Fern, wie des Meeres Rand!

Nur einer Krähe Schatten
 Schwebt über'm Sand daher
 Willst, Seele, nicht gestatten,
 Der Ahnung ganz zu werden los:
 Daß Glück schon Unglück birgt im Schoß,
 Und Sturm das stillste Meer? . . .



Mängel und Fehler zu entdecken, nicht in jenem analytischen Geiste, der sie als einen naturgemäßen Theil alles Irdischen zur vollen Veranschaulichung des Ganzen in Betracht zieht, sondern in dem mäkkelnden Sinne, der den Werth des Guten und Schönen durch das kleinste unwesentlichste Gebrechen arg beeinträchtigt, wo nicht gänzlich aufgehoben findet. Am Tonfall erkennt man den nörgelnden Aber-Pedanten; mit so pastosem Nachdruck betont er sein Lieblingswörtchen, daß es den ganzen langen, lobenden Vorderatz zu verschlingen scheint, wie es ihm denn auch wirklich die reine Freude rückhaltloser Anerkennung zu nichte macht. Er gebraucht sein stetes Aber nicht von einem bestimmten kritischen Standpunkte aus, das Aber an sich bildet seinen Standpunkt. Wo es sich nicht von selbst ergibt, zwingt er es hinein, wo er es nicht finden kann, erfindet er es, fehlen darf es nie und nimmer, auch da nicht, wo er seine Bewunderung zollt. Ihm ist die firtinische Madonna „ein unvergleichliches Kunstwerk aber die im Vordergrund lümmelnden Englein sind doch all zu pausbackig für Himmelsbewohner.“ Ganz unmöglich ist es ihm, zu sagen, daß ein Mensch gut, liebenswürdig, impulsiv-warmherzig sei, ohne hinzuzufügen, „aber schwach.“ Wenn er Richard Wagner als einen Heros der Tonkunst feiert, kann er es sich nicht versagen, zu bemerken: „aber als Mensch ist sein Größenwahn, seine kindische Vorliebe für seidene Schlafröcke zc. doch ganz unerlaubt.“ Ebenso getreulich bemerkt er, wenn er Bismarck als dem größten Staatsmanne aller Zeiten huldigt „aber er ist rücksichtslos.“

Dabei ist der Aber-Mensch sehr häufig weit davon entfernt, böswillig tadelsüchtig zu sein, es ist nur die Gewissenhaftigkeit deutscher Gründlichkeit, die ihn nöthigt, bei allem auch die Rehrseite in Betracht zu ziehen und die Kleinlichkeit der Pedanterie, die ihn außer Proportion bei Nebensächlichem mit Nachdruck verweilen läßt. Er hat keinen Sinn für die große, naturgeschichtliche Wahrheit in dem Sprichwort der Franzosen „il a les défauts de ses vertus,“ und ventilirt das Aber in allen Tonarten, nur sagt er sich nie: „aber das Licht bedingt den Schatten in der Plastik der Erscheinung.“ Ebenso gelangt der Wenn-Mensch mit all seinen unerschöpflich phantastischen Wenn nie zu dem Phantasieaufwande, sich vorzustellen, daß, wäre ein Ding anders, es naturnothwendig ein anderes Wenn heraufbeschwören würde.

Beide verlangen, daß ihnen Sonne und Mond gleichzeitig leuchte und vergrämen sich mit ihrem oppositionellen Wenn und Aber gegen die Weltordnung, die ihnen diesen Gefallen nicht erweisen will, jede schöne Stunde und damit mehr oder minder das ganze Leben.



„Willst and're Eltern Du wohl haben,
Als jene sind, die Du begraben?
Ich will mit bessern Dich begaben! —

Ich blickte auf und sagte: Nein! —
Willst anderem Beruf Dich weihen,
Hoffst anderswo noch mehr Gedeihen?
Ich will Dir solche Bahn verleihen!“

Ich blickte auf und sagte: Nein! —
Willst Du ein ander Weib zur Seite,
Als jenes, das Dir gibt Geleite?
Ich führe Dich zu neuer Freite“

Ich blickte auf und sagte: Nein! —
Willst Du an anderm Orte leben,
Genießen, wirken oder streben?
Will andern Aufenthalt Dir geben!

Ich blickte auf und sagte: Nein!
„Thor,“ sprach er nun — „Du Glücksbestreiter,
Selbstquäler, — fahre wohl! Leb' heiter
In so verhaßtem Dasein weiter.“

Sprach's und verschwand. — Doch ich war mein! —
Mein wieder, frei von allen Schmerzen,
Und so, voll Dank im leichten Herzen,
Vermocht' ich wiederum zu scherzen,

War lustig wie der Sonnenschein
Und flehte, glücklich und zufrieden
Mit all' und jedem, was hienieden
Mir wurde vom Geschick beschieden:
„Herr, tritt nur öfter bei mir ein.“

Der greise Dichterling.

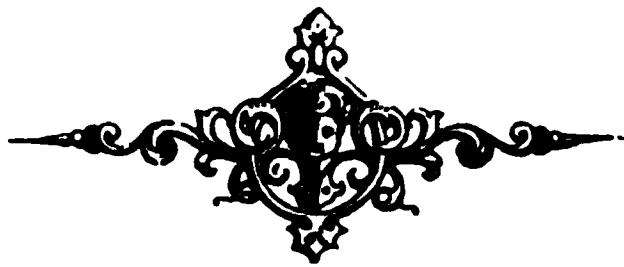
Umsonst war und vergebens,
Die Mühe alles Strebens,
Zeit meines ganzen Lebens!

Blut möcht' ich dr'über weinen!
Und wenn ich dieses sage
Am Rande meiner Tage,
Hört ihr heraus die Klage?

Fühlt ihr heraus die Brinon?
Was hab' ich meinem Alten
Im frühesten Entsalten
Versprochen? Was gehalten

Den längstverklärten Meinen?
Ich schien mir auserkoren,
Zum Höchsten nur geboren —
Nun muß ich mich verloren,
Vergeßen wohl mich meinen.

Schmach! — Verg're kaum zu finden.
 Schmerz! — Raum zu überwinden.
 O! Wie sie sich verbinden,
 Sich zur Verzweiflung einen! —
 Und doch und doch belebt mich
 Noch Freude, doch umwebt mich
 Noch Tröstung und erhebt mich,
 Ich darf es nicht verneinen. —
 Mir duftet im Gemüthe
 Allwig eine Blüthe
 Darauf die Sonne glühte
 Mit Strahlen, goldig reinen.
 Was Andere beglückt,
 Ich bin's, den es entzündet,
 Wenn Ruhm die Andern schmückt,
 Ich gönne jedem seinen.
 Mir fließt im Geist gar helle
 Stets eine Wunderquelle,
 Der Spiegel ihrer Welle
 Läßt, was ich will, erscheinen. —
 Dann such' ich in oft mildern
 Oft übertrieb'nen Bildern,
 Was ich geschaut, zu schildern,
 Und fühle groß mich Kleinen
 Wenn sie mich einst begraben
 Als altgeword'nen Knaben
 Wird' ich den Nachruf haben:
 Er kannte jeel'ger keinen.



wieder, denn sie begann sich des Vorangegangenen zu entsinnen. Scheu um sich blickend, dann sich in halber Höhe vom Boden aufrichtend, frug sie mit wimmernder, heiserer Stimme:

„Ist der Teufel noch immer hinter mir her?“

Ein lustiges Lachen beantwortete unmittelbar die wunderliche Frage, eben so rasch aber wurden die Züge der jungen Samaritanerin wieder ernst. Gewiss, dachte sie, ist die Arme nicht recht bei Sinnen, und gutmüthig erwiderte sie:

„Des hobt's g'wiß tramt!“

„Tramt?“ — gab die Alte die Frage zurück und blickte ängstlich nach der Seite, dann schüttelte sie energisch den Kopf. —

„Dös woar foan Tram!“

„Freili woars oana!“

„Nid woars oana!“

„Aber —“

„Aber —!“

Und beide sahen sich mit einer gewissen überlegenen Geringschätzung in die Augen. Mit der zunehmenden Sammlung des Weibes klärte sich die Sache endlich denn doch auf. Jetzt kam aber die Reihe des Erschreckens an das Mädchen.

„Wie,“ rief es „glabt's oes wirkli, daß das Unthier der Teufel war?“

„No freili; i hob jo deutli die schwarzen Hörnd'ln auf dem struppigen Kopf g'segn — und nocha erscht dö Füaß?! — Habt's oes scho amal die Füaß von an Teufel g'segn? — He?“

„Na!“ ficherte die Befragte.

„Alsdann, do könnt's eng mit oller engerer Einbildung ka Vorstellung davon mochen.“

„Glab's scho!“

„Und danacher erscht der Hals! Jessas, der Hals! Berruckt kunnt m'r wern! Wird's oes glaben, won i eng sog, daß der Kirchthurm von dö Barnabiten in der Stodt drobnert nit viel höher is.“

„Gengan's,“ lachte die Maid schnippisch.

„Jo, wohr is!“ betheuerte die nun wieder recht muntere Alte, welcher der anregende Meinungstausch die redengewandte Zunge völlig gelöst zu haben schien und mit wachsendem Eifer fuhr sie in ihrer plastischen Beschreibung fort:

„Und wos glabt die Zumpfer, wos er für Augen g'macht hot?“

„Konn mr's nid vorstellen.“

„Solche!“ schrie die Alte voll Entsetzen, die Augen aufreißend, daß sie unheimlich leuchtend aus den tiefliegenden Höhlen traten. Gleichzeitig schleuderte sie ihre breite Zunge weit aus dem zahnlosen Munde hinaus. In

Vor Allem spreche ich Ihnen insgesammt meine Anerkennung und meinen Dank für Ihre spontane Einmüthigkeit aus. Und nun zur Sache! Da drängt sich denn vor Allem die Frage in den Vordergrund, wie wir die Sache am zweckmäßigsten einleiten?"

„Wir überlassen das Ihrem Ermeßsen!“ riefen Einige.

„Nicht so!“ wendete der Graf ein. „Wir müssen einverständlich einen vernünftigen Feldzugsplan entwerfen, der uns bei correcter Ausführung mit zwingender Nothwendigkeit die ersehnte Bekanntschaft mit dem behörnten Walbläuter vermittelt.“

„Einen vernünftigen Feldzugsplan!“ quitschte der Höckerige, sich den Kopf kratzend. „Das ist keine so leichte Sache. Vergessen Sie nicht, Herr Graf, daß wir gegen das abgefemtteste aller Wesen zu kämpfen haben werden!“

„Vertrauen Sie getrost unserer Vorsicht und Energie,“ beschwichtigte der Graf den Spötter und sich an die Uebrigen wendend, setzte er hinzu, „aber unser spöttischer Freund hat vorhin eine ganz richtige Bemerkung gemacht, indem er hervorhob, daß der Teufel möglicher Weise die Flucht dem Kampf vorziehen könnte. Diese Möglichkeit kann nicht geleugnet werden, denn der Teufel ist schlau und feig. Vor einer Uebermacht hat er noch stets Reißaus genommen. Ja wohl, er läßt sich nicht leicht in einen ungleichen Kampf ein und schlüpft im Nothfalle durch ein Nadelöhr, wenn er keinen anderen Ausweg hat. Wir müssen demnach einen gar feinen Plan aushecken.“

„Wie immer; er soll uns nicht entweichen!“ riefen einige Hitzköpfe.

„Das hoffe ich auch,“ erwiderte der Graf, „aber um diesen immerhin möglichen Fall auszuschließen, wird es vielleicht gerathen sein, uns mit den Bürgern dieser guten Stadt und den schneidigen Bauern der umliegenden Gehöfte, nöthigenfalls auch mit der hohen Obrigkeit in Verbindung zu setzen, beziehungsweise zu verständigen, um ihn sodann im regelrechten Kesseltreiben Halali zu machen. Meinen Sie nicht auch?“

„Gewiß, man kann's ja gar nicht besser ausdenken!“ riefen die Herren in wenig harmonischen Lauten durcheinander, die punschgefüllten Gläser zu Ehren des Schloßherrn und auf eine erfolgreiche Jagd in einem Zuge leerend.

„Sie sind also einverstanden?“ frug der Graf abermals und in energischem Tone.

„Jawohl!“ klang es zurück.

„Unbedingt?“

„Unbedingt!“

„Alle?“

„Alle!“

Secunde zweifeln läßt, so wollen wir uns insgesammt Montag in der Frühe mit dem Glockenschlage Sieben und ein halb in meinem Schloßhofe zusammenfinden und von alldort unseren Auszug zur Bekämpfung des, die hiesige Gegend in Angst und Schrecken versetzenden Unholdes nehmen.

Bitte um freundnachbarliche und unverzügliche Rückantwort, damit ich in der Anordnung der weiteren, nothwendigen Maßregeln nicht behindert bleibe.

Womit ich einer wohledlen Stadtrepräsentanz
gegendienstlich bereit
verharre

Louis Graf von Wexberg m. p.“

Der Brief schlug, wie nicht anders zu erwarten, wie eine Bombe ein. — „Juchhu!“ jauchzte es von allen Punkten des Gastzimmers und „Juchhu!“ war die begeisterte einstimmige Antwort Aller an den Grafen. Wörtlich und in verzogenen Tinten-Hieroglyphen lautete diese Antwort folgendermaßen:

„Hochgeborner Herr Graf!

Wir hier Versammelten, recte Bürgermeister und Honoratioren, so wie auch alle übrigen kampfmuthigen und waffenbesitzenden Männer der Stadt, werden uns, gemäß Ihrer schmeichelhaften Aufforderung, Montag um Sieben und ein halb Uhr Früh, pünktlich und wohlbewehrt in Ihrem Schloßhofe einfinden, von wo wir gemeinschaftlich ausziehen wollen zur Bekämpfung des nur zu lange schon die hiesige Gegend in Angst und Schrecken setzenden schwarzen Waldteufels.

Juchhu!!! —

In pflichtschuldiger Ehrerbietung verharrend
der Bürgermeister

Lorenz Reischinger
samt anwesenden Honoratioren.“

Nachdem das Concept festgestellt, der anwesende Schulmeister es fein säuberlich auf schneeweißem Papier übertragen und der Bürgermeister es unter allgemeiner Zustimmung verlesen hatte, zog der Letztere seinen goldenen Siegelring vom Finger und legte unter großer Spannung die Siegel an den Brief.

„Herr Kammerdiener!“ wendete er sich sodann mit feierlicher Miene an den gräflichen Boten, „hier die Antwort.“

Dieser, der gerade daran war, den letzten Rest eines Bierglases hinter die Binde zu gießen, langte mit der Linken nach dem Briefe und mit der

Wie schön ist doch das Erwachen der Natur!

Wie anmuthig reckt und streckt sie die blumigen Glieder und wie schelmisch blinzelt sie mit den halbgeöffneten Augen in die frohe Welt hinein. Und nun hat die Göttin den Schlaf überwunden; sie erhebt sich in strahlender Pracht von ihrem geheimnißvollen nächtlichen Lager.

Im Schlosse droben beginnt es ebenfalls lebendig zu werden. Diener schleichen sachte über die weitgedehnten Corridore. Der Büchsenspanner setzt die Jagdgewehre in Stand und sorgt für ausreichende Munition. In seinen Augen spiegelt sich ernste Energie. Vielleicht wiegt er sich in der Erwartung, daß der Zufall ihm das Teufelswild vor die Büchse führt. Thüren klinken auf und zu; einzelne Rufe werden laut; es wird mit jeder Minute lebendiger.

Aber auch auf der Landstraße, auf den Feldwegen und in den zerstreut liegenden Bauerngehöften entfaltet sich jetzt ein regeres Leben, was an und für sich schon auf die besondere Veranlassung hinweist, denn es ist die frühe Morgenstunde eines Montags und die Frühstunden dieses Tages pflegen auf dem Lande sonst die stillsten der Woche zu sein. Sie folgen ja knapp auf den lustigen Sonntag mit seinen ausgedehnten nächtlichen Libationen. Aber heute ist selbstverständlich bereits die ganze Bauernschaft auf den Beinen, weil Jedermann bei der verlockenden Premiere des Teufels anwesend sein will.

Knapp am Rain einer Wiese, da steht ein kleines Häuschen, schmuck und blankgeweißt; da drinnen geht es besonders schnurrig zu. Da herrscht der Schuster Underhört. Heute ist sein Tag. Wie ein Feldherr commandirt er die arme Leni, seine Tochter.

„Rechts g'schaut! — Dort im Schrank stehen meine Wasserstiefel! Herrraus damit! — Links, schwenkt Euch! Marsch! — Halt! — In der untern Schublade is mei Bauchbinden; her damit! — Habt acht! — Grad aus! Marsch! — Auf der Stellage hintern Ofen liegt mei blaue Mützen. — Ausklopfen! — Auf — g'schaut!! — Hinter der Thür lahnt der Todtschloger! — So! — A Underhört —“

„Aber döß is jo 'n Boter sein ehrlicher Nomen gar nid,“ warf schüchtern die Leni ein.

„Nag mi ned!“ brüllte der Begeisterte, „Du ungerathnes Kind. A Underhört, sog i, braucht fa G'wia, dem thuat's a Stecken a und wonn er söll mit'n Tiufel rafert wird! — So! — Faßt ober d'Hauptloch: 's Tintenfoß!“

„Ober Boter,“ bemerkte die Leni abermals, „zu wos brauchst denn 's Tintenfoß?“

„Ruhig, Rof, sonst friß i Di!“ herrschte der Aneipkünstler, zitternd vor Aufregung. „Heut is mei Tog!“ — Resignirt langte die Leni ein an zwei schwarzen Lederriemen befestigtes Gefäß von der Wand herab und reichte

spruchslos verlang', daß is, Ihre vorbehaltsslose väterliche Einwilligung zu meiner Verheirathung mit Ihrer Tochter, der Leni, die, wie Sie jo wissen, eh foan ondern mog."

Und da der Schuster zu diesem Verlangen eine finstere Miene machte, so setzte er hinzu:

„Ich will zwar foan Einfluß auf Ihren Willen und Ihre Entschliefungen üben, ober dos erklär' i Ihna hier auf das Bestimmteste, daß, wenn Sie mir nit hier augenblicklich die verlangte Einwilligung geben, in der nächsten holben Stund' die ganze Stodt von Ihrer heldenmüthigen Feigheit sprechen wird."

„Aber i bitt' Ihna, hör'n's mr auf!" rief der Meister erboft, „i geb' Ihna jo gern mein' Einwilligung."

„Gern?" frug der junge Mann mißtrauisch.

„Gern, recht gern!" bestätigte Underhört mit süßsaurer Miene.

„Gut," sprach jener, aus einem Notizbüchelchen ein Blatt herausreißend und rasch einige Worte darauf schreibend. Hierauf reichte er das Blatt dem Manne in tausend Aengsten und sagte, ihm die Bleifeder in die Hand drückend, leise und nachdrücklich: „Setz moch'ns Ihna Tintenfaß auf, tunken's die Bleifeder eini und kriegeln's unter dem, was i do g'schrieb'n hob', drei Kreuzl."

„Jo, was hom's denn do g'schrieb'n?" frug der Schuster einfältig lächelnd.

„No, nix b'sunder's," entgegnete jener, indem er laß: „Wenn meine Tochter, Leni Spazenhuber, mir eine besondere Freude machen will, so wird sie, sobald wie möglich, dem Wohlgebornen Herrn Carl Prägartner, k. k. Bezirksgerichts-Auscultanten, die Hand reichen und sich von ihm zum Traualtare führen lassen, wozu ich im Vorhinein meinen innigen väterlichen Segen ertheile."

Der Schuster biß sich in die Lippen. „Hm, a figliche Soch," sagte er. „Könnst' i nit mit der Unterschrift noch bis Morgen woarten?"

„I jo," erwiderte der junge Mann, „z'meintz'wegen a bis Uiber-morgen."

„No alsdann —" grinste der Schuster.

„Aber bis Morgen," erklärte Prägartner mit voller Ruhe, „wird die ganze Stodt bereits wissen, wie underhört Held Underhört sich bei der Jagd auf den Teufel benommen hat. Wenn Sö's d'rauf ankommen lassen wollen, so —"

„Na, na, i sterbet vor Schand!" jammerte das Opfer jämmerlicher Eitelkeit, riß den Deckel vom Tintenfasse, das für die Aufnahme des Höllenfürsten bestimmt war, tunkte den Stift zornig bis auf den Grund desselben,

Welchen Einblick gewährt dieses gehässige Versäumniß, ach, in die Seele der undankbaren Menschheit! Aber dort piepst ja ein verknirpster Kobold. — Richtig; er fragt. Also gut. Ich nehme ja gern meine pessimistische Unterstellung der Undankbarkeit zurück.

„Wer hat denn das wilde Geflügel geschossen?“ schrillt sein Discant über die Köpfe der sich zum Knäuel gestaltenden Menge. Underhört, welcher den Vogel noch immer wie einen Plaid überm Rücken gehängt trug, richtete sich bei dieser Frage stolz in die Höhe, während Brägartner lächelnd mit dem Zeigefinger auf ihn wies.

„Bravo!“ scholl es nun aus hundert Kehlen. „Unser Underhört is holt a gonzer, a wack'rer Mann!“

„Jawohl,“ bekräftigte Graf Berg, „wir dürfen stolz auf ihn sein, denn er hat die Stadt und die Umgebung von dem sie bedrückenden Alp befreit und der Teufel hat jetzt bei uns, und wie ich hoffen will, für lange Zeit ausgespielt.“

Unter gellenden „Fuchhu's“ marschirte die lustige Schützenproceßion nun mit der Jagdbeute zum Forsthaufe. Dort riß der wüthende Forstmeister stante pede einigen alten und neuen Büchern — die letzteren mit Illustrationen gefüllt — die papierenen Rippen auseinander und schlug sich nach gethanem Einblick voll Selbstverachtung vor die unwissende Stirne. Es ergab sich nämlich aus einer Illustration, daß der unbekannte Geflügelte eine — Rohrdommel war, ein Sumpfvogel, der in diesen Gegenden allerdings sonst nicht vorzukommen pflegt. Wahrscheinlich kam das schilfgewohnte, zierliche Thier durch irgend eine Veranlassung von dem zur Herbstzeit sonst immer eingehaltenen südlichen Cours ab und verstrich sich zu seinem Verderben in diese bucklige Gespensterwelt. Erst nachdem die zoologische Harmlosigkeit des besiegten Fremdlings cum nomine als *Ardea stellaris* L. nachgewiesen und festgestellt war, athmete so Mancher erleichtert auf, denn bis dahin gab es immerhin noch einige Zweifler und hartnäckige Gespensternarren, welche die Sache höchst geheimnißvoll und sonderbar gefunden.

Auch Schuster Underhört, welcher bisher am hartnäckigsten an dem Teufelspucke im Walde festgehalten, mußte jetzt, angesichts des von seiner Schulter herabbaumelnden Beweisstückes, wenn auch mit schwerem Herzen, sich der gegentheiligen Annahme fügen. Nichtsdestoweniger war seine gedankenlose Eitelkeit vollauf befriedigt, denn er war ja, wenn auch unbedientermaßen — wenn sein Größenwahn im Spiele war, verachtete er jeden Gewissenszwang — der Held des Tages.

Die alte Kreuzenträgerin aber, die, rückkehrend vom Walde, zufällig um diese Zeit auf einer Bank vor dem Forsthaufe Rast hielt, schlug, als sie

Bald standen sie vor dem kleinen, weißgetünchten Häuschen am Wiesenrain. Aus einem Eckfenster desselben drang ein matter Lichtschimmer.

„He, Veni!“ rang es sich jetzt aus der rauhen Kehle Underhört's los. Als bald erschien der anmuthige Kopf des Mädchens, scharf umrissen, wie in einem dunklen Rahmen, am Fenster. In demselben Augenblicke erscholl in die stille Nacht hinein ein langgedehntes, jauchzendes: *Juchhu!!! — —*“

Das erbebende Herz der Jungfrau empfand ahnungsvoll die glückverheißende Bedeutung des himmelaufjauchzenden Grußes. Der Engel der Liebe, gesegnet sei sein Kommen, war wieder einmal nächstens auf die Jammererde niedergeflogen, um unter Beihilfe menschlicher Thorheit zu vollenden, was er zu guter Stunde begonnen.

Bald gab es zwei glückliche Menschen mehr im Städtchen.

Eine neue Idylle, zweifelsohne von den weltberühmten vorsintfluthlichen Dichtern Clotho und Lachesis gemeinschaftlich gedichtet, spann ihre flimmernden Goldfäden um das vereinigte Geschick eines braven Menschenpaares. Der Teufel aber, sonst eher ein trennender Geist, hängt ausgestopft, mit ausgespreiteten Flügeln, im Schlafzimmer des Ehepaares, in diesem Falle ausnahmsweise als ein Symbol wahrhaft glücklicher Vereinigung.

Ja, ja, die Vorsehung geht ihre eigenen Wege.



Aus Klinginsland.

Dichter-Weisen und Weisungen.*

Von

August Silberstein.

Blick' hin zur Rose.

Blick' hin zur Rose, bewundere sie,
Im edlen Garten das Blumengenie!
Vielsältigst in Formen und Gestalt,
Verändert sie köstlich des Duftes Gehalt,
In allen Farben schön sie ersteht,
Jungbräutlich wie die Unschuld geht,
Und strahlend in Purpurs Majestät!
Bald sanft wie der Morgen erwacht,
Bald feurig in flammenobernder Pracht!
In üppiger Größe sie erglänzt,
Und klein bescheiden, gar niedlich begränzt,
Aus rosigem Busch, im Hedengrün,
Erhebt sich ihrer Reuchte Glüh'n,
Und neigt Du Dich zum nieder'n Strauch,
So lächelt ihr Strahlenantlitz auch.
Auf stolzem Baum die Krone sie zeigt,
Und rankend zum trauten Fenster sie steigt,
Selbst wenn der Verirrte durch Wildniß bricht,
Grüßt sie noch, plötzlich, hold und schlicht! —
So ist die Rose das Blumengenie,
Ein unerschöpflicher Dichter ist sie,

* Manuscript der neuen Folge. Neues Buchlein — Erstes „Buchlein Klinginsland“. Zweite Auflage Wien. C. Fromme 1879.

Von Gott begnadet, der's auch noch beschert,
 Daß sie, den Feind verwundend, sich wehrt!
 Und nur ein Dummkopf besagt zu eig'ner Schmach:
 Sie strebet im Einzelnen Andern nach!

Bei den großen, derben Mengen.

Bei den großen
 Derben Mengen,
 Gilt das Stoßen,
 Hilft das Drängen.
 Kühn Erdreisten,
 Redes Wesen,
 Gilt den Meisten:
 Auszerlesen.
 Wer bescheiden,
 Zart besangen,

Wird die Leiden
 Bald erlangen.
 Doch den Reinen
 Scheucht Berühren,
 Dem Gemeinen
 Nah' sich spüren.
 Stolz verschmäht er
 Lohn der Rotte,
 Einsam geht er
 Zu dem Gotte!

Volksmeinung von Hund und Katze.

Wenn neunmal vom Schläfe
 Erwacht
 Der treue Hund,
 Ist neunmal der Brave
 Bedacht
 Vom Herzensgrund,
 Wie er dem Herrn mit Liebe genüge! —
 Wenn neunmal im Rücken
 Sich hebt
 Die schlaue Katze,
 Ist neunmal von Tüden
 Belebt
 Die falsche Frage,
 Wie sie den Herrn auf's neue betrüge! —

Der schlimmste Feind.

Zum schlimmsten Feind kann Dir erstehen
 Der Thor aus Freundesreihen,
 Bei dem es arglos Dir geschehen
 Ihm Hilfe zu verleihen.
 Wenn dann die Tage wechselnd gehen
 Und er, im Wohlgedeihen,
 Erstlimmet ungeahnte Höhen,
 So kann er nicht verzeihen
 Daß Du ihn vormal's klein gesehen!

Anten.

Neige Dich tief, mit segnendem Munde,
 Zum dunkelsten Elend und lasse kein Müh'n,
 Denn es entkeimen dem schwärzesten Grunde
 Die reichlichsten Halme mit hellem Grün.

Nicht bloß in Wipfeln, in ragendsten Zweigen,
 So Frucht wie Blüthe den Sitz erkor,
 Denn aus viel' engen Winkeln steigen
 Die schönstverheißenden Blüthen hervor!

Erkenntniß.

So laß' Dich doch nur belehren,
 Daß nach dem Tod sie Dich ehren! —
 D'rum darf's Dich nicht bestürzen,
 Wenn sie das Leben Dir kürzen!

Erinnerung.

Der kundige Gärtner will uns zeigen,
 Daß aus den kleinsten, zarten Resten
 Von Blätterstücken, Wurzeln, Zweigen,
 So Pflanzen wie Blüthen, die allerbesten,
 Doch wieder empor zum Lichte steigen! —
 Dem Menschenherzen wär's zu eigen,
 Sich unterordnen Blättern und Aesten
 Und nimmer zum Erblühen neigen,
 Nicht aufersteh'n aus starrem Festen?
 O Herz! Du hebst im Schöpfungsreigen
 Zuhöchst dich, von den Erdengästen,
 Du kannst aus schwerem Druck und Schweigen,
 Ob auch zerstückt — aus letzten Resten,
 Doch wieder mit neuen Kräften steigen,
 Mit frischen Trieben — ohn' Gebreiten,
 Zu Aller, wie zu eig'nem Besten,
 Dich unter'm Himmel den Menschen zeigen!



gebückt, den breitrandigen Hut tief gegen die Augen gezogen und mit einem kurzen Stäbchen vor sich hin im Sande wühlend.

Ich überschritt die Straße und näherte mich dem Wagen, indem ich grüßend an die Frau die Frage richtete, ob es mir erlaubt sei, auf der zweiten Bank unterhalb der Fenster des Wohnhauses ein Weilchen auszuruhen. Meine Bitte wurde freundlichst gewährt. Die Frau reinigte mit ihrer Schürze das Bänkchen vom Staube, schob mir ein Holzseil unter die Füße, weil sie den Erdboden für feucht hielt, und wandte sich wieder zu ihrem Tagwerke.

In der Ferne knirschte das Rädchen eines Schubkarrens. Der stille Mann erhob sich von seinem Sitze, tastete an der Hüttenwand bis zur äußersten Kante derselben und blieb dort stehen, bis der Karren nahe herangerollt wurde, den ein liebliches Kind von kaum zehn Jahren handhabte. Knapp an dem Hause war eine kleine Böschung zu überwinden; an dieser erwartete der Mann die Herankommende. Jetzt erst bemerkte ich, daß an dem Stäbchen, welches er in der Hand hielt, ein Hafen angebracht war, mit dem er den Karren erfaßte und ihn rasch die kleine Anhöhe heraufzog, damit das Kind seine Kräfte bei der Überwindung dieser Steigung nicht ohne Noth anstrenge. Die kleine Kärnerin rief: „Danke, lieber Onkel!“ und rollte ihre Last um einige Schritte weiter, wobei die zarten Arme bis an die Achseln erbeben. Nun übernahm die Bäuerin die Schiebtruhe, die mit einigen großen Steinen beladen war, stürzte sie um und hieß die erschöpfte Kleine in der Stube das Vesperbrot einnehmen.

Durch die hochstämmigen Fichten der nahen Berglehne hatten sich schon früher kräftige Strahlen der Abendsonne hervorgeedrängt, sie beleuchteten mir auch wirksam die Scenerie. Sie schimmerten auf den Goldlocken des Kindes, das mit einiger Selbstbefriedigung zu der Mutter empor sah, deren hellblaue Augen aus dem starkgerötheten Gesichte freudig aufblitzten; sie hoben aber auch die ebenmäßige Gestalt des Mannes hervor, der sich in der kleidsamen Tracht eines Aelplers stattlich ausnahm. Schon früher war mir sein Schwanken und Tasten aufgefallen, jetzt erst sah ich, daß seine eingesunkenen, festgeschlossenen Lider tiefe Augenhöhlen deckten. Er war blind. Seine ausdrucksvollen Züge erhielten dadurch, daß ihnen das heitere belebende Licht der Augen fehlte, etwas Strenges und der zugekniffene Mund verrieth Bitterkeit.

Die drei Familienglieder begaben sich in das Innere des Hauses. Das Ave-Mäuten ertönte aus der Ferne und bald darauf hörte ich harmonische Stimmen laut beten.

Es schien, als hätten sie meiner nicht weiter gedacht. Ich saß auf meinem Bänkchen und blickte gedankenvoll in die bunten Farben des Blumenbeetes, das sich, gleich einem Grabeshügel, vor mir erhob. Rosmarin, Frauenmünze,

kammer lag die Stube, die das holde Mädchen bewohnte. Er belauschte jede ihrer Regungen; der Gedanke an sie ließ keinen anderen aufkommen; er liebte ihn und gestattete ihm jede Abichweifung. So kam es, daß dieser auch bei der Frage anlangte, ob er wohl dieses herrliche Wesen zum Weibe begehren würde. Nein, sprach es in seinem Inneren. Nein; einen Engel heiratet man nicht. Als Weib würde Töpfers Lise oder Fischers Bärbel viel besser für mich taugen. Vergessen werde ich sie freilich mein ganzes Leben lang nicht.

Das Kind, dem das Stadtfräulein sehr geneigt war, schwatzte oft und gern von dem guten Oheim Marcus und rühmte auch sein Zitherspiel. Marie ließ sich das Saiteninstrument bringen, stimmte es und griff einige Accorde mit kundiger Hand, worüber Mutter und Tochter in Freudenrufe ausbrachen. Dem heimkehrenden Marcus wurde die frohe Mähr entgegengerufen, daß Marie Zither spiele. Da bat auch er, das Fräulein möge ein Liedchen, und sei es auch noch so klein, vortragen. Marie erinnerte daran, daß das Vermeiden des Singens auch zu den Vorsichten gehöre, welche sie zu beobachten habe, um ihre Gesundheit zu befestigen. Weil sie aber hoffe, Marcus werde ihr nachfolgen und sie recht oft mit einem Liedchen erfreuen, so wolle sie mit halber Stimme eine Strophe singen.

Einer bekannten Melodie wußte sie nachstehenden Text anzupassen.

Jhr mueßt mi net zwinga,
Es foalt mer so schwer;
Es geht holt das Singa
So lusti nit mehr.

Es zuckt mer im Herzen,
Es gschiecht mer gor weh,
Jed's G'sangl, jed's Scherzen
Dös klingt wie Ade!

Von d'Wasser im Graben,
Von d'Berg und vom Schnee
Rufts drunten wie drob'n
Mir allweil Ade!

Ade singt's, Ade klingt's,
O Hamatland mein!
Wie kann da mein G'sangl
Gor lustig noch sein? *

Magyarische Dichterstimmen.

Uebersetzungen aus dem Ungarischen.

Son

Karl Schrattenthal.

G e h e t.

Aus dem Ungarischen des Herzsényi Daniel.

O Gott, den auch des Weltweisen Geist nicht faßt,
Deß' Herz Dich heiß ersehnet und doch nur ahnt;
Dein Wesen leuchtet wie die Sonne
Blendend das Auge, das nach ihr blicket.

Der Himmel und des Aethers Gestirn, das Dich
In uermeh'ner ewiger Bahn umkreist,
Der unsichtbare Wurm — sind alle
Deiner allmächtigen Hände Wunder!

Die tausendfachen Arten des Alls schufst Du
Aus Nichts; die Braue Deines erhab'nen Aug's
Zerstückt und schafft hundert Welten,
Leitet den mächtigen Strom der Zeiten.

Zenith, Nadir, sie preisen Dich, großer Gott!
Der finst're Kampf der Stürme, des Himmels Blik,
Der Blume Zweig, des Thaues Perle,
Ründen den Bau Deiner mächt'gen Hände.

Ich sink' andächtig nieder vor Deinem Thron.
Wenn meine Seele einst ihrer Hüll' entfeimt
Und Dir sich nahen darf, — auf immer,
Sehnen und Hoffen wird dort erfüllet!

Doch trockne ich die Thräne bis zu der Zeit
Und wandle ruhig meiner Bestimmung Bahn,
Die Wege beß'rer, edler Menschen,
Folgend den Kräften der eig'nen Seele.

Und zuversichtlich blick' ich in Grabes Nacht!
Wie schrecklich! Nein, es kann ja nicht schrecklich sein!
Es ist Dein Werk; und Deine Hände
Decken auch dort mein zerstreut' Gebein!

Des Volkes Stimme.

Aus dem Ungarischen des Madách Imre.

Es ist des Volkes Stimme ein Romet,
Der manchmal nur erscheint, — sodann erbleicht;
Doch kann's gescheh'n, daß, wenn er wiederkehrt,
Die ganze Welt aus ihren Angeln weicht.

Der Dichter und die Freiheit.

Aus dem Ungarischen des Madách Imre.

Die Sonne ist die Freiheit. Weder Leben
Noch Freude wird, wo sie nicht weilet, wach.
Sie leihet der Bauernhütte gold'nen Schimmer,
So wie des Herrenschlosses stolzem Dach.

Der Dichter ist der Mond, der, nächt'ger Weile,
Mit sich noch einen Strahl des Lichtes bringt,
Als Pfand, daß noch die Sonne nicht erloschen,
Und bald die blut'ge Morgenröthe winkt.

An einen Märtyrer.

Aus dem Ungarischen des Madách Imre.

Dir ward kein Denkmal! — Und doch ruft,
„Daß du nicht lebst, daß schon dein Staub verweht“ —
Die Freiheit, die im Joche stöhnt,
Die Sünde, die mit stolzem Haupte geht.

Zwei Trauernde.

Aus dem Ungarischen des Jakab Ödön.

Die alte Schenke mit morschem Dach,
Die birgt manch' lustigen Becher;
Die Geige weinet, die Cymbal klagt,
Es kreiset der volle Becher.

Zwei Männer allein in der fröhlichen Schaar,
Die sitzen und schweigen und trinken,
Und manchmal scheint es, als thät in dem Aug'
Der Beiden die Thräne blinken.

Der eine weint um ein schönes Weib,
Das er geliebt und verloren;
Der and're, weil er dasselbe Weib
Zur Lebensgefährtin erkoren.

— —

Frage.

Aus dem Ungarischen des Jakab Ödön.

Als Du mein inniges Fühlen erkannt,
Da schwurst Du mir zu in Lieb' entbrannt:
Dich lieb' ich, Dich lieb' ich, nur Dich allein!

Und ich — ich sprach ein gleiches Wort:
Ich will Dich lieben immerfort,
Dir will ich mein ganzes Leben weih'n!

So sprachen wir zwei den heiligen Schwur,
Und jetzt? — Jetzt bleibt uns die Frage nur:
Wer mag von uns beiden der Lügner sein?



Gedichte

von

J o n s P ö h n l.

Die Sonnenblume.

Gut ist was den Geist beglückt,
Nützlich was die Seel' erquicket,
Schön was gottvoll anzuseh'n!
Vögel singen, Bienen summen
Um schwarzgelbe Sonnenblumen,
Nützlich sind sie, gut und schön.

Blau sind kornblaue Cyanen,
Die an deutsche Treue mahnen,
Aber zu berlinerblau;
Dahum lob' ich dich, du große
Sonnenblume und im Schoße
Lab' dich meines Liebes Thau.

Sonnenblume, deine Krone
Schmachtet immer nach der Sonne,
Nach der heil'gen Sonnenglut,
Denn sie bringt in reiner Klarheit
An den Tag die laute Wahrheit
Aller Geister höchstes Gut.

Sonnenblum', in Deinem Sterne
Reifen nahrhaft süße Kerne
Nützlich wer sie nugen will;
Schmachhaft allen Landeskindern,
Goldnen Lämmern, bunten Kindern
Schmeckt es gut, und gilt nicht viel.

Schön, o ries'ge Sonnenblume,
Blühst du zu deinem Ruhme,
Wie die Sonn' im Strahlenglanz,
Wenn wir sie mit Augen schauen,
Sonnenschwarz der Scheibe Grauen,
Dottergelb der Blätter Kranz.

Schwarz und gelbe Sonnenblume,
Du bist meine Dieblingäblume,
Schwarzgelb führst du für und für,
Oestreichs stolze Landesfarben,
Für die unsre Väter starben —
Schwarz und gelb ist mein Panier.

Danubius.

Verschämte Armuth soll der Böse holen ---
 Damit der Böse mich nicht holt,
 Ging ich zu Rath, wo klare Wellen rollen
 Im Donaurinnthal Lautergold.
 „Danubius, tauch' auf erhab'ner Alter,
 Laß dich erbitten, reicher Gott,
 Du bist des Nibelungenhorts Verwalter,
 Erbarm' Dich, steure meiner Noth!“

Mit einem Ruck taucht aus den Wogen
 Der stiergehörnte Donaustier,
 Und hat mich in sein Reich hinabgezogen,
 Nicht einen Mucks gab ich von mir!
 War das ein Reden, Raunen, Rauschen,
 Ein Stimmenmeer im Liederstrom,
 Dem Tönewirrwarr muß ich trunken lauschen,
 Keß singt und Rix im Wellendom.

Der Inn, die Enns und Traun und Traisen,
 Salzach und Isar, Bach und Born,
 Auch alle Wasser, die vom Himmel reisen,
 Das Kleinste stieß in's Muschelhorn!
 Mit der Forellengabel sticht der Alte
 Hart in den Grund, da schwieg der Braus:
 „Nimm hin die Hand voll Sand, daß Gott Dein walte!“
 Und setzt mich an das Ufer aus.

Dank für den Goldschatz Deiner Völkerstimmen
 Danubius, sei Dir gezollt;
 Des eig'nen Fleißes mag sich Jeder rühmen,
 Ich körn' im Korne Donaugold!
 Und mit dem Gold besold' ich meine Lieder,
 Kampfsloßung ist „mein Österreich!“
 Wir trommeln im Alarme immer wieder:
 Kein Land ist Dir an Ehren gleich!

Frau Hindobona.

Wer sank der schönsten Göttin vor die Füße?
 Der schönste Sternentier im Strahlenfließe!
 Wer hat die Göttin durch das Meer getragen?
 Der ew'ge Sternentier vor Jahr und Tagen!
 Dem Stier muß sich die Starke anvertrau'n,
 Jungfrau Europa, schön vor allen Frau'n.

Wen hat Europa in den Hochzeitstagen
 Im Herz als Herzblatt unter'm Herz getragen?
 Frau Bindobona, Dich mein Allentzücken,
 Hier wo Europas ew'gen Alpenrücken
 Berauscht durchrauscht Europas schönster Strom,
 Im Donauthale unter'm Stefansdom.

Frau Bindobona liebste Gottesminne,
 Du bist Europas Städtekönigine,
 Strahläugig strahlt Dein Aug' vom Marmorthrone
 Auf gold'nem Haupt die gold'ne Mauernkrone,
 Glückseligkeit wohnt Dir im Angesicht
 Wie Milch und Blut und Oftermorgenlicht.

Dein Busen strotzt von ew'gen Mutterkräften,
 Dein Knospenmund erblüht von Honigsäften,
 Dein Ueberwurf ist grüner Wälder Schatten,
 Dein Busenmieder gold'ne Ährenmatten,
 Dein Purpurmantel farbenschillernd rollt,
 Wie der Burgunderrebe Traubengold.

Was klirrt Frau Bindobona an der Seite?
 Die schärfste Wehre, unbezigt im Streite,
 Im Harnisch prunkt des Doppeladlers Krone,
 Der scharf in's Aug' faßt jede Schlachtensonne,
 Ein Siegesedler den man anerkennt
 Vom Occident bis in den Orient.

Frau Bindobona führt im Wappenschilde
 Den Silberbalken im Scharlachgefilde,
 Des Herzogs Wappenhemd, das blutgetränkte,
 Mit weißem Querstrich, wo sein Gürtel hängte,
 Was Wunder wenn für Öst'reichs Macht und Gut,
 Frau Bindobona eitel Wunder thut.

Frau Bindobona nährt in frommem Glauben
 Die Späzen auf dem Dach und Erkerlauben,
 Den feisten Sperling und die fromme Taube,
 Frau Venus Bögelein mit gold'ner Haube,
 Drum schmückt ihr Schönheitsgürtel Wiener Frau'n
 Verückend wie Frau Venus anzuschau'n.

Frau Bindobona muß im Himmel droben
 Ein jeder Gott und seine Göttin loben.
 Sie wünschen All', daß nach dem Paradiese
 Frau Bindobona sich versetzen ließe.
 Denn ein- und auszugeh'n in ihrem Schooß
 Ist aller Götter schönstes Götterloos.

Sanct Laurenzius.

Ueber allen Dächern schließ
Gold'ner Mondenschein,
Wär' ich noch ein Kind, ich griff
Mit der Hand hinein!
Strahlend wie im Kerzenschein
Strahlt ein Weihnachtsbaum
Strahlet mir Dein Blüthenhain,
Roßkastanienbaum.

Die Kastanienallee
Blüht wie eine Maid,
Roth wie Blut und weiß wie Schnee,
In der schönsten Zeit;
Hell im hellen Donaustrom,
Spiegelt sich der Mond,
Tanzt auf dem Stefansdom,
Wo der Tanz sich lohnt.

Goldig tanzt im Schattenpiel
Steingethier und Wurm
Und was sonst noch tanzen will
Auf dem Heidenthurm,
Mit dem Roste in der Hand
Sanct Laurenzius,
Herrlich hält der Heil'ge Stand
In dem Tanzgenuß.

Winket mit dem goldnen Rost
Unserm lieben Wien,
Weil er weiß, gebrat'ner Rost
Huldigt lehrer Sinn,
Wo man in der Wiege schon
Gute Bissen liebt,
Wenn der Köche Schutzpatron
Seinen Segen gibt.

Horch! In mittenächt'ger Still'
Schluchzt ein klarer Schall,
Lohn' Dir Gott Dein Lautenspiel,
Jungfer Nachtigall,
Hoch in Mauern eingefeilt
Ruht Dein Käfignest,
Feierst Du auch unverweilt
Heut Dein Maienfest?

Singest, wie ein Liedersohn
Singt in stiller Nacht,
Reime reimt um Gottes Lohn,
Bis der Tag erwacht?
Blüthendunst ist seine Rost
Maienthau im Glas —
Sanct Laurenzius, auf dem Rost
Brate ihm etwas!



wußte natürlich nicht, was das glitzernde Ding wäre, und als er das Bild darinnen erschaute, schrie er, seine Züge nicht erkennend, in leidenschaftlicher Erregung: „Ist es möglich? . . . Mein guter Vater erscheint mir! . . . Er ist dem Grabe entstiegen! Er ist es. Gewiß, er ist's! O Wunder aller Wunder!“ Und entzückt, begeistert, die Götter preisend, eilte er von hinnen, den Spiegel in kindlicher Liebe unter seinem Hemde auf der Brust bergend. Er war überzeugt, daß ihn Buddha mit einem Wunder begnadet, indem er ihm die verzauberte Metallplatte in den Weg legte, und um nicht etwa durch die Mitwissenchaft einer unbefugten Person den Zauber zu zerstören, wagte er es gar nicht, den Fund seiner Gattin zu zeigen. Da er ihn aber aus Furcht, ihn bei eiligem Laufe zu verlieren, auch nicht bei sich behalten mochte, legte er den Spiegel in eine große Fayencevase und schichtete eine Menge Kleidungsstücke darauf. In beständiger Angst um den köstlichen Schatz verließ er jedoch unbekümmert darum, daß er seine Kunden verpaßte, zehn Mal des Tages seine Straßenecke, um sich in sein Yasiki — sein Strohhäuschen — einzuschließen und mit Andacht die würdigen Züge „seines Vaters“ zu betrachten.

Das stete Gehen und Kommen des Djin-ri'ki fiel endlich seiner Frau auf, sein wunderliches Gebahren erschien ihr sehr verdächtig und sie schüttelte ungläubig das geschniegelte Köpfchen, wenn er sein häufiges Zuhausesein mit den geistreichsten Vorwänden motivirte: bald hatte er sein Brusttäfelchen, sein Firmaschild vergessen; bald klopfte ihm das Herz zu stark, um seinen Geschäften nachgehen zu können; bald empfand er mit unwiderstehlicher Macht das Gelüste, seiner süßen Gattin ein Kußchen zu stehlen. . . Doch das Weibchen war schlau und glaubte ihrem Manne diese Ausflüchte nicht, da sie sah, daß er auf Mittel sann, sie, wenn er heimkam, auf ein paar Augenblicke aus der großen Stube des Yasiki zu entfernen. Sie ahnte, daß hier ein Geheimniß obwalte, und dem wollte sie um jeden Preis auf die Spur kommen. Als eines Tages der Djin-ri'ki fortgegangen war, durchstöberte sie die Wohnung so gründlich, daß sie den Spiegel in dem blauen, mit Blümchen befleckten Fayencetopfe fand, in welchem sie über die schlechte Jahreszeit ihren Reizvorrath aufbewahrte. Kaum hatte sie das Glas in den Händen, als sie erbleichend ausrief: „Himmel! Ein Weib! . . . Also darum ist er so zerstreut, darum so nachlässig! Ach, er liebt mich nicht mehr! Er schickt mich fort, um diese abscheuliche Creatur hier, diese Mißgestalt mit Ruhe und Wohlgefallen beschauen zu können. Nun ist mir Alles klar! O ich unglücklichste aller Frauen!“

Und sie begann jämmerlich zu schluchzen.

Indessen trat unser Läufer herein, um wieder das Antlitz seines Vaters zu betrachten. Als ihn die Eifersüchtige so plötzlich vor sich erblickte mit den

unschuldig überraschten Mienen und dem fragenden Lächeln, das seine Wange durchschnitt wie die Schmarre einer Melone, da brach ihre Wuth los: „Ach, Du Bösewicht! Du ungetreuer Erzschelm! Sieh' da! Du verlässest mich um einer Anderen willen, die Dich berückt hat!“ Und da sie das Glas nicht aus den Händen ließ, schrie sie immer erregter: „Ich sehe sie ja da! Ich sehe sie ja! Wenn Du dieses Ziegengeſicht hübsch findest, nun, da gratulire ich Dir zu Deinem Geſchmack! . . . Schäme Dich doch, Du verblendeter Narr! Dieſe da, dieſe mir vorzuziehen! So viel will ich auch in zwanzig Jahren noch werth ſein!“

Der Djin-ri'ki glaubte zu träumen. Er hatte nicht bemerkt, daß ſein Weibchen den Spiegel in der Hand hielt und verſtand daher ihren Zorn und ihre ſo unbegründete Eifersucht nicht. „Wie?“ ſagte er liebe reich. „Ich ſollte Dich verlaſſen, mein Schätzchen? Ich eine Andere hübscher finden? O meine ſüße, unvergleichlich holde Kifu, Du irrſt dich. Ich liebe nur Dich allein, mein Gottgeſchenk.“

„Schweige doch mit Deinen Schmeicheleien, daß Du nicht daran erſtickſt, Du Lügner!“

Damit ſteckte ſie ihm den verhängnißvollen Spiegel unter die Naſe.

Er begriff natürlich auch jezt nicht, was ſie zur Eifersucht bewegen konnte und betheuerte noch lebhafter: „Gewiß liebe ich Dich, wie ich es ſage! . . . Warum alſo dieſe Wuth, die Dir ja ſchaden kann, mein Täubchen? Wegen dieſes ſilbernen Dings? . . . Ich gebe ja zu, daß ich es nicht hätte vor Dir verbergen ſollen. . . . Aber ſieh', ich wußte ja auch nicht, ob ich es Dir zeigen darf. Es iſt doch ein vom Hauhe Buddha's geſegnetes Metall, eine Wunderplatte, in der ſich das ſchöne, edle Antliß meines todten Vaters wie durch ein Fenſter zeigt. So ſchau es Dir doch ſelbſt mit Ruhe an, Kifu!“

Und er gab ihr den Spiegel wieder in die Hand.

„Dein Spott macht die Sache nicht beſſer,“ erwiderte ſie mit unvermindertem Zorne. „Du mußt mich für ſo dumm halten, wie Du biſt, wenn Du zu behaupten wagſt, dieſes ſei nicht das Bildniß eines Mädchens, irgend einer verlotterten Dirne, die ſich an Leute Deines Schlages hängt, weil ſie nichts Beſſeres mehr findet.“

Und neuerdings ging das Spieglein wie das Schiſſchen am Weſtuhle herüber und hinüber, und die groben Worte fielen hagelſcharf von beiden Seiten, dann endlich verlor auch der gutmüthige Djin-ri'ki die Geduld.

„Willſt Du mich anhören, Du tolle Elſter? Daſ hier iſt mein Vater, ſolglich iſt es kein Mädchen!“

„Ich ſage Dir aber, es iſt ein Mädchen!“

Und wieder brach ſie in Thränen aus und flüſterte mit jammernder Stimme: „Ach, Kifu, Du, der Du ſo weiße ſcheiſt, ſo gut“ — und jezt

wischte sie sich energisch die Thränen aus den Wimpern und hob die Stimme — „Du bist ein loser Vogel, ein stilles, böses Wasser, Du bist schlimmer als die Andern! . . . Doch warte, ich werde Dir's schon heimzahlen!“ . . . Und nach einer Weile stillen Schluchzens hielt sie ihm wieder das Glas hin: „So sieh' doch noch einmal, ob sie hübsch ist! . . . O diese Häßliche! Dieses Scheusal!“

„Meine arme Kifu hat den Verstand verloren!“ seufzte Kifi-san mit ergebungsvoller Duldermiene.

„Was, Du Straßenlungerer? Ich habe den Verstand verloren? Ich werde Dir beweisen, daß ich ihn habe, indem ich dieses Bild auf die Gasse werfe, mitten in den Roth . . . und Dich dazu! . . . Schweige! . . . Willst Du schweigen, Du Spitzbube?“

„Ich rede ja kein Wort.“

„Weil Du weißt, daß Du ein Ungeheuer bist, ein Betrüger, ein Lügner, den die Götter strafen müssen!“

„Aber beruhige Dich doch, liebe Kifu . . . Ich versichere Dir zum hundertsten Male, daß dies das Gesicht meines Vaters ist . . . So höre doch schon mit Deinen schmeichelhaften Rosenamen auf! . . . Ich schwöre Dir, daß ich nur Dich liebe. . . Nun, so gib Dir doch die Mühe, meinen Vater zu betrachten. . . Komm' her! Sieh' seine edel geschnitten, rehbraunen Augen, seine aprikosenfarbenen Wangen, seine gefaltete Stirn, geschwungen wie ein Bogen, seinen guten Mund . . . so sieh' doch!“

Doch Kifu gab nicht nach.

So kam es denn von scharfen Worten zu festen Hieben, der in allen Landen üblichen Lösung von Streitsfragen, und die Streiche sausten wie Regenstrahlen, als ein graubärtiger Bonze, der schleichenden Schrittes feierlich durch die Straßen ging, an dem Zaune erschien, um nach der Ursache des Lärmens zu fragen.

„Mir scheint, Ihr wollet zanken, meine guten Kinder? Das ist ein erbärmlicher Gebrauch der uns so karg gezählten Lebensstunden. Laßt das bleiben!“

„Ach, heiliger Vater!“ rief die Japanesin, „denke Dir mein Unglück! Kifi hat eine Geliebte! Er, der kaum eine Gattin erhalten kann! . . . Und er faulenzet jetzt wie ein Minister, der Tagedieb!“

„Höre doch nicht auf sie, heiliger Vater! . . . Prüfe, ob sie nicht närrisch ist!“

„Ein Bißchen sind es alle Weiber!“ sentenzirte der Priester mit seiner altersdumphen Stimme.

„Ich habe dieses Silber auf der Straße gefunden,“ fuhr der Djin-r'ifi fort, indem er den Spiegel vorwies, „und alle Male, wenn ich es mir unter's

Augen halte, sehe ich darin so deutlich, als ob es lebte, das liebe Angesicht meines verstorbenen Vaters, wie es ausgesehen, da ich noch klein gewesen und mich so gerne auf seinen Knien schaukelte. . . . Weißt Du, in jenen Tagen, da Du noch so lustig warst, heiliger Vater, und meine Mutter so oft in die Wangen kniffst! . . ."

„Auch Dich betrügt er, großer Priester,“ jammerte Kifu. „Ich habe darin eines der Mädchen gesehen, die auf den Gassen umherstreifen. Und dazu erfindet er so blöde Ausreden, daß ihm darob ein Kind unter die Nase lachen würde. . .“

„So gebt mir doch das Ding!“ unterbrach sie der Priester.

Er nahm den Spiegel und betrachtete ihn mit dem Ausdrucke außerordentlicher Ueberraschung. Dann wischte er sich mit der Rückenfläche seiner fetten Hand mehrere Male über die Augen, blinzelte wie Einer, der trübe sieht, und glogte wieder starr auf das Wunderding. Nach einer langen Weile, während der die beiden Gatten ungeduldig seiner Entscheidung harrten, blickte er auf, strich sich bedächtig den Bart und sprach: „Meine guten Kinder, Ihr plätschert Beide in dem schmutzigen Gewässer des Irrthums! Söhnet Euch wieder aus und lebet in Frieden und in Liebe! Das hier ist weder Dein Vater, mein Kifu, noch Deine Nebenbuhlerin, meine Kifu. Ihr habt schlechte Augen oder eine Zaubermacht verstörte Euren Geist. Meinen Blick aber erhellen die Götter. . . . Dieses Stück Metall enthält in getreuer Prägung, wie sie kein irdischer Künstler vollbringen kann, das gebenedeite Angesicht eines heiligen Bonzen mit gerunzelten Zügen und vom Schnee der Jahre bedecktem Barte. Darum gebührt es mir, dieses Geschenk Buddha's in den Tempel mitzunehmen und dort als ein Zeichen seiner Gnade für ewige Zeiten zu hinterlegen!“

Damit steckte der Priester den Spiegel in den Gürtel, segnete die beiden Gatten, legte ihre Hände ineinander und entfernte sich feierlich und würdevoll. . . . Ehe noch das rythmische Geflapper seiner Sandalen in der Ferne verklungen war, lagen sich Kifu und Kifu in den Armen und — ihre Lippen schmalzten das Hohelied der Liebe.



Nacht - Sonette.

Von

Wilhelm du Nord.

1.

Gebreitet rings liegt stille dunkle Nacht,
Nur Gloden fernher noch verhallend tönen,
Wie eine weiche Mahnung zum Versöhnen,
Gleich einem Trosteswort, von Lieb' erdacht.

Und Friede wirds selbst tief im Herzensschacht,
Kein Wehschrei mehr, nur lechtes leises Stöhnen; —
Der Geist schwingt sich empor zum Reinen, Schönen,
Und Phantasie, die Schwärmerin, erwacht!

Rasch an Dein Instrument; wenn Klänge fluthen,
Dann schmerzen Wunden nicht, ob sie auch bluten;
Hier schöpfe Lebensweisheit: Mag verwehren

Das Schicksal uns den Blick in höh're Sphären,
Wir können mit der Kunst, der Dichtung Gluthen
Uns doch das Erbdasein schön verklären.

2.

Die Finsterniß, darin den Schwachen graut,
Bevölkert ist sie mir mit Lichtgestalten,
Wie keine je der Farbe Meister malten,
Wie niemals sie ein Auge hat erschaut.

Wenn dicht um mich sich nächtig Dunkel baut,
Dann kann mein Geist sich frei und kühn entfalten,
Durch keine Schranke wird er festgehalten,
Die feierliche Stille stört kein Laut.

Indeß die Andern ruhen in den Rissen,
 Zu schwelgen lieb ich in den Finsternissen,
 Die haltlos, pfadlos, grenzenlos sich weiten,

Sich heimlich über Lieb' und Leben breiten,
 In denen Schweigen herrscht und Weltvergessen,
 Die keines Geistes Flug kann je durchmessen.

3.

Auf heißer Erde brütend dumpfe Schwüle;
 So kündigst du dich an, Gewitternacht;
 Laß zischen deine Blitze grell entfacht,
 Auf, rase Sturm und bring mir heulend Rühle!

Brich, Flamme, aus der Wolken wirr Gewühle,
 Sprich, Donner, du dein grollend Wort mit Macht!
 Das ist der Herr in seines Bünnens Pracht,
 Ich grüße ihn mit kindlichem Gefühle.

Ach, schon vorbei? Es löst der Weltenbrand,
 Den ich, zum Tod bereit, geglaubt zu schauen,
 Sich auf in mildes, neu befruchtend Thauen

Und segnend breitet sich die Vaterhand.
 Dem Himmel gleich, ist still mein Herz geworden,
 Verklungen all sein Weh in Moll-Accorden.

4.

Ein Zauberhauch zerreißt den dunklen Flor
 Und über mir, auf nächtlichen Geleisen,
 Im Raume ohne Ende seh' ich kreisen
 In hehrer Pracht den ew'gen Sternenchor.

Mir ist, als höbe sanft es mich empor
 Und traumhaft tönen mir der Sphären Weisen,
 Die huldigend des Geistes Urquell preisen
 Der Schönheit und des Licht's, an's trunk'ne Ohr.

Das ist der Augenblick der höchsten Weihe;
 Nun spreite, Phantasie, die kühnen Schwingen,
 Was du erstrebst, es wird, es muß gelingen.

Noch ein Gebet, daß sie dir Kraft verleihe,
 Zur Muse, daß dein edles Lied gedeihe,
 Dann lasse jubelnd es der Welt erklingen.

5.

Sieh'! Helle wird die Nacht; ein milder Strahl
 Legt sich auf's Schneegefild mit weichem Schimmer;
 Der Vollmond tritt hervor und von Geflimmer
 Und Silberglanz erfüllt ist schon das Thal.

Mein Herz es jubelt auf und seine Qual
 Die unbesiegbar ich geglaubt für immer,
 Sie wich dem Licht; der Seele leis Gewimmer,
 Es tönet aus in einem Lobchoral!

O süßer Mondnacht wundersame Kraft,
 Die mir so oft der Hoffnung Stern entzündet,
 Die immer wieder Heilung mir verkündet

Von bittrem Weh, von wilder Leidenschaft,
 Entrücke mich auch noch der letzten Faßt,
 Auf daß mein Sein in deinem Glanze mündet.

6.

Im Strahl des Lichtes ist der große Geist,
 Der ewig unergründliche, gebunden,
 Doch in den stillen, nachtgeweihten Stunden
 Sein freier Odem mächtig zeugend kreist.

Was spät am Tag als echte That man preist,
 Dem Schoß des Schweigens hat es sich entwunden,
 Als Hochgedanke, in der Nacht gefunden
 Vom Jünger, der als würdig sich erweist.

O komme, hehrer Geist, mich zu durchdringen,
 Zu dir, zu dir möcht' ich so gern mich schaaren,
 Nicht lasse mich noch länger qualvoll ringen;

Ich lechze nach dem Quell, dem einzig klaren,
 O hebe mich empor auf goldnen Schwingen,
 Ich will dein Lob in Symphonien singen.



Rhythmische Uebersetzungen

VON

Georg v. Schulze.

I.

Altenhellenische Volkslieder.

Lied.

Was willst du, Liebes, kleines Lieb,	Ich seh' es, Lust und Seligkeit
Da nun mein Herz gar tief durchzieht	Sind Worte nur und bitt'res Leid
Ein Sehnen, und mir von schweren	Quillt fort uns wie die Quelle,
Von herben Sorgen, Gram und Streit	Seit Schicksals Hand aus dem Gemüth
Die Welt vergällt ist, ach, von Leid	Wir ausgelöscht, was d'rin geblüht,
Und qualentquoll'nen Jähren!	Der Hoffnung Gold und Helle.

Seit hingestorben das süße Glück,
Nur eine Blüthe blieb zurück,
In mir noch leuchtend stehen.
Doch will ich schweigen — es könnte leicht
Was mir verblieb — auch das vielleicht
Verwelken und vergehen.

Hochzeitsreigenlied.

Kommt Burschen zum Tanz, kommt Mädchen zum Sange,
Wir wollen uns schwingen im Kreise!
Erlernet hier, wie die Liebe sich fange
Bei fröhlicher Hochzeitsweise.

Dem Aug' entspringt sie leuchtend und glühend,
Treibt Zweige nieder zum Munde,
Sie treibt hinunter und bleibt dann blühend
Tief wurzelnd im Herzensgrunde.

Ich sah sie.

Τὴν εἶδα von Γεωργιος Μαρπνέλλης.

Ich sah sie und es deuchte mir
 Als würde ich den Engel seh'n,
 Den ich mir in Gedanken schuf,
 Nun zauberleuchtend vor mir steh'n,
 Als wunderholdes, liebes Bild,
 Daß meine Seele süß erfüllt.

Ich sah sie, ach, und ich empfand
 Beim Anblick ihrer Huldgestalt,
 Wie mich mit Wonne, Leid und Weh
 Entrückt hat ihre Allgewalt,
 Gleich einem süßen Schmerz und Leid,
 Das Freude bringt und Seligkeit.

Ich sah sie und ihr Auge hat,
 Das lieblich sanft und leuchtend blinkt,
 Mit solcher Goldfluth mich umstrahlt,
 Wie sie aus Gottes Augen bringt.
 Es staunt' mein Geist, von Glanz umlacht
 Ob solcher hehren Himmelspracht.

II.

Serbische Volkslieder.

1.

Wär' ich nur der Wiese klare Quelle!
 O, ich wüßt' zu lenken meine Welle.
 O, ich rauscht' mit fröhlichem Gebrause,
 Dort vorbei an meines Liebchens Hause.
 Würde ihr die durst'gen Lippen fühlen,
 Ihren Leib gar wonnevoll umwühlen,
 An das Herz ihr schmiegen meine Welle. —
 Wär' ich nur der Wiese kühle Quelle!

2.

War im Hof noch als der Morgen graut',
 Doch im Thal hat mich der Tag erschaut.
 Sah vom Felsen hoch das Abendgold
 Und ich sah ein Mädchen traut und hold,
 Das im Walde, ach, so lieblich schlief,
 In den Klee versank ihr Köpflein tief,
 Tauben saßen zwei auf ihrer Hand
 Und vor ihr ein Hirsch im Walde stand.
 Und ich trat dann in den Waldesraum,
 Band mein Roß an einen Tannenbaum
 Und mein Falke, den ich rasch befreit,
 Flog empor zur Tanne, kampfbereit,
 Gab die Tauben meinem Jagdgenosß,
 Und den Klee, den gab ich meinem Roß,
 Und den Hirschen gab dem Jagdhund ich,
 Und behielt das Mägdelein — — für mich.

III.

Richtungen von Alexander Petöfi.**Der Sturm.**

Schaut hin, hört das Gebräus!
 Es zieht der Sturm, der starke, zum Strauß.
 Der wehende Wind, sein Kappe saust,
 Die flatternde Fahne, den Blitz in der Faust.
 Er schwingt die Wolkenstandarte mit Macht, —
 Er sprengt in die Schlacht.
 Laut dröhnend sein Heerhorn schmettert und fracht,
 Der Donner. — — —
 O Sturm!
 Der du den Thurm
 Zerstörend stürzest,
 Der du dem Bergbereiche,
 Wo seit Jahrhunderten sie steht,
 Entwurzelt die herrliche Eiche,
 Daß es rings donnert und schallt,
 O Sturm mit deiner Gewalt,
 Mit deiner zermalmenden Macht,
 Kannst du das Weh nicht reißen
 Aus meines Herzens Nacht!

Es regnet.

Es strömt, es strömt, es strömt	Beim Regen blitzt es auch
Der Küsse Regensfluth.	Mit grellem Glanz zumal;
Wie wohl doch dieser Regen	Dein feuriges Auge, Liebchen,
Den glühenden Lippen thut!	Ist auch ein Wetterstrahl!

Ich hör' es schon, mein Schatz,
 Wie nahend der Donner rollt;
 Leb' wohl, es kommt Dein Alter,
 Ich hör' es, wie er grollt!

Quelle und Fluß.

Der Quell' Gesprüh bebt lieblich durch's Gefild',
 Ihr Sang ertönet glockenhell und leise.
 O meiner Jugend frühlingstfrohe Weise
 War auch so hold, so süß und wundermild.

Denn mein Gemüth war auch ein klarer Quell,
 Es ruhte d'rin der silberhelle Himmel,
 Die Sonne und der Mond, das Sternengewimmel
 Mein Herz, das war der Fisch im Fluthgewell. —

Doch aus der Quelle ward ein mächt'ger Strom,
Und ruh' und sanglos wallen nun die Wogen;
Viel wilde Stürme kommen d'rauf gezogen.
Schau' nicht hinein, kardustiger Himmelsdom!

Du reiner Himmel blicke nimmermehr
Auf seine Fluthen um dich dort zu sehen,
Denn wild hat sie verwühlt der Winde Wehen,
Der Sorgen sturmgepeitschtes Wogenheer. —

Und was bedeutet dort im Strom das Blut,
In jenem wüsten, wogenden Gerolle?
Es fing die Welt, die trug- und sorgenvolle,
Dich mit der Angel, Fischlein in der Fluth!

Wunsch.

Wär' ich nur der kleine,
Klare Silberquell,
Der vom Fels entfesselt
Tost thalab so schnell.
Doch nur wenn mein theures Liebchen
Wär' der Fisch darin,
In den hellen Silberwellen
Schwimmend her und hin.

Wär' ich nur die tiefe,
Dunkle Waldesnacht!
Tropfte gern verwegen
Flammender Wolfenschlacht.
Doch nur wenn mein Lieb ein Vöglein
Wär' in dem Geäst'
Das gar fröhlich sich erbaute
D'rin ein kleines Nest.

Wär' ich ein Tempelhügel,
Der einst hehr und groß,
Und nun tief zerfallen —
Nehm' ich leicht mein Loß.
Doch nur wenn mein theures Liebchen
Mich umwebte grün,
Mich mit schwanken Epheuranken
Würde hold umblüh'n.

Wär' ich nur das Hüttchen,
Tief im Thalesgrund,
Dessen Dach zermühlt ist
Morisch und wettermund;
Wär' mein Lieb des Herdes Flamme,
Leuchtend, lichterloh,
Könnt' ich jener Hütte gleichen,
Wär' ich selig froh.

Wär' ich jene Wolke
Auf dem Himmel nur,
Die dort einsam hängt im
Glühenden Azur
Und mein theures, einzig süßes
Kind das Abendgold,
Das mich leuchtend stets umflamnte,
Wunderhell und hold!



ball, keine Soirée fand am königlichen Schlosse in Warschau statt, die nicht Trembecki mit seinem Geiste beleben mußte. Uner schöpfl ich war sein Wiß, ungeheuer sein Wortreichthum, seine Improvisations- und Dichtungs gabe eine so große, daß ihn keiner seiner Zeitgenossen hierin zu erreichen vermochte, daß Felinski ihn um seine leichte Versification beneidet und Wegierski in einer poetischen Epistel an ihn ausruft: „Der poetische Ruhm, welchen Andere erst mühsam zu erwerben suchen müssen, folge ungerufen Trembecki auf Schritt und Tritt.“

Nie fehlte es dem Dichter an einem gelungenen Verse oder Worte: reichte aber selbst seine Heimatsprache, reichte selbst die gründliche Kenntniß derselben nicht mehr aus, dann erfand er kühn neue Worte und hatte den Ruhm, sie in Polen eingebürgert zu sehen.

Trembecki war, wie ich schon Eingangs erwähnte, eine Höflingsnatur: aber er lehrt uns wenigstens den Charakter des Höflings nicht von der schlechtesten Seite kennen. Er liebt und verehrt seinen König, derselbe ist ihm sein Gott, sein Alles, im Glücke ist er ihm treu ergeben, er zieht sogar den Unwillen seiner Landsleute auf sich, indem er die Politik Boniatowski's gegen alle Angriffe in Schutz nimmt; aber auch im Unglücke verläßt er nicht seinen König, nach der letzten Theilung Polens ist er fast der Einzige, der sein Vaterland um seinetwillen verläßt und ihm in die Fremde folgt, um die letzten Tage des alternden Königs zu verschönern.

Undank ist der Welten Lohn. Der Dichter, der nie in besonders glänzenden Umständen gelebt hatte, der, während Andere wie Krasicki und Starusiewicz von der Freigebigkeit ihres Königs Nutzen ziehend, sich bereicherten, arm geblieben war, sah sich auch nach Boniatowski's Tode um das Wenige verkürzt, was ihm der König in seinem Testamente verschrieben hatte und was dessen Erben, den Werth und die uneigennützigte Keinheit der Dienste Trembecki's verdächtigend, sich ihm auszuzahlen weigerten. Der greise Dichter sah sich genöthigt, zur Feder zu greifen, um die auf ihn gehäuften Schmähungen und Verdächtigungen zurückzuweisen: eingedenk seiner Jugendjahre, in denen er so viele Duelle erfolgreich ausgefochten hatte, forderte der 68jährige Greis Jeden zum Zweikampfe heraus, der ihm eine unehrenhafte That nachweisen könne; aber Niemand leistete ihm die begehrte Satisfaction und seine Pension wurde ihm nicht ausgezahlt. Doch Fortuna nahm sich des verlassenen, von dem Nothwendigsten entblößten Dichters von Neuem an. Es gab noch Große, es gab noch Magnaten in Polen, die Hebung und Unterstützung der vaterländischen Kunst als heilige Pflicht ansahen. Fürst Adam Czartoryski berief den Dichter nach Pulawy, diesem irdischen Eden, das ein Aniajuin, ein Zablocki bewohnt, ein Delille in seinen Versen verherrlicht hatte. Dort in der Gesellschaft gleichgesinnter Freunde, eines Raimund

Korjak und Anderer, lebte der greise Dichter von Neuem auf. Vier Jahre, von 1798 bis 1802, weilte er daselbst. Dann folgte er einem Rufe des mächtigen und reichen Magnaten Felix Potocki, der ihn zu seinem Hofpoeten machte und ihn mit sich auf seinen Landsitz Zulczyn in der Krim, in welchem er den nach seiner geliebten Gattin Sophie „Zosijówka“ benannten Lustgarten hatte anlegen lassen, mitnahm.

Trembecki war nicht nur Dichter, er war auch Höfling. Was Wunder, daß er trotz seiner 72 Jahre sich von den schönen Augen Sophie Potocka's bezaubert fühlte und ihr das beschreibende Gedicht „Zosijówka“ widmete, in welchem er die Herrlichkeiten ihres Feenpalastes mit begeisterten Worten zu schildern versucht?

Die „Zosijówka“ ist nicht groß, weil nur 504 Verse lang, aber sie wird von allen Kennern einstimmig als das beste Werk bezeichnet, welches Trembecki je geschrieben hat, ja sogar als das einzige, durch welches sein Name unsterblich geworden ist. Dieser Aufschwung der schöpferischen Kräfte des Dichtergreises dauerte jedoch nicht lange. Trembecki, der von jeher in seinem ganzen Wesen etwas Absonderliches, mitunter sogar Abstoßendes gehabt hatte, ward mit einem Male ohne bestimmbare Ursache mißmuthig und trübsinnig und starb zuletzt auf dem Landgute seines Wohlthäters im Jahre 1812 in vollkommenem Blödsinn, der so weit ging, daß er seine eigenen Schriften nicht mehr zu erkennen vermochte.

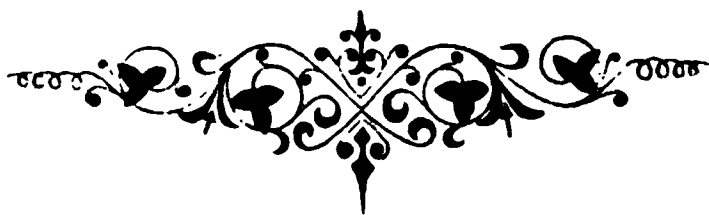
Trembecki's poetische Schicksale liefern so recht den Beweis für die Launenhaftigkeit Fortunens. Von schmeichlerischen Zeitgenossen maßlos gepriesen und verherrlicht, ja der Göttliche genannt, während er selber offen genug ist, von sich zu sagen: er wisse nicht, warum er ein Gott genannt werde, da er doch stets ein wahrer Teufel gewesen sei, wird er von den literarischen Epigonen maßlos geschmäht und begeistert, ist er jetzt mehr als vergessen — verrufen. Man wirft ihm seinen Lebenswandel und die oft sehr gewagten Themas, die er als Dichter mit Vorliebe behandelte, vor; aber man vergißt, daß er ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts, daß er ein Höfling Stanislaus August's war. Man wirft ihm geringe Theilnahme an der Sache seines Volkes vor; aber wie konnte der in höfischen Traditionen ergrante Dichter mit der Sache eines Volkes sympathisiren, die nicht die Sache des Königs war? Man wirft ihm seine höfische Speichelleckerei, man wirft ihm Mangel an Ehrgefühl vor; aber er hat sich nicht für seine Schmeicheleien gleich so vielen Andern mit kostbaren Geschenken entlohnen lassen und das Anerbieten, die Uneigennützigkeit seines Wandels mit dem Degen in der Faust zu verfechten, zeugt jedenfalls nicht von Mangel an Ehrgefühl bei dem greisen Dichter.

Was Trembeckis Charakter betrifft, so war der Sänger der „Zosijówka“ ein Sonderling, wie es nicht leicht einen gegeben hat. Er, dessen Gaumen so

lange durch den Genuß höfischer Speisen verwöhnt worden war, faßte aus reiner Kaprice den Entschluß, sich des Fleisches und Weines zu enthalten, den er 30 Jahre lang beharrlich ausführte, um ihn erst ein Jahr vor seinem Tode wiederum aufzugeben. Wo er ging und stand, wo immer er weilen mochte, mußte sich eine Schaar Späßen befinden; diese waren seine Lieblinge, die er durch reichliches Brotsamenstreuen anlockte und denen er sogar gestattete, sich auf seine Manuscripte zu setzen und dieselben zu verunreinigen. In seinen letzten Lebensjahren zeigte sich der greise Dichter, der von ungemein hoher, imponirender Gestalt war, ungenirt auf dem Landgute seines Wohlthäters in Hemdärmeln, mit einem ordinären, breitkrempeigen Strohhute auf dem Kopf und mit einem massiven Knüttel in der Hand.

Nicht leicht wurde noch während seines Lebens ein Dichter so sehr von allen Seiten gefeiert als Trembecki; nicht leicht war aber auch einer so gleichgiltig für seinen literarischen Ruhm als er. Er warf seine poetischen Schöpfungen meistentheils eilfertig auf den nächsten besten Wiß Papier; unbesorgt, daß Jemand seine poetischen Producte für sich usurpiren könne, schenkte er sie dem nächsten Besten, pflegte er sich nicht einmal auf ihnen zu unterfertigen, und so kam es, daß während seines Lebens und nach seinem Tode Fremde sich die Autorchaft seiner schönsten Gedichte zuschrieben und (was für die Literatur noch weit schädlicher war) literarische Sudler sich vermaßen, seine Poesien verbessert oder was gleichbedeutend ist, verschlechtert und verstümmelt herauszugeben. Vielleicht daß auch an dieser beispiellosen Gleichgiltigkeit des Dichters der Ruhm, den er während seines Lebens genoß und der ihn um seine literarische Zukunft unbesorgt sein ließ, Schuld trug.

Trembecki's gesammelte Werke enthalten Lieder und Gedichte meist leichten anacreontischen Inhaltes, Fabeln in Versen, Übersetzungen aus Virgils Aeneis, Übersetzungen aus Voltaire, die schon erwähnte „Zosijónka“, ein beschreibendes Gedicht und Aufsätze vermischten Inhaltes.



Die Zahl der Localausschüsse (d. i. der reinen Localaus-
schüsse und der die Functionen der letzteren ausübenden Consortial-
Vorstände und Directionen) betrug Ende 1887 92

Im Jahre 1888 traten das Wiener Vororte-Consortium in
Fünfschau, so wie das Consortium in Neufaz in Liquidation, daher
reducirten sich die Localausschüsse um 2
und es erscheinen Ende 1888 nur 90
ausgewiesen.

Bezüglich der im letzten Berichte besonders erwähnten, in Wien bestehenden
Hilfsbeamten-Localgruppe ist zu bemerken, daß die am 5. November 1888
stattgefundene Jahresversammlung dieser Gruppe vier Zweiggruppen, nämlich
in Innsbruck, Laibach, Mistelbach, und Salzburg constatirt (wodurch
unsere vorjährige Mittheilung berichtigt wird), daß der Ertrag der dieser Gruppe
vom hohen Finanzministerium bewilligten Effecten-Lotterie sich auf 946 fl.
bezzifferte, während die per 5. November 1888 ausgewiesenen Privatpenden
925 fl. betrugen, und daß erwähnte Gruppe eine eigene Zeitschrift „Central-
Correspondenz“ herausgibt.

Die Zahl der Vereinsbevollmächtigten und Agenten reducirte sich
von den Ende des Jahres 1887 ausgewiesenen 1.353
Ende 1888 auf 1.352
und die Zahl der Vereinsärzte von den Ende 1887 bestandenen . . 1.661
Ende 1888 auf 1.522.

In Bezug auf die humanitäre Thätigkeit des Vereines kommen wieder
zunächst der allgemeine und der Unterrichts-Fond in Betracht.

Der allgemeine Fond des Vereines ist am 31. December 1888
mit 533.138 fl. 80 kr.
ausgewiesen, während er am Ende des Jahres 1887 nur . . 494.849 „ 58 „
betrug, ist daher im Jahre 1888 um 38.289 fl. 22 kr.
gewachsen.

Nach der vom Verwaltungsrathe der 24. Generalversammlung am 27. April
1889 vorgelegten und von letzterer genehmigten Bilanz bestand das Vermögen
des allgemeinen Fondes Ende 1888 aus:

- a) Der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs-
Abtheilung per 166.614 fl. 42 kr.
 - b) seinem Specialvermögen per 41.737 „ 91 „
 - c) dem Kaiser Franz Josef Jubiläums-Studien-Stipendien-
fonde (samt Zinsen) per 10.318 „ 07 „
 - d) seiner Kursgewinnreserve per 13.105 „ 80 „
 - e) dem Garantiefonde für belehnte Antheilseinlagen der
Consortien per 956 „ 98 „
- Fürtrag . . 232.733 fl. 18 kr.

	Übertrag	232.733 fl. 18 fr.
f) dem Fonde für Witwen- und Waisen Häuser per	150.890 „ 46 „	
g) dem Pensionsfonde für die definitiv Angestellten des Vereines per	149.515 „ 16 „	
welche Ziffern zusammen den obigen Betrag per	533.138 fl. 80 fr.	

Im Jahre 1888 wurden aus dem allgemeinen Fonde . 6.911 fl. 57 fr., für Unterstützungen an bedürftige Beamte und deren Angehörige ausgezahlt, welche auf 377 Einzelposten entfallen.

Ferner wurden im Jahre 1888 aus den Zinsen des allgemeinen Fondes an mittellose franke Vereinsmitglieder Curstipendien verliehen, und hiefür von der Vereinsleitung ein Betrag von 5290 fl. bewilligt, wovon effectiv 4.860 „ — „ zur Verwendung kamen, daher im abgelaufenen Jahre an bedürftige Vereinsmitglieder und Standesgenossen 11.771 fl. 57 fr. im Ganzen aus dem allgemeinen Fonde vertheilt wurden.

Bezüglich der Curstipendien ist zu bemerken, daß für das Jahr 1888 bei der Centralleitung 240 Gesuche einlangten, wovon 77 Gesuche, und zwar 68 für Stipendien und 9 für Reise- und Krankenkosten-Beiträge (letzte per 290 fl.) günstig erledigt wurden.

Wie in früheren Jahren haben auch im Jahre 1888 die Verwaltungen vieler Badeanstalten und Curorte dem Vereine für mittellose Mitglieder desselben beachtenswerthe Begünstigungen für den Curgebrauch gewährt, in welchen Beziehungen wir die Verwaltungen der Cur- und Badeanstalten in: Aussen, Baden, Bartfeld, Buzias, Dalkau, Ernstdorf-Jamorce, Franzensbad (Bürgermeisteramt der Stadt Franzensbad, Stadt Egerer Badehaus, Kaiserbad und Dr. Cartellieri's Bäderverwaltung), Freiwaldau (Gräfenberg), Wildbad-Gastein, Gießhübel-Buchstein, Gleichenberg, Görz, Hall (in Oberösterreich), Herkulesbad, Ischl (Gemeindevorsteherung und Ritter v. Wirer'sche Bade-Stiftung), Jwonicz, Johanniskbad in Böhmen, Karlsbad, Moritnicza, Rrapina-Töpliz, Lohatschowitz, Marienbad, Meran, Neuhaus (in Steiermark), Pöstyán, Pyrawarth, Radein, St. Radegund, Römerbad, Rohitsch, Roncegno, Rožnau, Steinerhof (bei Kapfenberg in Steiermark), Tatra-Füred, Tepliz in Böhmen, Topusko, Trencsin, Tüfser, Groß-Ullersdorf, Böslau, Voitsdorf erwähnen. Gegen das Vorjahr haben daher neun neue Curorte dem Vereine für seine Mitglieder Beneficien zugestanden, und haben im Jahre 1888 von den betreffenden Begünstigungen 146 Vereinsmitglieder Gebrauch gemacht.

Außerdem standen aber dem Vereine auch im Jahre 1888 noch einige Freiplätze zu Gunsten armer Vereinsmitglieder in den unseren Lesern aus früheren Berichten schon bekannten Curorten zur Verfügung, wie insbesondere in der Kaltwasser-Heilanstalt des Herrn Dr. Gustav Nový in St. Radegund, in der Curanstalt des kaiserlichen Rathes Herrn Heinrich Mattoni in Gießhübel, im Kaiserbad in Franzensbad, in den Badeorten Gleichenberg, Lohatschowitz, Meran, Neuhaus (Steiermark), Pöstyán-Tepliz, Radein, Römerbad, Rohitsch und Roncegno.

Der beim allgemeinen Fond erwähnte Specialfond für Witwen- und Waisenhäuser erreichte Ende 1887 die Höhe von . . . 147.731 fl. 34 fr. und stieg durch die Zinserträgnisse im Jahre 1888 per . . . 3.641 fl. 70 fr. abzüglich 5 Percent Zinsen für das Darlehen aus dem Specialvermögen des allgemeinen Fonds per . . . 482 „ 58 „ im verbleibenden Reste von . . . 3.159 „ 12 „ auf . . . 150.890 fl. 46 fr.

Diesem Betrage stehen die Kosten der drei Witwen- und Waisenhäuser in Wien (Währing), Budapest und Graz per . . . 159.207 „ 34 „ gegenüber. Den Mehrbetrag der Kosten per . . . 8.316 fl. 88 fr. schuldet der Witwen- und Waisenhäuserfond an den allgemeinen Fond, und gelangt diese Schuld, welche ursprünglich 22.514 fl. 83 fr. betrug, aus den Erträgnissen der drei erwähnten Häuser successive zur Tilgung.

Der Unterrichtsfond des Vereines betrug 112.010 fl. 15 fr. mit Ende des Jahres 1887 und ist im Jahre 1888 durch die von der 23. ordentlichen Generalversammlung erfolgte Zuweisung von 5.000 fl. aus dem Gebärungsüberschusse der Lebensversicherungs-Abtheilung und anderweitige Zuflüsse auf 120.419 fl. 2 fr. angewachsen.

Zu den lehterwähnten Zuflüssen wurden auch Beiträge von 12 Vereinsconfortien, und zwar von „Alsergrund“ in Wien (100 fl.), „Budapest“ (recte Pest, Präses Kanovics, mit 100 fl.), „Erstes Wiener“ (100 fl.) „Fiume“ (5 fl.), „Gegenseitigkeit“ in Wien (eine Notenrente zu 100 fl. oder effectiv 80 fl. 94 fr.), „Graz“ (100 fl.), „Rajchau“ (5 fl.), „Kronstadt“ (25 fl.), „Pancsova“ (15 fl.), „Pilsen“ (10 fl.), „Teschen“ (10 fl.) und „Wieden“ in Wien (100 fl.), zusammen 650 fl. 94 fr. gespendet.

Wir können nicht umhin, auch heuer wieder mit Rücksicht auf die hohen Zwecke des Unterrichtsfondes dessen Stärkung den geehrten Verwaltungen der Mitgliedergruppen, allen Vereinsmitgliedern und insbesondere den Freunden humanitären Wirkens wärmstens zu empfehlen.

Wenn es vielleicht auch nur einen einzigen Baron Moriz Hirsch gibt, welcher 100 Millionen Franken zu Unterrichtszwecken zu spenden sich veranlaßt fand, so dürften gewiß sehr viele vom Schicksale Begünstigte sich finden, welche oft mit sich im Zweifel sind, welchem Zwecke sie überhaupt eine Spende widmen sollen. Diesen Wohlthätern sei hiemit der Unterrichtsfond des Beamten-Vereines ans Herz gelegt!

Im Jahre 1888 wurden für das Schuljahr 1888/89 aus den Mitteln des Unterrichtsfondes Unterrichtsstipendien und Lehrmittelbeiträge im Gesamtbetrage von 9298 fl. gewährt, da der Verwaltungsrath zu den von der Generalversammlung bewilligten 3000 fl. weitere 6298 fl. (mit Einschluß des Freiplazes im Töchterheim des Schulvereines für Beamtentöchter im Kostenbetrage per 400 fl.) votirte.

Es langten 370 Gesuche um Verleihung dieser Unterrichtsbeiträge ein, wovon 258 auf die im Reichsrathe vertretenen Länder und 112 auf die Länder der ungarischen Krone entfielen. Günstig erledigt wurden 249 Gesuche für

Im Jahre 1888 wurden am 1. October die Localitäten des Club der Beamten der Wiener Bank- und Creditinstitute, und zwar in der inneren Stadt, Wallnerstraße Nr. 2, eröffnet. Von Seite der Verwaltungen der vorerwähnten Institute wird diesem, der socialen Stellung der Beamten entsprechenden, vorzugsweise der Pflege der Geselligkeit gewidmeten Unternehmen — es werden übrigens auch wissenschaftliche Vorträge gehalten — wärmstes Interesse entgegengebracht. Die meisten Bank- und Credit-Institute sind unter den Gründern verzeichnet und sehr viele hervorragende Functionäre unserer Bankleitungen traten dem Club als Mitglieder bei. Was uns bisher über denselben mitgetheilt wurde, rechtfertiget seine Begründung und spricht für die verständnißvolle Leitung.

Ueber den finanziellen Verkehr des Beamten-Vereines im Jahre 1888 theilen wir Folgendes mit.

Im Jahre 1888 wurde von der Hauptcassa des Vereines in Wien

- a) eingehoben in 5889 Posten ein Betrag von . . . 3,434.969 fl. 90 kr.
- b) ausbezahlt in 4071 Posten ein Betrag von : . . . 3,393.614 „ 70 „

so daß das Revirement der Hauptcassa im Vorjahre 6,828.584 fl. 60 kr. betrug.

Zu berücksichtigen ist ferner

- c) der Verkehr des Vereines mit dem k. k. Postsparcassensamte.

Es wurden bei letzterem von den Vereinsconsortien, Localausschüssen und Agenten mittelst 9940 Erlagscheinen . . . 1,298.241 fl. 20 kr.

und mit Hinzurechnung des Saldo vom 1. Jänner 1888

per 20.390 „ 12 „

bis Ende 1888 1,318.631 fl. 32 kr.

für Rechnung des Vereines erlegt.

Dagegen wurden mit 2571 Cheques nach allen Theilen Eisleithaniens Zahlungen geleistet und Behebungen bei der Cassa des k. k. Postsparcassensamtes vorgenommen, wodurch ein Betrag von 1,318.945 „ 09 „

zur Verwendung gelangte.

Die Summe der Einlagen und Ründigungen bei dem k. k. Postsparcassensamte

stellte sich demnach auf 2,637.576 „ 41 „

und betrug somit die gesammte Cassabewegung des

Vereines im Jahre 1888 9,466.161 fl. 01 kr.

gegenüber 9,037.170 fl. 54 kr. des Vorjahres.

Dem Beamten-Vereine sind bei der Postsparcasse drei Conti: für den Geldverkehr mit den einzelnen Versicherten, für die Abonnenten der „Beamten-Zeitung“ und für die Vereinsorgane eröffnet. Außer der Centrale des Vereines stehen 11 Spar- und Vorschußconsortien desselben (nämlich Böhmisches Leipa, Jglau, Innsbruck, Jägerndorf, Mähr. Ostrau, Olmütz, St. Pölten, Währing und in Wien: Erstes Wiener, Bankbeamte, und Wieden), ferner die Privatbeamten-Localgruppe im Clearing-Verkehr mit der Postsparcasse.

Durch die Prämiencaffa am Siege der Centralleitung gelangte im abgelaufenen Jahre mittelst 33.664 Stück Quittungen (Polizzen) und 200 Mitgliederarten ein Betrag von 215.148 fl. 11 kr. zur Einhebung, und erreichte die Zahl der von der Prämienabtheilung im Jahre 1888 ausgefertigten Quittungen die hohe Zahl von 450.979 (gegen 419.123 im Jahre 1886 und 439.696 im Jahre 1887).

Ferner wurden im Jahre 1888 an der Casse des Vereines 10.820 Badekarten der verschiedenen Badeanstalten Wiens (gegen 11.536 im Jahre 1886 und 12.261 im Jahre 1887) zu ermäßigten Preisen verkauft.

Daß am 2. December 1888 stattgefundene Jubiläum der 40jährigen Regierung Seiner Majestät des Kaisers und Königs war selbstverständlich auch für den Beamten-Verein eine hocherfreuliche Anregung zur Betätigung seiner patriotischen und dynastischen Gefühle, und ist in dieser Beziehung Folgendes zu berichten:

Der Verwaltungsrath votirte aus Anlaß des vorerwähnten Jubiläums in seiner Sitzung vom 3. Mai 1888 aus dem allgemeinen Fonde einen Betrag von 10.000 fl., dessen Zinsen zu zwei Stipendien je per 250 fl. für Söhne oder Waisen mittelloser Vereinsmitglieder verwendet werden sollen. Der Vater muß durch drei Jahre Mitglied sein oder zur Zeit seines Ablebens gewesen sein, der Candidat muß in der Regel Hochschulestudien an einer österreichisch-ungarischen Lehranstalt obliegen und bleibt bei befriedigenden Resultaten im Genuße des Stipendiums bis zur Vollendung seiner Studien. Mit Intimat der k. k. Polizei-Direction in Wien vom 12. December 1888 wurde der Beamten-Verein auf Grund des Erlasses des hohen k. k. Ministeriums des Innern vom 3. December 1888 verständiget, daß mit Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät die erwähnten zwei Stipendien den Allerhöchsten Namen als „Kaiser Franz Josef Jubiläums-Studien-Stipendien des Beamten-Vereines“ führen dürfen und erfolgte deren Ausschreibung am 28. December 1888.

Da die Ueberreichung von Adressen durch die aus Anlaß des Jubiläums kundgegebenen Allerhöchsten Intentionen ausgeschlossen erschien, so war der Verwaltungsrath nicht in der Lage, die von ihm beabsichtigte Huldigungsadresse Allerhöchsten Ortes unterbreiten zu können, und mußte sich die Vereinsleitung in dieser Beziehung darauf beschränken, ihren patriotischen Gefühlen im Namen des Beamtenstandes in einer am 30. November 1888 in der „Beamten-Zeitung“ kundgegebenen Emanation Ausdruck zu verleihen, während die Redaction der „Beamten-Zeitung“ in einem besonderen Jubiläums-Artikel: „Kaiser Franz Josef I. Beamten-Gesetzgebung von 1848 bis 1888“ die zahllosen Kundgebungen kaiserlicher Huld und Gnade auf vorerwähntem Gebiete während der vierzig Regierungsjahre eingehend besprach.

Auch einige Mitgliedergruppen des Vereines haben das hohe Regierungsjubiläum zu humanitären Actionen benützt.

Generalversammlung) zum statutenmäßigen Ausscheiden berufenen 10 Mitglieder des Verwaltungsrathes, das ist die Herren: Carl Bringmann, Dr. Vincenz Haslmayer zu Graßegg, Carl Huber, Dr. Franz Wigerka, Benjamin Edler von Bosjanner-Ehrenthal, Franz Richter, Hermann Schmidt, Carl Werner, Dr. Mathias Ritter von Bretschko, Dr. Carl Zimmermann, wurden bis auf die Herren Hermann Schmidt und Dr. Carl Zimmermann, wieder- und an die Stelle der beiden letzteren die Herren Alois Marešch, Procurist der Firma Lebert & Weinwurm in Wien, Obmann der Privatbeamten-Vocalgruppe, und Rudolf Schiller, Professor an der Handels-Akademie in Wien, neu gewählt.

Aus dem Ueberwachungsausschusse mußte wegen Ablaufes der Functionsdauer Herr Ignaz Tobisch, k. k. Militär-Oberintendant i. P., ausscheiden und wurde an dessen Stelle von der Generalversammlung Herr Mathias Wigerle, Rechnungsrevident der k. k. statistischen Central-Commission, gewählt.

Auf dem Gebiete der Personalien von Mitgliedern des Verwaltungsrathes können wir nicht unerwähnt lassen, daß im Jahre 1888 Herr Georg von Görgey zum Oberinspector der österreichischen Nordwestbahn und der Herr Regierungsrath Julius Raan zum k. k. Ministerialrath ernannt wurde, daß dem jetzigen Senatspräsidenten des k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofes Herrn Dr. Vincenz Haslmayer zu Graßegg das Ritterkreuz des kaiserl. österr. Leopold-Ordens, und dem Herrn k. k. Hofrath Richard Zeittels das Comthurkreuz des Franz Josef-Ordens verliehen wurde, während der Hof- und Gerichtsadvocat Herr Dr. Dom. Kolbe am 26. Juli 1888 das 25jährige Jubiläum seiner Advocatur und der Hof- und Gerichtsadvocat Herr Dr. Florian Meißner am 20. September 1888 das Fest seiner silbernen Hochzeit feierte.

Die im vorjährigen Berichte ausgesprochene Hoffnung, daß der von dem verstorbenen Vereins-Präsidenten Herrn Carl Friedrich Fellmann Ritter von Norwill in seinem Testamente dem Beamten-Vereine als „Fellmann von Norwill-Fond“ zugewendete Nachlaß in den Rechnungsabschlüssen des Jahres 1888 ausgewiesen sein werde, erfüllte sich nicht, da die Abhandlungsbehörde erst im Februar dieses Jahres die Verlassenschaft dem Beamten-Vereine eingewortet und die Verlassenschaftsabhandlung als beendet erklärt hat. Die Einantwortung erfolgte mit der Beschränkung, daß das eingewortete Vermögen eventuell für den Fall der Auflösung des Vereines oder der Umwandlung desselben in eine bloße Versicherungsanstalt der zum Zwecke der Erfüllung der humanitären Aufgaben, die sich der Verein nach §. 2 seiner gegenwärtig geltenden Statuten gestellt hat, angeordneten Stiftung zu übergeben ist.

Schließlich können wir nicht umhin, unseren geehrten Lesern mitzutheilen, daß sich ein neuer Beamten-Verein, nämlich der „erste österreichisch-patriotische Beamten-Verein Eid“, gebildet hat, dessen erste constituirende Versammlung in den öffentlichen Blättern für den Monat April d. J. angekündet wurde. Weitere Berichte hierüber sind uns nicht bekannt. Der Verein bezweckt die Erlernung der Fechtkunst mit allen militärischen Handwaffen, Uebungen des Körpers, wie: Schwimmen, Rudern, Turnen u. s. w. und die Erlernung des Vorganges der Hilfeleistung bei Verwundungen und anderen Unglücksfällen. Sein Wahlspruch lautet: „Die Waffen in der Hand, für Thron und Vaterland.“ Mitglied kann jeder öffentliche und Privatbeamte, so wie jeder gebildete Staatsbürger werden und müssen die ausübenden Mitglieder das 19., die Böglinge das 15. Lebensjahr überschritten haben.

II. Versicherungsabtheilung.

Im Jahre 1888 war das finanzielle Ergebniß der Gebarung in der Versicherungsabtheilung, wie wir schon im Eingange unseres Berichtes bemerkt haben, das günstigste seit dem Bestehen des Vereines. Der Gebarungsüberschuß des Jahres 1888 betrug nämlich 196.096 fl. 28 kr., und werden die geehrten Leser und Freunde des Vereines dieses Resultat gewiß mit großer Befriedigung zur Kenntniß nehmen.

Getreu unserer Aufgabe, in jedem Berichte einige populäre Worte im Interesse der Propagirung der Lebensversicherung zu bringen, citiren wir aus der „Beamten-Zeitung“, des Jahres 1888 drei jener zehn Versicherungsgebote, welche der „landwirthschaftliche Verein im Großherzogthume Baden“ in einer Publication unter der Landbevölkerung verbreiten ließ. Die drei Gebote lauten:

„Du sollst auch deinen Nachbar, Freund und Verwandten, ja jeden, dem du wohlgesinnt bist, zur Versicherung anhalten und bereden, auf daß sie nicht zu Schaden kommen und, durch Unglück verarmt, dir zur Last fallen.“

„Du sollst eben so wenig vergessen, sowohl Lebens- als Unfallversicherung abzuschließen, denn so gewiß der Herr dich jede Stunde von dieser Welt abberufen kann, sei es nun in Folge einer Krankheit oder eines Unfalles, so da beim Gehen, Reiten und Fahren vorkommen, so gewiß ist dein Leben noch ein köstlicheres Gut als Haus, Hof und Ernte — dieses kostbare Gut geht aber für deine weinende Frau und Kinder verloren, so du nicht weislich gesorgt hast, daß dasselbe, soweit nur immer möglich, durch Auszahlung der Lebens- und Unfallversicherungssumme ersetzt werde.“

„Du sollst die Ausgabe für Versicherung betrachten, wie jene für Essen und Trinken — und so gewiß du letzteres nicht aufschiebst, weil du Hunger und Durst hast, so schiebe auch keine Versicherung auf, denn sie verschafft dir Ruhe und Sicherheit, Trost und Hilfe.“

Und es wird der unbestreitbare Werth der Lebensversicherung auch in den hohen und höchsten Kreisen immer mehr erkannt. So entnehmen wir der „Volks-wirthschaftlichen Sonntags-Revue“ folgende auch in der „Beamten-Zeitung“ gebrachte Mittheilung über „berühmte Männer in der Lebensversicherung“:

„Georg IV., ein hervorragend verschwenderischer König von England, hatte sich mit 12 Millionen Francs gegen die Gefahr, bei seinem Tode ungedeckte Schulden zu hinterlassen, versichert. Durch Hinzuschlagung der Dividende auf diese Versicherung hinterließ er so zur Befriedigung seiner Gläubiger ein Vermögen von beinahe 16 Millionen Francs. — O'Connell, der große irische Agitator, dem sein Volk aus freiwilligen Beiträgen eine jährliche Pension spendete, neigte zu zügelloser Verschwendung; aber er gewann es doch über sich, daß er jährlich von dieser Pension einen Theil vorweg zur Prämie für eine Lebensversicherung verwendete, welche seiner Familie eine glänzende Erbschaft sicherte, ohne daß er dadurch auch nur einen Augenblick in seinen vornehmen Lebensgewohnheiten genirt wurde. — Der Marquis von Hastings vermehrte das Vermögen, das er seinen Erben hinterließ, durch seine Lebensversicherung um 3 Millionen. — Walter Scott's Lebensversicherungspolizze ist im Archiv der Edinburgher Gesellschaft wieder aufgefunden worden. Sie lautete über 2000 Pfund Sterling und datirt vom Monate December 1824. Der Dichter,

der wenige Monate nach Abschluß dieser Versicherung schon durch einen Bankrott, welcher sein ganzes Vermögen verschlang, vollständig ruinirt war, machte es mitten unter den schrecklichen Kämpfen seiner letzten Lebensjahre gegen Noth und Krankheit doch möglich, diese Prämien regelmäßig zu entrichten, während seine Feder Tag und Nacht für seine Gläubiger arbeitete, in deren Interesse er während der letzten fünf Jahre seines Lebens die Summe von 70.000 Pfund verdiente. Walter Scott hatte eine Tochter. Nach dem Tode seiner Frau (1816) darbt er sich für diese Tochter 102 Pfund Prämie jährlich ab, um so aus seinem Schiffbruch das Capital von 2000 Pfund zu retten. Sie erhielt es 1832, genoß es aber nicht lange, da sie kurze Zeit nachher starb. — Graf Beust, der ehemalige österreichische Reichskanzler, war ein vorsichtiger Hausvater, was er durch drei Versicherungen bewies, die der Diplomat auch aus Diplomatie bei drei verschiedenen deutschen und englischen Gesellschaften abgeschlossen hatte, und deren Capital mit circa 40.000 Mark durch seinen Tod fällig geworden ist. Mehrfach hat er auch sonst sein Interesse für Lebensversicherungsweise fundgegeben. — Der Prinz von Wales, Erbe des englischen Königsthrones, hat zu gleicher Zeit mit seiner Verheirathung sein Leben mit einer bedeutenden Summe zu Gunsten seiner Gattin versichert. Er hat dies aus doppeltem Grunde gethan: aus löblicher Vorsicht und aus Achtung vor der in England üblichen Sitte, die diese Fürsorge jedem Gentleman zur Pflicht macht.“

Und was hohe Lebensversicherungen betrifft, so theilt uns das „Neue Wiener Tagblatt“ mit, daß der bekannte große Geschäftsmann in Philadelphia, John Wanamaker, sein Leben für eine Million Dollars (nach einer andern Notiz mit 1,250.000 Dollars) bei 29 verschiedenen Gesellschaften versichert hat, wofür er an Prämien jährlich 60.000 Dollars entrichtete. Man hielt ihn auch für den „Höchstversicherten“, allein mit Unrecht, denn als solcher wird in neuester Zeit der Marquis of Anglesea, welcher mit 2,500.000 Dollars bei englischen, französischen und amerikanischen Gesellschaften versichert sein soll, genannt.

Nicht uninteressant dürfte unseren Lesern die Mittheilung einer der „Wirthschaftlichen Provinzial-Correspondenz“ entnommenen Notiz sein, nach welcher die vom Beamten-Vereine im Interesse der Propagirung der Lebensversicherung herausgegebene Broschüre: „Wie bringt man Vermögen in die Familie“ (erwähnt in unserem Berichte pro 1886) in Rußland von der ausländischen Censurabtheilung verboten worden ist.

Wir geben nun unseren geehrten Lesern einige ziffermäßige Daten über den Stand der österreichisch-ungarischen Lebensversicherungs-Gesellschaften vom Jahre 1887 nach der vom Referenten unserer Versicherungsabtheilung, Herrn Dr. Friedrich Hönig, in der „Beamten-Zeitung“ mitgetheilten Zusammenstellung. Zunächst wird constatirt, daß der Verlauf des Versicherungsgeschäftes im Jahre 1887 ein abermaliges Anwachsen der versicherten Summen zeigt und in dieser Beziehung die Bemühungen der Gesellschaften von Erfolg gekrönt waren. Herr Dr. Hönig knüpft aber daran folgende Bemerkungen:

„Diese Resultate werden jedoch durch Opfer an Auslagen erkauft, welche zu dem Erfolge nicht im Verhältnisse stehen. Bei der großen Mehrheit aller in Oesterreich-Ungarn arbeitenden in- und ausländischen Gesellschaften ist seit einer Reihe von Jahren ein stetes Erhöhen des an die Vermittlungsorgane zu zahlenden Provisionsfußes wahrzunehmen, und es ist das Provisionsausmaß bis zu einer Höhe angewachsen, welche ohne Befürchtung ernstester Folgen nicht mehr überschritten werden dürfte. Dazu kommt das

rasche Eindringen ausländischer Versicherungsgeellschaften, welche die ohnehin nicht zu große Zahl von Anwerbeorganen für die einzelnen Gesellschaften nur noch seltener macht. Da es erklärlich ist, daß junge Gesellschaften, zumal wenn sie im Auslande ihren Sitz haben, sich nur allmählig eine nennenswerthe Clientel erwerben können, so soll die hohe Provision ein Mittel sein, die Organe nicht nur von anderen Gesellschaften herüber zu ziehen, sondern sie auch zu energischem Arbeiten anzuapornen. Dieser Proceß macht seine Runde bei den verschiedenen Gesellschaften und nur wenige erweisen sich in ihrem Organismus kräftig genug, um dieser Concurrenz mit Erfolg Widerstand leisten zu können."

Und an einer andern Stelle heißt es:

"Bei der Mehrzahl der Gesellschaften bildet der Reise-Inspector das hauptsächlichste, bei der Anwerbung von Versicherungen thätige Element, der Localagent, dem die Verhältnisse der Bevölkerung gewiß genauer bekannt sind, wird in der Regel nur mit dem Incasso betraut. Da nun Jener, mit seltenen Ausnahmen, in einem losen Dienstverhältnisse zur Gesellschaft steht, zudem in seiner Entlohnung der Hauptsache nach auf die Provision angewiesen ist, so ist es wohl erklärlich, wenn er bei der Zuführung von neuen Bewerbern nicht gerade wählerisch vorgeht. Hierzu liegt in der Höhe der Provision ein gar mächtiger Anreiz; denn der gewöhnliche Satz der Abschlußprovision beträgt $1\frac{1}{2}\%$ von der versicherten Summe, und nur sehr wenige Gesellschaften bleiben bei dem alten Satze von $\frac{1}{2}\%$, beziehungsweise 1% ; ja, es kommt immer häufiger vor, daß sogar 2% Abschlußprovision bezahlt werden, und noch sind keine Anzeichen einer Reaction gegen dieses geradezu selbstmörderische Hinaustreiben der Anwerbekosten sichtbar. Ist es doch sogar vorgekommen, daß eine Gesellschaft mittelst Circulare einer bestimmten Beamtengruppe bekannt gegeben hat, daß sie jedem Versicherten dieser Gruppe $1\frac{1}{2}\%$ Abschlußprovision zuweisen werde! Liegt also in diesem Systeme der hohen Anwerbeprovision und des dadurch erzeugten forcirten Geschäftsbetriebes eine Quelle vieler Storni, so bringt es noch einen anderen Uebelstand mit sich, der auch wieder das Storno ungünstig beeinflusst: den häufigen Diensteswechsel der Anwerbeorgane. Hierbei geschieht es gewöhnlich, daß die betreffenden Organe ihre Thätigkeit damit beginnen, die für die frühere Gesellschaft geworbenen Parteien zum Ausgeben ihrer Versicherung und zur Neuversicherung bei ihrem neuen Dienstgeber zu veranlassen. Natürlich geht es dabei ohne ein klein wenig Verdächtigung der alten Gesellschaft nicht ab, denn ein plausibler Vorwand muß doch gefunden werden, um die Neuversicherung zu rechtfertigen. Daß der einsichtsvolle Theil des Publicums sich dabei seine eigenen Gedanken macht, ist selbstverständlich. Und so führt das an sich gesunde System der Abschlußprovision in seiner Verzerrung zur directen Schädigung des Versicherungsbetriebes."

Bezüglich des ziffermäßigen Standes der österreichisch-ungarischen Lebensversicherungsgeellschaften im Jahre 1887, in welchem Jahre die Zahl der Gesellschaften sowie ihre Qualität dieselbe war wie im Vorjahre, theilen wir folgende Details mit. Die Hauptversicherung, nämlich die Capitalversicherung auf den Ablebensfall (ohne Bedachtnahme auf die Rückversicherungen), weist folgende Ziffern auf.

Es standen in Kraft:

Ende 1880	242.690	Versicherungen über	283,210.612 fl.
" 1881	253.632	" "	290,766.164 "
" 1882	257.040	" "	306,703.415 "
" 1883	257.728	" "	322,708.680 "
" 1884	244.436	" "	336,584.657 "
" 1885	243.636	" "	353,034.446 "
" 1886	253.863	" "	377,837.298 "
" 1887	266.789	" "	403,841.444 "

Zur Versicherung wurden bei sämtlichen Gesellschaften beantragt 79,000.000 fl., wovon 61,000.000 fl. zur Annahme gelangten.

Nach Abichlag aller Erlösungen (zusammen rund per 35,000.000 fl.) stellt sich der reine Zuwachs im Jahre 1887 auf 26,000.000 fl. — gegen 24,800.000 fl. im Jahre 1886 — und es bezieht sich der Stand der Ablebensversicherungen mit Ende 1887 auf die oben angeführte Ziffer von 403,841.000 fl. in 266.789 Einzelversicherungen.

Es entfällt

im Jahre 1883 auf eine Versicherung der Betrag von 1330 fl.

"	"	1884	"	"	"	"	"	"	1377	"
"	"	1885	"	"	"	"	"	"	1409	"
"	"	1886	"	"	"	"	"	"	1488	"
"	"	1887	"	"	"	"	"	"	1514	"

Die Summe der in Rückversicherung gegebenen Quoten kann — da der genaue Nachweis hierüber in den meisten Gesellschaftsberichten vergeblich gesucht wird — nur annähernd mit 25,000.000 fl. angegeben werden, und ist dieser Betrag in dem oben mitgetheilten Versicherungsstande enthalten.

In den wechselseitigen Ueberlebens-Associationen waren mit Ende 1887 gezeichnet 51,373.242 fl. gegen 52,945.026 fl. Ende 1886, daher die Verminderung des Standes dieser Versicherungen schon als eine stetige bezeichnet werden kann.

Außerdem sind Ende 1887 ausgewiesen:

90.920 Verträge über	164,927.253 fl.
Capital für Erlebens- (Aussteuer-) Versicherungen, daher mit	
Hinzurechnung der bereits erwähnten 266.798 Verträge über .	403,841.444 „
Capital für den Ablebensfall Ende 1887 an Capitalver-	
sicherungen überhaupt in 365.933 Policen	568,768.697 fl.
versichert waren.	

Der Stand der versicherten Jahresrenten bezifferte sich

Ende 1887 in 5983 Policen auf 1,511.318 „

Die Prämieinnahme betrug im Jahre 1887 18,736.532 „
gegen 17,146.386 „
im Jahre 1886.

An die Versicherten und deren Hinterbliebenen wurden im Jahre 1887 aus dem Titel der Erfüllung der Versicherungsverbindlichkeiten 9,959.859 fl. bezahlt. Für die Erfüllung der künftigen Verpflichtungen der Gesellschaften haftet außer der Jahresprämie, welche im Jahre 1887 sich auf 18,736.532 fl. belief, ein vorhandenes Vermögen von 105,207.770 fl. und dessen Zinsertrag.

Der Verlauf der Sterblichkeit war im Jahre 1887 günstiger als im Vorjahre. Während im Jahre 1886 die Untersterblichkeit mit . . 313.579 fl. ziffermäßig constatirt wurde, stellte sie sich im Jahre 1887 auf . . 809.341 „

Es hatten nur 3 Gesellschaften eine nicht bedeutende Uebersterblichkeit, dagegen 15 starke Untersterblichkeit.

Die Dotirung der Prämienreserve betrug 8,293.422 fl. (oder 44.26% der Prämieinnahme) gegen 6,692.070 fl. im Jahre 1886, der Verwaltungsaufwand 4,271.251 fl. (19.81% der Prämieinnahme) gegen 4,100.965 fl. (20.55% der Prämieinnahme) im Jahre 1886.

Was nun die geschäftliche Thätigkeit der Lebensversicherungs-Abtheilung des Beamten-Vereines im Jahre 1888 betrifft, so dienen wir hierüber unseren geehrten Lesern mit folgenden Daten:

Im Laufe des Berichtsjahres lagen	
7527 Anträge über einen Betrag von	6,990.531 fl.
Capital und	60.533 „
Jahresrenten zur Erledigung vor.	
Hieron gelangten zum Abschlusse:	
1. auf den Ablebensfall:	
5069 Verträge über	4,676.656 „
2. auf den Erlebensfall:	
849 Verträge über	806.425 „
3. auf Jahresrenten:	
289 Verträge über	47.898 „
Ende 1888 standen beim Vereine in Kraft:	
54.296 Verträge über	54,907.818 „
Capital und	
1813 Verträge über	314.266 „
Jahresrente.	

Die Vergleichung mit dem Jahre 1887 (in welchem 4143 Verträge über 5,021.232 fl. auf den Ablebensfall, 910 Verträge über 943.483 fl. auf den Erlebensfall und 437 Verträge über 90.299 fl. auf Jahresrenten abgeschlossen wurden) zeigt, daß die Anzahl der neu ausgestellten Policen im Jahre 1888 zwar größer war als im Vorjahre, trotzdem aber die versicherte Summe sich als kleiner herausstellt. Diese Thatsache ist nach dem Rechenschaftsberichte der Vereinsleitung daraus zu erklären, daß im Jahre 1887 in der Capitalversicherung zwei Einzelversicherungen über bedeutende Summen (360.000 fl. und 70.000 fl.) abgeschlossen wurden, Versicherungen, für deren häufigere Wiederholung in Oesterreich leider der Boden nicht vorhanden ist. In der Rentenversicherung hat der Verein im Jahre 1887 mit mehreren öffentlichen Corporationen hinsichtlich der Versorgung ihrer Bediensteten sowohl Leibrenten- als Wittwenpensions-Verträge abgeschlossen, wogegen das Jahr 1888 auf die Einzelversicherung angewiesen war.

Als reinen Zuwachs an Versicherungen im Jahre 1888 constatirt der vorerwähnte Rechenschaftsbericht 2,670.269 fl. Capital und 17.453 fl. Jahresrenten.

Was das Storno betrifft, so bewegte sich bisher beim Beamten-Vereine das Verhältniß der Ausscheidungen innerhalb sehr mäßiger Grenzen, so daß der Verein in dieser Hinsicht — wie der Verwaltungsrath mit vollem Rechte constatirt — von keiner der inländischen Versicherungsgesellschaften erreicht wird. Im Jahre 1888 gestaltete sich aber das Verhältniß so außerordentlich günstig, daß trotz des erhöhten Versicherungsstandes, trotz des mit dem Alter zunehmenden natürlichen Abganges, die absolute Ziffer der Stornirungen hinter jener des Vorjahres zurückblieb und sonach auch das percentuelle Verhältniß merklich sich verminderte.

Das Jahr 1888 hatte in der Capitalversicherung	2,812.811 fl.
und in der Rentenversicherung	30.444 „
Stornirungen gegen	2,878.745 „
und	32.273 „
im Jahre 1887.	

Was insbesondere das Storno der Capitalversicherungen auf den Todesfall (Tarif I) betrifft, so traten außer Kraft

durch Ableben	672.603 fl.
„ Ablauf der Versicherungsdauer	50.900 „
„ Rückkauf	450.014 „
„ Versäumniß der Prämienzahlung	1,145.700 „
zusammen .	2,319.217 fl.

oder 4.69% der im Jahre 1888 in Kraft gestandenen Versicherungen, gegen 5.1 % im Jahre 1886 und 5% im Jahre 1887.

Die in effectiver Valuta beim Vereine abgeschlossenen Versicherungen stellten sich Ende 1888 auf:

30 Verträge über 154.726	Mark Capital,
5 „ „ 1.037.20	„ Rente,
47 „ „ 148.500	Francs Capital und
1 Vertrag „ 108	„ Rente.

Ende 1888 standen 277 Rückversicherungen beim Beamten-Vereine
über 914.963 fl. Capital
und 5.763 „ Rente
in Kraft.

Hievon wurden 92.036 fl. Capital an den unseren geehrten Lesern bereits bekannten Theilungsverein abgegeben.

Zur Bestreitung der Verwaltungskosten des Vereines wurden im Jahre 1888 von der Versicherungsabtheilung verwendet brutto 321.508 fl. 88 fr., wovon

a) an Abschlußprovision	55.144 fl. 74 fr.
b) an Incassoprovision	64.131 „ 63 „
c) an Arzthonorar	14.569 „ 60 „

zusammen . 133.845 fl. 97 fr.

verausgabt wurden.

Nach Abzug der Rückempfänge für Regie per . . . 47.329 „ 95 „
stellt sich ein Netto-Verwaltungsaufwand per . . . 274.178 fl. 93 fr.
das ist 15.57% der Prämieinnahme des Jahres
gegen 15.98% im Jahre 1887,

„ 16.72% „ „ 1886 und
„ 17.04% „ „ 1885

heraus.

Vergleicht man die Regiekosten eines früheren Jahres, z. B. wie im vorjährigen Berichte des Jahres 1872 mit jenen des Jahres 1888, so ist abermals eine Verminderung der Regiekostenpercente zu constatiren.

Es betragen nämlich:

- die Personalkosten, berechnet nach der Prämieinnahme, 9.46% im Jahre 1872 und nur 6.68% im Jahre 1888,
- die Personalkosten, berechnet nach der Gesamteinnahme, 8.35% im Jahre 1872 und nur 5.21% im Jahre 1888
- die gesamten Verwaltungskosten, einschließlich der Abschluß- und Incassoprovisionen, sowie der ärztlichen Honorare, berechnet nach der Gesamteinnahme, 19.51% im Jahre 1872 und nur 14.25% im Jahre 1888.

Die Prämieinnahme betrug im Jahre 1888 . 1,786.923 fl. 28 fr.
 Hieron wurden an die rückdeckenden Gesellschaften 26.139 „ 08 „
 abgegeben, so daß für Rechnung der eigenen Versicherungen
 des Vereines 1,760.784 fl. 20 fr.
 eingingen.

Im Jahre 1887 betrug die Einnahme 1,678.501 „ 45 „
 daher die Prämieinnahme eine Steigerung erfuhr von . . . 82.282 fl. 75 fr.

Das Incasso war im Jahre 1888 ebenso exact wie in den Vorjahren,
 da von dem vorangeführten Betrage der Prämieinnahme mit Ende 1888 von
 Seite der Organe nur 2.89% (gegen 3.09% 1887) unverrechnet waren.

Die Prämienreserve betrug mit Ende des Jahres
 1888 9,137.393 fl. — fr.
 wovon auf die rückversicherten Beträge eine Reserve von . . 140.219 „ — „
 entfällt, daher die Prämienreserve zu Lasten des Vereines
 sich mit 8,997.174 fl. — fr.
 bezieht.

Ende 1887 betrug die Reserve 8,209.265 „ 98 „
 daher eine Zunahme von 787.908 fl. 2 fr.
 zu constatiren ist.

Bei Besprechung der Prämienreserve erwähnen wir, daß im Königreiche
 Italien vom Jahre 1889 an in das Einkommen der Lebensversicherungsgesellschaften,
 welches zum Behufe der Bemessung der Einkommensteuer zu
 berechnen ist, die zur Bildung der Prämienreserve bestimmten Summen nicht ein-
 zubeziehen sind.

Der Durchschnitt der Anfangs- und Endreserve, die sogenannte mittlere
 Jahresreserve, (einschließlich des mittleren Jahresbetrages der Kriegsfallreserve)
 stellt sich auf den Betrag von 8,672.997 fl. 23 fr., und dieser ist, was den
 geehrten Lesern aus den bisherigen chronologischen Berichten schon bekannt ist,
 als derjenige anzusehen, welcher die in den Büchern des Vereines als Netto-
 Zinsenertragniß der Capitalanlagen der Lebensversicherungs-
 Abtheilung ausgewiesenen 440.718 fl. 8 fr. abgeworfen hat, was einer Ver-
 zinsung von 5.08% pro anno entspricht.

Der Gebahrungüberschuß der Lebensversicherungs-Abtheilung für
 das Jahr 1888 betrug 196.096 fl. 28 fr.
 bestehend aus:

- a) dem beim Verkaufe und bei der Einlösung von
 gezogenen Werthpapieren realisirten Kursgewinne
 von 19.621 fl. 58 fr.
- b) dem Mehrwerthe der mit Schluß
 des Jahres 1888 im Vereinsbesitze
 verbliebenen Werthpapiere von . . 71.706 „ 71 „
- c) dem Betriebsergebnisse der Lebens-
 versicherungs-Abtheilung von . . . 104.767 „ 99 „

Von dem Gebahrungsbüberschuße per	196.096 fl. 28 fr.
hat nun die Vereinsverwaltung dem Realitäten-Amortisationsfonde, um ein rascheres Anwachsen desselben zu bewirken, einen Betrag von	70.000 fl.
und der Reserve für Capitalanlagen, mit Rücksicht auf die bedeutende Zunahme der Capitalanlagen zur weiteren Erhöhung von 440.000 fl. auf 530.000 fl. einen Betrag von	90.000 „
zusammen	160.000 „ — „

zugewiesen, so daß dann noch 36.096 fl. 28 fr. verblieben, und erklärte sich mit diesem Vorgehen der Vereinsleitung die Generalversammlung durch Genehmigung der Rechnungsabschlüsse und Bilanz einverstanden. Die Ansammlung einer starken Super-Reserve — abgesehen von der jährlich nach versicherungstechnischen Principien zu dotirenden Prämienreserve — ist mit Rücksicht auf unvorhergesehene Fälle überhaupt und die Ereignisse der nächsten Zukunft insbesondere eine der ersten Pflichten, welche die Leitung einer Versicherungsabtheilung zu erfüllen hat, und wir sehen daher auch, daß alle rationell geleiteten Versicherungsanstalten von ihrem Reinertragnisse einen bedeutenden Theil solchen Reserven zuwenden. Das Vorgehen der Verwaltung des Beamten-Vereines kann daher bei dem Umstande, als der Betrag von 530.000 fl. gewiß nicht eine für sehr ungünstige Ereignisse ausreichende Reserve genannt werden kann, bei jedem objectiv Urtheilenden nur unbedingte Zustimmung finden.

Hinsichtlich der Anlage der Capitalien der Lebensversicherungs-Abtheilung constatirt die von der letzten Generalversammlung genehmigte Bilanz pro 1888, daß das Vermögen der vorerwähnten Abtheilung in folgenden Werthen seine Bedeckung fand, und zwar:

a) in Realitäten im Gesamtwerthe von	1,268.427 fl. 70 fr.
b) in Darlehen, und zwar:	
aa) an die Spar- und Vor-	
schußconsortien des Beam-	
ten-Vereines per	521.430 fl. 15 fr.
bb) auf eigene Polizzen per	1,123.711 „ 84 „
cc) zu Dienstescautionen per	388.334 „ 54 „
dd) auf Werthpapiere per	3.349 „ 02 „
ee) „ Hypotheken per	3,320.828 „ 87 „
	5,357.654 „ 42 „
c) in Effecten (und zwar wie bisher größtentheils in Prioritäten, Grundentlastungsobligationen, Pfandbriefen, Rente und Schuldverschreibungen der k. k. Staatsbahnen) zum Curzwerthe des 31. December 1888 sammt darauf hastenden Zinsen per	3,366.639 „ 09 „
welche Beträge zusammen	9,992.721 fl. 21 fr.
ergeben.	

Was speciell die Cautionsdarlehen betrifft, so wurden zu Dienstcautionen bis Ende 1888 aus den Geldern der Versicherungsabtheilung 1,122.333 fl. dargeliehen, darunter im Jahre 1888 allein 60.060 fl. Mit Ende des Berichtjahres haftete der Darlehensbetrag von 388.334 fl. 88 fr. aus. Die Zinseneinnahme betrug im abgelaufenen Jahre 25.211 fl. und der für eventuelle Verluste gebildete Gewährleistungsfond bezifferte sich Ende 1888 nach Abrechnung einer Schadendeckung per 53 fl. 30 fr. auf 35.598 fl. 34 fr.

Aus dem Titel der Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtungen wurden für im Jahre 1888 fällig gewordene Versicherungen vom Vereine, und zwar:

a) für Todfallscapitalien	651.039 fl. 52 fr.
b) „ Jahresrenten	23.996 „ 47 „
c) „ Aussteuercapitalien	194.992 „ — „
d) „ Erlebensfällen nach Tarif I. d (gemischte Versicherung)	16.500 „ — „
e) „ rückerstattete Prämien infolge Ablebens von auf Aussteuerbeträge versicherte Personen	11.715 „ 39 „

somit zusammen . 898.243 fl. 38 fr.

und seit dem Beginne der Vereinsthätigkeit 8,160.149 fl. ausbezahlt.

Für die Erfüllung der dem Vereine aus dem Betriebe des Lebensversicherungs-Geschäftes obliegenden Verpflichtungen haften außer den künftig eingehenden Prämien nebst Zinsen:

a) die rechnungsmäßige Prämienreserve per	8,997.174 fl.
b) „ specielle Kriegsversicherungs-Reserve per	73.929 „
c) „ außerordentliche Reserve im allgemeinen Fonds per . .	166.614 „
d) „ Reserve für Capitalanlagen, der Realitäten-Amor- tisationsfond und der Gewährleistungsfond für Cautionsdar- lehen per	687.748 „

welche Beträge zusammen 9,925.465 fl.
ergeben.

Das Sterblichkeitsverhältniß war, wie in den Vorjahren, auch im Jahre 1888 unter den Versicherten des Vereines ein sehr günstiges.

Es war nämlich nach der den Berechnungen zu Grunde liegenden Sterbenswahrscheinlichkeit bei den Versicherungen des Tarifes I zu erwarten die Auszahlung einer Summe von 818.664 fl. — fr.
wogegen thatsächlich infolge Ablebens
von 630 Personen mit 751 Policen
außer Kraft getreten sind Versiche-
rungen im Betrage per 672.603 fl. — fr.

Hievon sind abzurechnen:

a) für 9 Selbstmordsfälle mit 9 Policen innerhalb fünfjähriger Versicherungsdauer 18.500 fl., beziehungsweise nach Vergütung des Rückkaufswerthes 18.010 fl. 16 fr.
--

Fürtrag . . 18.010 fl. 16 fr. 672.603 fl. — fr. 818.664 fl. — fr.

Übertrag . .	18.010 fl. 16 fr.	672.603 fl. — fr.	818.664 fl. — fr.
b) für Reducirungen wegen unrichtiger Altersangabe bei 7 Versicherungen	553 „ 32 „		
c) für Rückempfänge von den rückbedeckenden Gesellschaften	3.000 „ — „		
zusammen	21.563 „ 48 „		
so daß an Todfallszahlungen zu leisten waren	651.039 fl. 52 fr.		

Speciell in Bezug auf die in Folge Selbstmordes verstorbenen Versicherten ist zu erwähnen, daß zu den bis Ende 1887 verstorbenen 341 Selbstmördern mit einem Versicherungsbetrage von 363.400 fl. (wovon 118.600 fl. mit einer Versicherungsdauer unter fünf Jahren) im Berichtjahre 22 Selbstmorde mit einer Versicherungsdauer von fünf Jahren und darüber und mit einem Versicherungsbetrage von 15.626 fl., dagegen 9 mit einer Versicherungsdauer unter fünf Jahren und mit einem Versicherungsbetrage von 18.500 fl. hinzukamen. Von dem versicherten Gesamtcapitale von 397.526 fl., welches auf die bis Ende 1888 gestorbenen, beim Vereine versicherten 372 Selbstmörder entfällt, traf den Verein statutenmäßig eine Zahlungspflicht bezüglich eines Betrages von 260.426 fl., während hinsichtlich des Restes der Rückkaufswerth vergütet wurde.

Am 1. März 1888 traten die von der 22. ordentlichen Generalversammlung beschlossenen, von der hohen Staatsverwaltung genehmigten Kriegsversicherungs-Bestimmungen in Kraft. Denjenigen Versicherten, deren Verträge bereits vor dem erwähnten Tage in Kraft getreten waren, ist vom Vereine das Recht eingeräumt worden, die Versicherungen für die Kriegsgefahr entweder nach dem neuen, vom Verwaltungsrathe festgesetzten Regulativ oder nach den früher in Geltung gestandenen statutarischen Bestimmungen (§. 73 der Vereinsstatuten) auszudehnen.

Vom 1. März bis Ende December 1888 sind 1464 Versicherungen auf die Kriegsgefahr ausgedehnt worden und es bestanden Ende 1888 folgende Kriegsversicherungen:

Nach den früheren Bestimmungen	1934 Verträge über 1,737.800 fl. Capital
und	24 „ „ 6.635 „ Rente.

Nach dem neuen Kriegsversicherungs-Regulativ	1453 „ „ 1,410.850 „ Capital
und	11 „ „ 2.185 „ Rente,
daher zusammen	3387 Verträge über 3,148.650 fl. Capital
und	35 „ „ 8.820 „ Rente.

Diese Ziffern constatiren, daß von den Bestimmungen des neuen Regulatives ziemlich lebhaft Gebrauch gemacht wird.

einerseits von der Gegenseite ausgeführt wurde, daß die technische Grundlage — soll wohl heißen, die Höhe der vorhandenen Reserven — der Bank die Mitübernahme des Kriegsriscos gestatte, und anderseits der nationale Gesichtspunkt kräftig betont wurde), überreichten sie gegen den Bankvorstand bezüglich der Aufnahme der unentgeltlichen Kriegsversicherung die Klage bei dem Landgerichte in Stettin. Wenngleich nun letzteres bei der Verhandlung am 11. December 1888 das Petitum aus formellen Gründen abwies, so erklärte es doch die Uebernahme des Kriegsriscos für eine unzulässige Aenderung der Statuten.

Auf dem Gebiete der Krankengeldversicherung ist zu constatiren, daß Ende 1888 in Kraft standen 197 Verträge über ein versichertes wöchentliches Krankengeld per 1316 fl. mit einer jährlichen Prämieeneinnahme von 2078 fl. 84 fr., daß im Jahre 1888 an Krankengeldern der Betrag von 1086 fl. 67 fr. ausbezahlt wurde und der Reservefond dieser Abtheilung 9056 fl. 99 fr. betrug.

In Bezug auf die Versicherung von Invaliditäts-Pensionen ist zu erwähnen, daß im Berichtjahre 22 neue Verträge abgeschlossen wurden, so daß mit Ende 1888 die Anzahl der Theilhaber 146 betrug. Von diesen stehen nunmehr vier im Genusse einer Pension von zusammen 1131 fl. 85 fr., während der von den übrigen 142 Personen erworbene Pensionsanspruch sich mit 18.956 fl. 23 fr. bezifferte. Die Reserve für den gesammten Pensionsanspruch von 20.088 fl. 8 fr. beträgt 49.412 fl.

Wir theilen nun unseren geehrten Lesern den Versicherungs-Gesammtstand des preußischen Beamten-Vereines Ende 1888 mit. Derselbe umfaßt:

Lebensversicherung	11.798	Polizzen über	46,560.300	Mark
Capitalversicherung	5.776	" "	12,865.460	"
Sterbecasse	3.807	" "	1,531.000	"

zusammen . 21.381 Polizzen über 60,956.760 Mark

Leibrenten 214 " " 81.520 Mark

und beglückwünschen wir den geehrten Bruderverein zu der hoch erfreulichen Steigerung seiner Versicherungen.

Bei diesem Anlasse können wir nicht umhin, der innigen Worte zu gedenken, welche das Organ des preußischen Beamten-Vereines, die „Monatschrift für deutsche Beamte“, in ihrem am 15. Juli 1888 erschienenen 7. Hefte auf jene Rundgebung der Theilnahme erwiderte, welche aus Anlaß des Todes Seiner Majestät des Kaiser Friedrich III. in unserem Organe, in der „Beamten-Zeitung“, an die Standegenossen im deutschen Reiche gerichtet waren. Die betreffende Erwiderung lautet im Auszuge:

„In dem tiefen Schmerze, mit welchem die schweren Heimfuchungen, die uns getroffen, unsere Herzen erfüllt haben, bildet das theilnahmevolle Verständniß, mit dem die Vorgänge der letzten Monate auch in den nicht zum deutschen Reiche gehörenden Ländern gewürdigt worden sind, einen tröstlichen und hoffnungsreichen Anknüpfungspunkt. Unsere Leser wissen, mit welcher besonderen Freude wir seit Jahren die hocherfreuliche Gesinnungsgemeinschaft begrüßt haben, welche namentlich auch den Oesterreichisch-ungarischen Beamten-Verein mit uns verbindet. Seinem Beispiel verdankt der preußische Beamten-Verein sein Entstehen. Aber weit über die unmittelbaren Ziele beider Vereine hinaus sind dieselben durch die gleichen Ideale, durch dieselbe Auffassung über die Bedeutung, das Wesen, die Ziele, die Ehre des Beamtenstandes verbunden und beide Vereine bedeuten im Bereiche ihrer Wirksamkeit einen nicht geringen

Fortschritt der Culturentwicklung. Es gereicht uns von diesem Gesichtspunkte aus zur besonderen Genugthuung, unseren Lesern die ungemein warmen, herzlichen und sympathischen Worte mitzutheilen, mit denen die „Beamten-Zeitung“ aus Anlaß des Heimganges unseres unvergeßlichen Kaisers Friedrich den Standesgenossen im deutschen Reiche ihre Theilnahme ausspricht.“

(Folgt nun der größte Theil der bezüglichen Theilnahme Kundgebung im Wortlaute mit dem im Schlußsatze ausgesprochenen Wunsche, daß es dem Nachfolger Kaiser Wilhelm II. gelingen möge, „die Werke des Friedens, welche Großvater und Vater gedacht und begonnen, jedoch nicht mehr vollbringen konnten, fortzuführen zu gedeihlicher Vollenendung!“)

„Wir unsererseits dürfen ja schon heute die Gewißheit aussprechen, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen wird. Das schönste Erbe, welches unser Kaiser Wilhelm mit auf den Thron gebracht hat, ist sein klar ausgeprägtes, ihn völlig durchdringendes hohenzollerisches Pflichtgefühl, und darin liegt ein Band vom höchsten sittlichen Werthe, welches unsern kaiserlichen Herrn mit dem Beamtenthum verbindet. Und je länger dieses Band durch Generationen hindurch den obersten Dienstherrn mit denen verknüpft, die in Ihm das leuchtende Vorbild für die pflichtmäßige, selbstverleugnende Hingabe an die Interessen des Vaterlandes erblicken, desto fester und unlösbarer das Treuverhältniß, in welchem jeder einzelne Beamte zu seinem Landesherrn steht, desto freudiger das dienstliche Wirken, desto glühender die begeisterte Liebe zu unserem Kaiser und König.“

„Dank aber, herzlich warmer Dank soll auch an dieser Stelle dem österreichisch-ungarischen Bruder-Vereine gesagt sein für die tröstlichen Worte eines Mitgefühls, welches unsere Berufsgenossen in Oesterreich-Ungarn eben so ehrt, wie es uns in unserer berechnigten, tiefen Trauer wohl gethan hat. Wir leben in schwerer Zeit, und was die Zukunft uns bringen wird, wer kann es ergründen? Daß aber das Beamtenthum in den beiden großen, miteinander verbündeten Reichen dergestalt durch große, tiefe, lebendige Ueberzeugungen verbunden ist, wie es sich hier gezeigt hat, das ist ein schönes, hoffnungsreiches Zeichen der Gegenwart. Das gemeinsame Streben des Beamtenthums hüben wie drüben nach groß sittlichen Zielen, es kann dort, wie hier nur zum Heile des Vaterlandes dienen. Und der Ausdruck dieser gemeinsamen Gesinnungen, das Bewußtsein, auf gleichartigen Wegen dieselben hohen Ziele zu verfolgen, wird uns allen zur Stärkung und zum Ansporn reichen. Dem österreichisch-ungarischen Beamten-Vereine soll die nun ausgesprochene warme Theilnahme in guten und in schweren Tagen unvergessen bleiben.“

Diese schönen, herzlichen Worte ehren Jene, die sie schrieben, so wie unsern Verein, dem sie gelten. Und diese Worte finden um so mehr einen lauten Widerhall in unseren Herzen, als die Stelle von dem den kaiserlichen Herrn durchdringenden Pflichtgefühl, von dem leuchtenden Vorbilde, von dem Treuverhältniß und der Liebe des einzelnen Beamten zu dem Kaiser — mit gleicher lapidarer Wahrheit auch in Bezug auf unsern allverehrten Herrscher und die Beamten Oesterreich-Ungarns so und nicht anders geschrieben werden könnte!

Das bei dem k. k. Ministerium des Innern bestehende versicherungstechnische Bureau wurde mit Rücksicht auf seine vermehrten Agenden durch die staatliche Arbeiter-Kranken- und Unfallversicherung, und im Hinblick auf die daraus entspringende Nothwendigkeit der Heranbildung eines sachmännlich geschulten Beamtenpersonales als ein selbstständiges Departement im Ministerium des Innern mit der entsprechenden Organisation eingerichtet und ihm zur Verathung bezüglicher Angelegenheiten ein Beirath beigegeben, dessen Mitglieder theils aus der Mitte der Versicherungsanstalten, theils aus geeigneten Persönlichkeiten der Industrie- und der Handelskreise gewählt wurden. Da beim Zustande-kommen der für die vorerwähnten Arbeiterversicherungen nothwendigen Gesetze die Verdienste des bisherigen Leiters des versicherungstechnischen Bureau ganz besondere waren, so wurde (wie bereits an anderer Stelle erwähnt ist) der Herr Regierungsrath Julius Raan, der bekanntermaßen auch der mathematische Consulent des Beamten-Vereines ist, zum k. k. Ministerialrathe ernannt. Von

ihm ist im abgelaufenen Jahre auch ein im Auftrage des k. k. Aderbauministeriums verfaßtes Werkchen unter dem Titel „Anleitung zur Berechnung der einmaligen und terminlichen Prämien für die Versicherung von Leibrenten, Activitäts-, Invaliditäts- und Witwenrenten, so wie zur Berechnung der bezüglichen Prämienreserven zum Zwecke der Bilanzberechnung der Bruderladen“ erschienen, welche Schrift gewiß, wie die „Beamten-Zeitung“ mit vollem Rechte bemerkt, in den betheiligten Fachkreisen die größte Beachtung und Verbreitung finden wird.

Auch der Chefarzt des Beamten-Vereines, Herr Dr. Eduard Buchheim, hat ein neues Buch unter dem Titel „Ärztliche Versicherungs-Diagnostik“ herausgegeben, welchem nach der Vorrede des Verfassers insbesondere der Gedanke zu Grunde liegt, daß damit vielleicht dazu beigetragen werden könnte, „den Kreis der Versicherten zu erweitern und einem nicht unerheblichen Bruchtheile der Bevölkerung, der durch das Festhalten mancher Versicherungsleiter und Versicherungsärzte an veralteten Anschauungen von der Versicherung abgedrängt wird, die Pforten der Versicherungsanstalten zu eröffnen.“

Dieses Werk wurde nicht nur von Fachorganen der in- und ausländischen Presse, sondern auch in den Tagesblättern in einer für den Verfasser sehr günstigen Weise beurtheilt.

Endlich können wir den Festvortrag nicht unerwähnt lassen, welchen das Mitglied unseres Verwaltungsrathes, der k. k. Ministerialrath und Central-Gewerbeinspector Herr Dr. Franz Wigerka, am 3. December 1888 zur Feier des Kaiser-Jubiläums im Wiener kaufmännischen Vereine unter großem Beifalle hielt. Dieser sehr interessante und lehrreiche Vortrag enthielt eine Skizze der Entwicklung der Industrie und des Verkehrs in Oesterreich während der 40jährigen Regierung des Kaisers und gelangte der Redner auch zur Besprechung des Versicherungswesens, von welchem er in großen Zügen ein Bild entrollte und darstellte, wie bedeutend sich das Versicherungswesen innerhalb der erwähnten vier Decennien in unserer Monarchie entwickelte und insbesondere betonte, daß das Princip der Versicherung, das ist die Tragung eines die Kraft des Einzelnen überragenden materiellen Schadens durch Viele, die sich in gleicher Gefahr befinden, berufen erscheint, noch andere große, dem socialen Frieden heilsame Probleme der Lösung näher zu bringen.

Die Zahl jener Gesellschaften (Transportunternehmungen) und Vereine, mit welchen der Beamten-Verein rüchichtlich der Lebens- und Pensionsversicherung ihrer Bediensteten, beziehungsweise Mitglieder im Vertragsverhältnisse steht, hat sich im Jahre 1888 um 4 vermehrt und beträgt jetzt 28, welche wir im Nachstehenden verzeichnen:

1. K. k. priv. Nordwestbahn,
2. K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft,
3. K. k. priv. Lemberg-Czernowiz-Jassy-Eisenbahn,
4. Spar- und Vorschußverein der Nordbahnbediensteten,
5. Spar- und Vorschußverein der Südbahnbediensteten,
6. Unterstützungsverein der priv. österr.-ungar. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft,
7. Spar- und Vorschußconsortium der priv. österr.-ungar. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft,

8. Niederösterreichischer Landeslehrer-Verein in Wien,
9. Deutscher Schulverein in Wien,
10. Lehrerverein „Die Volksschule“ in Wien,
11. Deutscher Landeslehrer-Verein in Böhmen,
12. Mährischer Lehrerbund in Brünn,
13. Oesterreichisch-schlesischer Landeslehrer-Verein in Troppau,
14. Verein der Lehrer und Lehrerinnen in der Bukowina,
15. Oberösterreichischer Landeslehrer-Verein in Linz,
16. Salzburger Landeslehrer-Verein in Salzburg,
17. Steiermärkischer Lehrerbund in Graz,
18. Landes-Lehrerverein in Kärnten,
19. Bürgerliche Brauerei in Pilsen,
20. Erster kroatischer Beamten-Verein in Agram,
21. Beamten-Spar- und Vorschußverein in Lemberg,
22. Donauregulirungs-Commission in Wien,
23. Erster Wiener Consumverein,
24. Lehrer-Spar- und Vorschußverein „Fortschritt“ in St. Pölten,
25. Deutsch-pädagogischer Verein in Troppau,
26. Oesterreichischer Eisenbahnbeamten-Verein,
27. Lebensmittel-Magazin der k. k. österr. Staatsbahnen in Wien,
28. Steiermärkische Selbsthilfe-Genossenschaft in Graz.

Wir schließen den geschäftlichen Bericht über die Lebensversicherungs-Abtheilung des Beamten-Vereines pro 1888 mit dem Ausdruck der zuversichtlichen Erwartung, daß die werthen Leser des Jahrbuches der rastlosen Thätigkeit der Vereinsverwaltung auf dem Gebiete der Versicherung und den erzielten Erfolgen ihre Anerkennung nicht verjagen werden.

III. Spar- und Vorschußconsortien.

Der Verwaltungsbericht der Centralleitung constatirt vor Allem, daß die Verhältnisse und geschäftlichen Ergebnisse der Consortien im abgelaufenen Jahre nicht wesentlich verschieden waren von jenen des Vorjahres.

Es erhöhten sich im Jahre 1888:

- | | | | |
|--|---------------|-----|---------------|
| 1. die Antheilseinlagen von . . . | 7,028.218 fl. | auf | 7,475.868 fl. |
| 2. die auszahenden Vorschüsse von | 9,091.142 „ | „ | 9,487.950 „ |
| 3. die nicht haftungspflichtigen
Spareinlagen von | 875.322 „ | „ | 1,039.737 „ |
| 4. die Reservefonde von | 399.105 „ | „ | 438.421 „ |

Dagegen verringerten sich:

- | | | | |
|--|-------------|---|-------------|
| 1. die Gesamtzahl der Consorten von | 30.430 „ | „ | 30.359 „ |
| 2. die neu ertheilten Vorschüsse von | 4,955.344 „ | „ | 4,523.344 „ |
| 3. die Summe der aufgenommenen
Darlehen von | 778.045 „ | „ | 648.641 „ |

In Bezug auf die Mitglieder- (Theilhaber- oder Consorten-) Zahl entfällt durchschnittlich auf ein Mitglied:

a)	von den Antheilseinlagen ein Betrag von	246 fl. 24 fr.
b)	" " Passivcapitalien " " "	55 " 61 "
c)	" " Vorschüssen " " "	312 " 52 "
d)	" " Reservefonds " " "	14 " 44 "
e)	" dem Reinertragnisse " " "	17 " 71 "
f)	" den Vorschußabschreibungen ein Betrag von . . .	— " 91 "

(während letzterer Betrag 6 fr. im Jahre 1887 und 5 fr. im Jahre 1886 betrug).

Vorstehende Ziffern weisen in den Posten a bis e einen Fortschritt gegen das Jahr 1887 aus.

In Bezug auf den Zinsfuß für gewährte Vorschüsse entnehmen wir den Berichten der einzelnen Consortien, daß an Zinsen für ertheilte Vorschüsse bezahlt wurden:

Im Jahre 1885:		Im Jahre 1887:	
bei 17 Consortien	6 %	bei 20 Consortien	6 %
" 4 "	6 1/2 %	" 5 "	6 1/2 %
" 3 "	7 1/2 %	" 25 "	7 %
" 31 "	8 %	" 3 "	7 1/2 %
" 1 Consortium	8 1/2 %	" 29 "	8 %
" 7 Consortien	9 %	" 1 Consortium	8 1/2 %
" 6 "	10 %	" 7 Consortien	9 %
" 2 "	12 %	" 4 "	10 %
		" 1 Consortium	12 %

Im Jahre 1886:		Im Jahre 1888.	
bei 18 Consortien	6 %	bei 1 Consortium	5 %
" 6 "	6 1/2 %	" 21 Consortien	6 %
" 22 "	7 %	" 5 "	6 1/2 %
" 3 "	7 1/2 %	" 26 "	7 %
" 29 "	8 %	" 2 "	7 1/2 %
" 1 Consortium	8 1/2 %	" 23 "	8 %
" 9 Consortien	9 %	" 1 Consortium	8 1/2 %
" 6 "	10 %	" 6 Consortien	9 %
" 1 Consortium	12 %	" 3 "	10 %
		" 1 Consortium	12 %

Diese Ziffern constatiren wieder bei einigen Consortien eine Reduction des Zinsfußes, es darf hiebei nicht vergessen werden, daß vor 10 Jahren noch bei 21 Consortien 10% und bei 20 Consortien 12% an Zinsen bezahlt wurden.

Wir theilten im letzten Berichte mit, daß von Seite des Verwaltungsrathes im November 1887 aus seiner Mitte ein aus den Herren Carl Bringmann, Dr. Ritter von Haslmayer, Hofrath Zeitleh, Regierungsrath Margl und Dr. Pohl bestehendes Specialcomité mit dem Studium der Zinsfußfrage betraut wurde.

„Über neben den Beamten und Beamtenfamilien, welche — ob aus Gründen der Unwirthschaftlichkeit oder aber in Folge von Unglücksfällen, mag bei Seite gelassen werden — auf die Contrahirung von Schulden bei Vereinsconsortien angewiesen sind, gibt es — ebenfalls kraft der in unseren Rechenschaftsberichten gelieferten Beweise — als Rehrseite des von feindseligen Augen stets allein betrachteten oder zur Anschauung gebrachten Uebersbildes auch eine große Anzahl von Beamten und Beamtenfamilien, die sich in wirthschaftlich geordneten Verhältnissen befinden und Ersparnisse ansammeln, welche, wenn auch noch so bescheiden im Einzelnen, doch geradezu imposant sind in ihrer in unserem Vereine zur Erscheinung gelangenden Gesamtheit. Dies ergibt sich unwiderlegbar nach zwei Seiten hin aus der geschäftlichen Wirksamkeit des Beamten-Vereines und seiner Consortien selbst.

Die Sparthätigkeit des Beamtenstandes kommt in zwei großen Ziffern unseres Rechenschaftsberichtes zum überraschenden Ausdruck: einerseits in der Summe der bei unserem Vereine in Kraft stehenden Versicherungen von fl. 54,900.000 auf Capitalien und von fl. 314.000 auf Renten, für welche mit dem 31. December 1888 die Prämienreserve mit fl. 8,997,000 mathematisch festgestellt worden ist, und anderseits in der Summe der bei den Consortien am 31. December 1888 eingelegten hastenden Antheileinlagen per fl. 7,475.868.

Beide letztere Beträge zusammen geben eine Gesamtsumme von fl. 16,472.868, welche seit dem vierundzwanzigjährigen Bestehen des Beamten-Vereines unter dessen wirthschaftlicher Intervention erspart worden sind. Alle Anzeichen sprechen übrigens dafür, daß diese Beweise der Wirthschaftlichkeit in Beamtenkreisen auch fernerhin anhalten werden.“

Besonders bemerkenswerth erscheint uns aber folgende Stelle:

„Daß die Prämien für Policen, welche zur Deckung von Vorschüssen hinterlegt werden, mit dem Vorschußzinsfuße nichts zu thun haben, und zu demselben niemals hinzugeschlagen werden dürfen, ist für Jeden, der überhaupt sehen will, von selbst einleuchtend. Das Darlehensgeschäft und das Lebensversicherungsgeschäft sind zwei ganz getrennt aufzufassende Geschäfte und stehen in demselben Verhältnisse zu einander, wie das Hypothekendarlehen zur Feuerversicherung. Ein guter Wirth wird sein Haus selbst dann versichert halten, wenn es schuldenfrei ist und ihn kein Gläubiger zur Versicherung zwingt; nur der schlechte Hausvater, der schlechte Wirth, der Mann, der keine Sorge um die Zukunft hat, unterläßt die Versicherung. Wenn einstens genügende wirthschaftliche Einsicht in alle Kreise gedrungen sein wird, so wird es als ebenso selbstverständlich angesehen werden, daß jeder Mensch sein Leben versichert haben müsse, gerade wie jeder Realitätenbesitzer seinen Realbesitz. Dann aber wird der Vorschußwerber — und das geschieht ja vielfach auch heute schon — seine Lebensversicherungspolizze einfach aus dem Schranke nehmen, dem Gläubiger in Verwahrung geben, die Prämien weiter bezahlen und es wird ihm dabei gewiß nicht in den Sinn kommen, die Prämien zu den Vorschußzinsen hinzuzuschlagen, indem er sich vielmehr ununterbrochen dessen bewußt sein wird, daß die Aufrechterhaltung seiner Lebensversicherung einen Zweck verfolgt, der weit höher steht, als der nur nebenhergehende der Vorschußdeckung. Wer anders rechnen wollte, beweist damit, daß er ein sehr geringes Verständniß für Fragen der Volks- und Privatwirthschaft besitzt. Wir wünschen, daß das hier Gesagte nicht bloß von den Vorschußschuldnern, sondern auch von der Kritik erwogen und gewürdigt werden möchte.“

Hiezu erwähnen wir in Bezug auf den Verein selbst, daß letzterer statutengemäß keinen Vorschuß gewähren kann, daß er aber auch gar nicht in der Lage ist, hinsichtlich des Zinsfußes für Vorschüsse auf die als autonome Genossenschaften ihre Angelegenheiten selbstständig verwaltenden Consortien einen maßgebenden Einfluß üben zu können. Wer also in Bezug auf den Vorschußzinsfuß den Verein selbst angreift, bekundet einfach eine totale Unkenntniß der diesfälligen Verhältnisse.

Wir richten an unsere geehrten Leser die innige Bitte, gütigst sich stets die wahren maßgebenden Verhältnisse, wie wir sie in den chronologischen Berichten darstellten, vor Augen zu halten und unberechtigten Beschuldigungen wider die Consortien und den Verein mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten.

Der Rechenschaftsbericht des Verwaltungsberichtes widmet ferner einem anderen, auf das Vorschußwesen Bezug habenden wunden Punkte seine Aufmerksamkeit und bemerkt hierüber Folgendes:

„Wiederholte, von der Centralleitung des Vereines erteilte, auch in der „Beamten-Zeitung“ veröffentlichte Warnungen, sich bei Bewerbung um einen Vorschuß von einem Consortium keines Agenten oder Vermittlers zu bedienen, fanden nicht immer Beachtung. Im wohlgemeinten Interesse der Vorschuße benöthigenden Standesgenossen heben wir hiemit erneuert hervor, daß unsere Spar- und Vorschußconsortien die Vermittlung von Vorschußen durch Agenten oder andere Personen, welche es erfahrungsgemäß nur auf die Ausbeutung von in Noth befindlichen Beamten und deren Witwen und Waisen zc. absehen, principiell ablehnen; wo aber die Vermittler den Consortialleitungen gegenüber sich im Dunkeln zu halten wissen, werden die Vorschuße in dem guten Glauben gewährt, daß dieselben den betreffenden Mitgliedern ungeschmälert zufließen. Nicht mit Wissen, sondern gegen den Willen der Consortialvorstände erleiden dann solche Mitglieder erheblichen Schaden. Denn ohne in der Regel irgend etwas Anderes als die Nennung eines Consortiums und die Angabe seiner Adresse geleistet zu haben, lassen sich solche unberufene Vermittler für ihr wenig verdienstliches Wirken ein unverhältnißmäßig hohes Honorar geben, und das so geprellte Opfer sieht erst zu spät ein, daß es einfacher, jedenfalls aber viel weniger kostspielig gewesen wäre, wenn es sich direct an eines oder das andere Consortium gewendet hätte, deren Adressen ja bei der Centralleitung des Beamten-Vereines leicht erfragt werden können.

Solche leider wiederholt vorgekommene Fälle von gewissenloser Ausbeutung armer Collegen veranlaßten die Spar- und Vorschußconsortien, Vermittler unbedingt zurückzuweisen, und wir halten uns daher für verpflichtet, hiemit nachdrücklich vor solchen Agenten und Vermittlern zu warnen, mit dem gleichzeitigen Rathe, es mögen sich all Diejenigen, welche einen Vorschuß benöthigen, persönlich oder schriftlich, aber direct an ein Consortium wenden, eventuell im Centrale des Beamten-Vereines um die Adresse eines solchen nachfragen.“

Was die von der Centralleitung an die Consortien erteilten Darlehen aus den Geldern der Lebensversicherungsabtheilung betrifft, so ist hierüber Folgendes mitzutheilen.

Am 1. Jänner 1888 betrug der Darlehensstand	656.937 fl. 13 fr.
Im Jahre 1888 wurden Darlehen per	610.636 „ 33 „
erteilt, was die Summe von	1,267.573 fl. 46 fr.
ergibt.	
Im Jahre 1888 wurden	746.143 fl. 31 fr.
rückbezahlt, so daß sich am 31. December 1888 ein Dar-	
lehensstand per	521.430 fl. 15 fr.
herausstellt.	

Seit dem Bestande des Vereines, beziehungsweise der Consortien, wurden an letztere von der Lebensversicherungsabtheilung Darlehen im Gesamtbetrage von 5,638.013 fl. 27 fr. erteilt.

Gekündigte Antheilseinlagen wurden im Jahre 1888 in 42 Fällen mit 12.292 fl. 63 fr., im Ganzen seit dem Jahre 1876 in 645 Fällen mit 115.100 fl. 37 fr. belehnt.

Der Consortial-Delegirtenauschuß hielt im Jahre 1888 nur eine Sitzung, und zwar am 7. April und beschäftigte sich, wie in den Vorjahren, hauptsächlich mit den Vorlagen an den Consortialtag.

Am 11. Mai 1888 fand der sechzehnte Consortialtag unter Vorsitz des Herrn Ministerialrathes Dr. Franz Wigerka statt.

Von 19 Consortien (worunter 9 auswärtige) waren 29 Delegirte erschienen und wurden folgende Angelegenheiten verhandelt und folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Vorlage des Entwurfes der dritten Auflage des Handbuchs für Consortien. Abänderung des Musterstatutes und des Verbandstatutes (Referent Herr Dr. Kolbe).

Ueber Antrag des Herrn Baron von Salmen wurde beschlossen, daß Mittheilungen über etwaige Abänderungen dem Directions-Comité bis 15. Juni 1888 zugesendet werden können, wonach die Fertigstellung des Elaborates veranlaßt werden wird.

2. Musterfragebogen für Vorchußwerber bei den Consortien (Referent Herr Professor Richter in Vertretung des Herrn von Rueber).

Der vorgelegte Fragebogen wird nach dem Antrage des Referenten mit den vom Directions-Comité vorgenommenen geringen Aenderungen und unter Berücksichtigung eines vom Herrn von Kanovics (Präsident des Pester Consortiums) gemachten Vorschlages en bloc angenommen.

3. Die Frage des Vorchußzinsfußes bei den Consortien in Verbindung mit der eventuellen Herabsetzung des zweipercntigen Beitrages der Consortien zum allgemeinen Fond (Referent Herr Carl Bringmann).

Zu dem ersten Punkte sprach nach dem vom Referenten vertretenen Antrage des Delegirtenausschusses der Consortialtag seine Ueberzeugung aus, daß die Consortialvorstände (Directionen) diesem Gegenstande fortwährend ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden.

Der zum zweiten Punkte vom Referenten vertretene Antrag des Delegirtenausschusses, dem Verwaltungsrathe die Herabsetzung des zweipercntigen Beitrages zum allgemeinen Fonde aus dem Reingewinne der Consortien auf einen einpercntigen Beitrag zu empfehlen, wurde abgelehnt.

4. Behandlung der Bürgen für einen Vorchuß (Referent Herr Dr. Kolbe).

Ueber Antrag des Referenten wurden folgende Beschlüsse gefaßt:

- I. Die Schuldcheine über verbürgte Vorchüsse sollen die Hauptschuldner als solche und die Bürgen und Zahler bezeichnen und sind in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern nach Scala II doppelt zu stempeln, ohne Unterschied, ob in der Urkunde nur eine oder mehrere Personen als Bürgen und Zahler erscheinen.
- II. Während der Abwicklung eines verbürgten Vorchusses ist auf eine pünktliche Einhaltung der Raten von Seite des Hauptschuldners sorgfältig zu achten; Zufristungen sind auf sein, von dem Bürgen nicht unterstütztes Ansuchen nicht zu gewähren; von eintretendem Saumjal ist der Bürge mindestens sogleich zu verständigen, aber es ist auch ohne seine Zustimmung keine Nachsicht zu üben.

III. Wenn für einen verbürgten Vorschuß von dem Hauptschuldner auch ein Pfand (insbesondere eine Lebensversicherungs-Polizze) gegeben ist, so darf dasselbe ohne Zustimmung des Bürgen nur in dem Maße, als die Vorschußschuld von dem Hauptschuldner getilgt wurde, an diesen erfolgt, insbesondere darf die Polizze ohne vorläufige Aufforderung des Bürgen zur eventuellen Aufrechterhaltung derselben nicht aufgelassen werden.

IV. Auch bei pünktlicher Abwicklung des Vorschusses durch den Hauptschuldner ist der Bürge in Betreff seines Lebens und Aufenthaltes in genauer Evidenz zu halten und soll im Falle des Ablebens des Bürgen die Vorschußforderung, ohne Unterschied, ob sie fällig sei oder nicht, wider den Nachlaß zur Anmeldung bei der Abhandlungsbehörde gebracht werden.

5. Ueber die Nothwendigkeit ständiger Superrevisionen bei den Spar- und Vorschußconsortien (Referent Herr Ferdinand Edler von Rueber).

Der Referent stellte nach einem längeren, die Frage sehr eingehend behandelnden Referate den principiellen Antrag:

- a) Der Consortialtag spricht sich dahin aus, daß die Nothwendigkeit ständiger Revisionen bei den Vereinsconsortien vorhanden ist;
- b) es sei diese Revision im Namen des Consortialverbandes durchzuführen, und — die Annahme der beiden Punkte vorausgesetzt —
- c) es sei dem nächsten Consortialtage ein Entwurf der diesbezüglichen Durchführungsbestimmungen vorzulegen.

Es wurde jedoch der Antrag des Herrn von Kanovics, daß, nachdem in dem gegenwärtig in Kraft bestehenden Consortialverband-Statute die Ingerenz des Verwaltungsrathes hinreichend gewahrt ist, der Consortialtag den Uebergang zur Tagesordnung über den Antrag des Referenten beschließen wolle, per majora (mit neun Stimmen gegen fünf) angenommen.

Wir haben schon im letzten Berichte pro 1887 bemerkt, daß wir uns eine eingehende Besprechung der Revisionsfrage für das nächste Jahr vorbehalten und erlauben uns nun in dieser Beziehung Folgendes zu bemerken:

Die Genossenschaften sind Institute, welche nach dem Gesetze von einer staatlichen oder sonstigen behördlichen Beaufsichtigung frei sind. Allerdings schützt selbst (wie die „Beamten-Zeitung“ in ihrem der vorliegenden Frage gewidmeten Artikel in Nr. 42 ex 1887 mit Recht bemerkt) die staatliche oder Gemeinde-Beaufsichtigung nicht vor Uebelständen. Thatfachen bei Actieninstituten, bei welchen solche Uebelstände sich oft in haarsträubender Weise bloßgelegt haben, bezeugen dies zur Genüge, und es darf Niemanden Wunder nehmen, wenn ähnliche Uebelstände zuweilen auch bei Anstalten vorkommen die — wie eben die Genossenschaften — vollständig autonom gebaren. Die Hand des Menschen darf nicht ungesehen über die Interessen Anderer walten, besonders dann nicht, wenn es sich um die Verwaltung anvertrauter Gelder handelt.

Eine Controle dieser Verwaltung ist daher ein kategorischer Imperativ, wurde auch stets als solcher erkannt. Diese Controle soll nun nach der Ansicht

eines Theiles der Gegner der beantragten Super-Revisionen darin liegen, daß bei jeder Genossenschaft ein Aufsichtsrath vorhanden sei. Allein der Referent Herr von Rueber erwiderte hierauf, daß alle Genossenschaften, deren Verhältnisse im Laufe der letzten Jahre nothleidend geworden sind, auch einen Aufsichtsrath hatten, daß daher der Bestand des letzteren allein keine Gewähr und kein Schutz gegen diese Gefahr ist. Wir könnten aus eigener Erfahrung unseren geehrten Lesern mit Fällen dienen, welche zeigen, daß auch Aufsichtsräthe ihre Pflicht vergaßen und den Zusammenbruch des Unternehmens mit verschuldeten. Wer prüft also die Gestion des Aufsichtsrathes, wer überzeugt die vertrauensvollen Genossenschafter davon, daß auch der Aufsichtsrath seine Pflicht erfüllt?

Einem anderen Theile der Revisionsgegner ist die Autonomie der Genossenschaften das Schild, mit welchem sie die Opposition gegen eine Super-Revision decken. Stichhältig ist aber auch dieses Motiv nicht. In England, dem Lande der größten politischen und persönlichen Freiheit, in welchem auch die Genossenschaften vollkommen autonom sind, besteht schon seit 23 Jahren für jede registrierte Genossenschaft die Verpflichtung, sich einmal im Jahre der Revision zu unterziehen, und zwar, wenn nicht Näheres bestimmt ist, durch den vom Gesetze bestellten öffentlichen Revisor. Von einer Klage über Verletzung der Autonomie hat aber in England kein Mensch je etwas gehört.

Der in Eisenach im August 1878 abgehaltene 19. allgemeine Vereinstag der deutschen Genossenschaften empfahl dringend den Directoren der genossenschaftlichen Unterverbände, Sachverständige, im kaufmännischen Rechnungswesen erfahrene und mit der genossenschaftlichen Organisation vertraute Männer zum Behufe von Geschäftsrevisionen und Inventuren auf Anruf der einbezirkten Vereine unter vorheriger Vereinbarung über die zu gewährenden Honorarsätze bereit zu halten und die Vornahme solcher Revisionen im Allgemeinen zu befördern.

Und auf dem 28. allgemeinen Vereinstag der deutschen Genossenschaften zu Plauen im Jahre 1887 wurde berichtet, daß seit dem Jahre 1879 in 33 Unterverbänden von 886 Genossenschaften, welche diesen Unterverbänden angehörten, 712 Genossenschaften revidirt wurden, darunter eine große Anzahl bereits zwei- und dreimal und noch öfter.

Es wurde dort ausdrücklich betont, daß der Revisor in der Regel nicht eine calculatorische Prüfung der einzelnen Geschäfte vorzunehmen, sondern ganz besonders sein Augenmerk darauf zu richten habe, ob die Bestimmungen des Gesetzes überall beobachtet sind, ob die Geschäftsführung den Vorschriften des Gesellschaftsvertrages (der Statuten) entspricht und ob die Beschlüsse der Vereinstage und der Verbandstage die erforderliche Beachtung gefunden haben.

Der Entwurf des neuen deutschen Genossenschaftsgesetzes macht bei jeder Genossenschaft die Prüfung der Geschäftsführung durch einen Revisor in jedem zweiten Jahre zur Pflicht.

Fragt man nun, wie es in unserer Monarchie mit dieser Frage steht, so wurde im Jahre 1882 am Unterverbandstage der Vorschußvereine von Wien und den Vororten der Unterverbands-Director mit der Abfassung einer bezüglichen Instruction und Berichterstattung an den nächsten Unterverbandstag beauftragt. Und der im Jahre 1884 in Eger abgehaltene Vereinstag empfiehlt den Genossenschaften ähnlich wie der Eisenacher Vereinstag, als im genossen-

schaftlichen Interesse dringend gelegen, in regelmäßig wiederkehrenden Perioden durch außerhalb der Genossenschaft stehende Sachverständige, welche im Rechnungswesen erfahren und mit dem Genossenschaftswesen vertraut sein müssen, eine Revision ihrer Geschäftsgebarung vornehmen zu lassen. Erst im Jahre 1887 traten in Oesterreich zwei Revisionsverbände in Wirksamkeit, und zwar jener des Unterverbandes der niederösterreichischen Consumvereine und des Unterverbandes der Vorshußvereine von Wien und Umgebung.

Aus der vorstehenden historischen Darstellung ergibt sich, wie der Referent Herr von Hueber logisch betonte, die Ersprießlichkeit, ja die Nothwendigkeit solcher Revisionen von selbst.

Wie verhalten sich nun der Revisionsfrage gegenüber die Spar- und Vorshuß-Consortien des Beamten-Vereines?

Statutarisch ist eine Super-Revision nicht festgesetzt. Die Centralleitung ließ aber bisher theils über Ansuchen von Consortialleitungen, theils aus eigener Initiative die Gebarung von einzelnen Consortien durch einen oder mehrere Delegirte untersuchen, denn es ist klar, daß es dem Verwaltungsrathe, welcher der Vertreter des Vereines nach außen ist, welcher die Gesamtheit des Vereines und damit auch die Gesamtheit der Consortien repräsentirt, die Gebarung eines Consortiums, welches den Ehrennamen des Vereines in seiner Firma trägt, nicht gleichgiltig sein kann und um so weniger dann, wenn einem Consortium Gelder von der Lebensversicherungs-Abtheilung dargeliehen wurden. Die von der Centralleitung bei einzelnen Consortien vorgenommenen Revisionen hatten auch größtentheils den günstigsten Erfolg, denn es wurden nicht nur Verbesserungen angeregt, sondern in vielen Fällen auch Uebelstände entdeckt und deren Correctur — wo es noch möglich war — veranlaßt. Die Registratur des Vereines kann auch mit sehr vielen Dankschreiben von Seite der revidirten Consortien dienen.

Der Consortial-Delegirtenauschuß, in welchem die Consortialfragen, so zu sagen, akademisch behandelt werden, verschloß sich auch der Einsicht über den Nutzen und die Nothwendigkeit solcher Revisionen nicht und faßte in dieser Beziehung im Jahre 1883 aus eigener Initiative folgenden Beschluß:

„In Fällen, wo die Centralleitung es für nöthig erachtet, oder wo ein Consortium darum ansucht, mögen auch in der Folge Revisionen durch ein Organ der Centralleitung, eventuell über speciellen Wunsch des Consortiums, wenn thunlich zugleich unter Intervention eines Mitgliedes des Verwaltungsrathes vorgenommen werden.“

Und am 25. März 1888 erklärte der Delegirtenauschuß:

„Die Superrevisionen als solche sind zu empfehlen; die Grundsätze, nach denen dieselben eingerichtet und durchgeführt werden sollen, sollen zwischen dem Consortialtage und dem Verwaltungsrathe vereinbart werden, wobei aber darauf abgezielt wird, daß sohin die Bornahme der Revisionen in Gemäßheit der festzustellenden Grundsätze dem Verwaltungsrathe überlassen wird.“

Es ist daher sehr zu bedauern, daß der Consortialtag des Jahres 1888 entgegen den vorangeführten Voten seines Delegirtenauschusses den Übergang zur Tagesordnung beschloß.

die Incorrectheit nicht lange unentdeckt bleiben, und der eine so wie der andere Erfolg kann nur weiteren Segen bringen.

Es ist uns gar nicht darum zu thun, für die Revision durch ein Organ der Centralleitung mit Leidenschaft zu plaidiren, wenn wir auch ehrlich bekennen müssen, daß uns die Centralleitung mit Rücksicht auf die durch 24 Jahre gewonnene reiche Erfahrung auf dem Gebiete des Consortialwesens das zur Vornahme von Revisionen am meisten berufene Organ erscheint. Uns ist nur um das Princip der ständig vorzunehmenden Revisionen zu thun; wenn daher deren Vornahme durch einen Delegirten der Centralleitung so sehr auf Opposition stößt, so schaffe man ein anderes Organ zu diesem Zwecke, aber man stehe dieser hochwichtigen Frage nicht so ablehnend entgegen, wie es durch den mitgetheilten Beschluß des 16. Consortialtages ausgedrückt erscheint.

Die hohe Staatsverwaltung wird bei der nicht mehr lange hinauszuschiebenden Revision des Genossenschaftsgesetzes sich gewiß der hier besprochenen Frage bemächtigen und jenen Genossenschaften, welche in dieser Beziehung nicht vorsorgten, zweifellos den staatlichen Revisor octroyiren! Dagegen wird keine Berufung auf die Autonomie, keine Hinweisung auf das Vorhandensein von Aufsichtsräthen helfen, der Revisor ist da — und wird revidiren.

Wir empfehlen dringendst den Consortialleitungen, die ganze, höchst bedeutungsvolle Frage der ständig vorzunehmenden Superrevisionen sehr eingehend zu erwägen und deren unläugbaren Vortheile nicht zu verkennen. Wir glauben daher auch nicht, daß der Consortialtag das letzte Wort in dieser Angelegenheit gesprochen hat, abgesehen davon, daß mit Rücksicht auf den Stand von 75 Consortien die Ansicht der Delegirten von 9 Consortien nicht allein maßgebend sein dürfte.

Daß wir bei vorstehenden Ausführungen die Meinung Derjenigen, welche schon von vorneherein in der Vornahme einer Revision ein Mißtrauensvotum erblicken, nicht besonders hervorhoben, dürfte jedem objectiv Urtheilenden als von selbst gerechtfertigt erscheinen. In der jetzigen Zeit, wo die Oeffentlichkeit — und mit vollem Rechte — sich des Wirkens jeder bei einem volkswirtschaftlichen Unternehmen fungirenden Persönlichkeit bemächtigt, verliert eine solche Meinung alle Berechtigung. Je mehr Controle, desto besser, denn es übernimmt ja stets der Controlirende einen Theil der Verantwortlichkeit des Controlirten.

Unsere geehrten Leser haben wir durch ausführliche Besprechung der Frage in den Stand gesetzt, sich ein Urtheil darüber bilden zu können.

Zu Mitgliedern des Delegirtenausschusses wurden nachbenannte 21 Consortien gewählt: Brünn, Graz, Krems, Jünzbrunn, Dedenburg, Pest, Prag, Preßburg, Proßnitz, Steinamanger, Temesvar, Währing, Wien: Alsergrund, Bankbeamte, Erstes Wiener, Gegenseitigkeit, Landstraße, Sechshaus-Neubau-Mariahilf, Staatsbeamte, Union, Wieden.

Zum Obmanne des Ausschusses wurde vom Verwaltungsrathe dessen Mitglied Herr Ministerialrath und Central-Gewerbeinspector Dr. Franz Migerka, zu dessen Stellvertreter Herr Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Dominik Kolbe gewählt.

Die Zahl der Mitglieder des ständigen Comité's wurde vom Delegirtenausschusse von fünf auf sechs erhöht und in dasselbe die Herren Carl Bringmann, Alfred von Kanovics (dieser per acclamationem), Dr. Ferdinand Wohl, Franz Richter, Ferdinand Edler von Hueber und Alexander Schramm berufen.

Im Jahre 1888 hielt am 9. November die Direction des Pester Consortiums ihre 800. Sitzung, zu deren Feier sie eine zweite Stipendienstiftung mit dem Capitale von 1200 fl. errichtete. Der Gründer des Consortiums, Herr Alfred von Ranovicz, gehört seit dessen Gründung im Jahre 1872 der Consortialdirection als deren Präses an und widmete seinerzeit der im Jahre 1884 errichteten ersten Stipendienstiftung von 1200 fl. die Provisionen für die von ihm vermittelten Versicherungen.

Am 10. April desselben Jahres feierte der Spar- und Vorschußverein für Südbahnbedienstete sein 25jähriges Jubiläum. Den ersten Statutenentwurf dieses Vereines hatten die verstorbenen Mitglieder des Verwaltungsrathes des Beamten-Vereines (seinerzeit auch dessen Gründungs-Comité angehörig), nämlich die Herren Dr. Eduard Bondi und Dr. Edmund Schwarzer verfaßt. Dem Vorstande des Vereines gehört seit dessen Gründung unser Verwaltungsrathsmitglied Herr Andreas Hofmann von Aspernburg an, welcher auch wegen seiner in der Verwaltung erworbenen hohen Verdienste zum Ehrenmitgliede des Vereines ernannt wurde. Der Verein zählte mit Ende 1887 2166 Mitglieder mit 261.000 fl. Einlagen und vertheilte pro 1887 eine Dividende von $6\frac{1}{2}\%$. Aus Anlaß des Jubiläums wurden 1000 fl. als Fond für Unterstützungszwecke gewidmet. Bei der Jubiläumsfeier wurde der Verein von Seite des Beamten-Vereines durch die Herren Dr. Ferdinand Pohl (Mitglied des Verwaltungsrathes und Obmann des Consortiums Wieden in Wien) und Engelbert Reßler, Genossenschaftsreferenten, begrüßt.

Endlich ist zu erwähnen, daß im Jahre 1888 die „Berliner Beamtenvereinigung“ ihren zehnjährigen Bestand feierte. Sie wurde am 1. März 1878 aus einem Localcomité für den preussischen Beamten-Verein (also nach Art der Mitgliedergruppen unseres Vereines) gegründet. Am Gründungstage waren 51 Mitglieder constatirt und wies das Jahr 1878 eingezahlte Spareinlagen per 7559 Mark aus. Die Generalversammlung vom 12. Juni 1888 constatirte 1110 Mitglieder und Ende 1887 eingezahlte Spareinlagen von 533.115 Mark! Unsere herzlichsten Wünsche begleiten diese Vereinigung von Standesgenossen im zweiten Decennium ihres volkswirthschaftlichen, so günstige Erfolge aufweisenden Unternehmens.

Im Jahre 1888, in welchem kein Consortium das erste Decennium seiner geschäftlichen Thätigkeit vollendete, haben 6 Consortien, nämlich Jglau, Olmütz, Pest, Teschen, Wiener-Neustadt und Wiener Vororte einzelne Bestimmungen ihrer Statuten mit Zustimmung des Verwaltungsrathes abgeändert.

Auf dem Gebiete der Personalien in der Consortialabtheilung haben wir leider wieder des im Berichtsjahre erfolgten Ablebens einiger Consortialfunctionäre zu gedenken. Es schieden nämlich im Jahre 1888 aus dem Leben:

Beim Ersten Wiener Consortium das Mitglied des Vorstandes, zugleich Rechtsanwalt des Consortiums, Herr Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Carl Wisgrill (am 8. August 1888), welcher dem Vorstande seit Mai 1874 angehörte, in Ausübung seiner Function eine rastlose, höchst verdienstvolle Thätigkeit entwickelte und insbesondere (wie die „Beamten-Zeitung“ schreibt) den säumigen, von ihm gerichtlich belangten Schuldner die bittere Pille durch eine äußerst mäßige Expensenforderung versüßte.

Beim Consortium Gegenseitigkeit in Wien das Mitglied des Vorstandes, zugleich Obmann-Stellvertreter, Herr Hof- und Gerichtsadvocat

Dr. Johann Lorenz, welcher dem Consortium seit dessen Gründung, dem Vorstande seit dem Jahre 1874 angehörte (am 8. October 1888).

Beim Consortium Graz das Mitglied des Vorstandes, Herr Carl Newes, Revident des k. k. Finanz-Rechnungs-Departements (am 22. August 1888). Newes gehörte dem Localausschusse und Consortialvorstande durch die lange Reihe von 16 Jahren an, war auch Ausschußmitglied des steiermärkischen Beamten-Vereines, hat allen Sitzungen der erwähnten Verwaltungsorgane während der 16 Jahre beigewohnt und mit aller Energie das Gedeihen und die Ausbreitung des Beamten-Vereines vertreten. Er entwickelte insbesondere eine hervorragende Thätigkeit als Mitglied des Comités zur Unterstützung armer Beamtenwitwen und Waisen und trocknete manche Thräne im Stillen mit eigener Hand.

Beim Consortium Innsbruck, dessen sehr verdienstvoller Obmann, Herr Franz Wild, k. k. Oberbaurath i. B. (am 19. August 1888). Er war unermüdlich in seiner Thätigkeit als Leiter des Consortiums, beseelt von treuer Hingebung für die Interessen des Consortiums und des Vereines.

Beim Pester Consortium Herr August Nagy, pensionirter Herrschafts-Hauptcassier und Präsident der Ofener Musikakademie (am 21. August 1888). Nagy war Mitgründer des Consortiums, seit 1874 zweiter Präses-Stellvertreter, in welcher Function er die Interessen des Consortiums und des Vereines wesentlich förderte.

Beim Consortium Steinamanger dessen Obmann Herr Ladislaus von Bidos, Advocat (am 18. Jänner 1888). Bidos gehörte dem Consortium seit dessen Bestande (1872) an und bekleidete seit dem Jahre 1876 die Stelle des Obmannes; er war ein warmer Freund des Vereines und fast ausnahmslos bei allen Generalversammlungen zugegen. Er machte leider seinem Leben durch Selbstmord ein Ende, indem er sich in Ostfi-Usszonyfa am frühen Morgen des 18. Jänner 1888 einige hundert Schritte von dem Bahnstationsgebäude, in welchem er bei dem ihm sehr befreundeten Stationsvorstande übernachtet hatte, erschöß. Da er in geregelten materiellen Verhältnissen lebte, so ist nur anzunehmen, daß er die That in einem Anfälle von Geistesstörung vollführte.

Zu Ende des Jahres 1887 bestanden 77
Consortien, von welchen jedoch 2
nämlich das „Wiener Vorortconsortium“ und jenes in Neusatz
im Jahre 1888 in Liquidation traten, so daß zu Ende des Berichtsjahres . . 75
Consortien ausgewiesen erscheinen.

Die 75 Spar- und Vorschußconsortien vertheilen sich, wie folgt:

1. Auf die im Reichsrathe vertretenen Länder mit 51, wovon	
auf Wien und Umgebung	12
„ das flache Land von Niederösterreich	4
„ Oberösterreich	1
„ Salzburg	1
„ Tirol	1
„ Vorarlberg	1
„ das Küstenland	1
„ Dalmatien	1
„ Kärnten	1

auf Krain	1
„ Steiermark	2
„ die Bukowina	1
„ Galizien	3
„ Schlesien	4
„ Mähren	7
„ Böhmen	10
2. Auf die Länder der ungarischen Krone mit 24, wovon auf Ungarn und Siebenbürgen	20
(darunter auf Budapest 3), auf Croatien und Slavonien	4
entfallen.	

Am 27. April 1889 fand im großen Saale der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien die vierundzwanzigste ordentliche Generalversammlung des Vereines, und zwar unter dem Vorsitze des Präsidenten des Verwaltungsrathes, des Herrn Sectionschefs Johann Freiherrn Falke v. Lilienstein, statt. Es waren 411 Mitglieder anwesend, welche 2223 Stimmen repräsentirten.

Der Vorsitzende nahm nach Constituirung des Bureau, nach erfolgter Wahl der Scrutatoren und Verificatoren, und nachdem allen Förderern des Vereines der Dank desselben durch Erheben der Versammelten von den Sizen abgestattet worden war, das Wort zu einer sehr warm gehaltenen und tief ergreifenden Erinnerung an den schweren, entseßlichen Schicksalsschlag, von welchem im Beginne dieses Jahres das Allerhöchste Kaiserhaus, sämtliche Völker der Monarchie betroffen wurden. Er widmete, wie die „Beamten-Zeitung“ schreibt, vom Herzen kommende Worte dem schwer geprüften Allerhöchsten Elternpaare und brachte für unseren Allergnädigsten, allverehrten Kaiser und König, sowie auch für seine ihm in den schwersten Stunden seines Lebens mit rührender Treue zur Seite stehende Allerhöchste Gemalin die wärmsten Segenswünsche zum Ausdruck, welche von der ganzen Versammlung, stehend, mit einem dreifachen brausenden Hoch begleitet wurden.

Der Geschäftsbericht des Verwaltungsrathes, sowie die von ihm vorgelegten Rechnungsabschlüsse für das Jahr 1888 wurden von der Generalversammlung zur genehmigenden Kenntniß genommen und über Antrag des Ueberwachungsausschusses dem Verwaltungsrathe das Absolutorium für das Jahr 1888 ertheilt. Wir wiederholen hier die schon im Eingange unseres Berichtes gemachte Bemerkung, daß das geschäftliche Ergebniß der Vereinsgebarung im abgelaufenen Jahre das glänzendste seit dem Bestehen des Vereines ist.

Der Gebarungsüberschuß der Lebensversicherungs-Abtheilung beläuft sich für das Vereinsjahr 1888 nach Vornahme der erforderlichen Abschreibungen auf 196.096 fl. 28 kr.

Hievon hat der Verwaltungsrath, wie schon im II. Theile vorliegenden Berichtes erwähnt ist, dem Realitäten-Amortisationsfonde 70.000 fl.
und der Reserve für Capitalanlagen 90.000 „

zusammen 160.000 „ — „
zugewiesen, was von der Generalversammlung genehmigt wurde, so daß sonach 36.096 fl. 28 kr.
verblieben.

Sie von wurden nach Beschluß der Generalversammlung:

- a) 5000 fl. dem Unterrichtsfonde zur weiteren Erhöhung seines Capitals auf 125.419 fl.,
- b) 3000 fl. behufs Erhöhung der Mittel zur Verleihung von Stipendien und Lehrmittelbeiträgen für das Schuljahr 1889/90,
- c) 3000 zur Vermehrung der Mittel für Unterstützungen pro 1889,
- d) 10.000 fl. zur weiteren Dotirung des Pensionsfonds der Vereinsbediensteten, und
- e) der dann noch verbleibende Rest von 15.096 fl. 28 kr. dem außerordentlichen Sicherheitsfonde der Lebensversicherungs-Abtheilung im allgemeinen Fonde zugewiesen.

Das Hauptinteresse der Generalversammlung nahmen die von einem einstigen Beamten des Vereines, Herrn Eduard Magenauer, und 19 Vereinsmitgliedern gestellten Anträge in Anspruch, welche in ihrer Wesenheit dahin gingen, daß der Verein durch eine Statutenänderung ausschließlich als gegenseitige Versicherungsgesellschaft gekennzeichnet und demzufolge verpflichtet werde, mangels jeglicher Fonds die humanitäre Thätigkeit gänzlich einzustellen.

Herr Magenauer motivirte seine Anträge mit der total ungerechtfertigten Behauptung, daß die Prämienreserve des Vereines zu gering berechnet sei. Nachdem die Gehaltlosigkeit und der unsagbare Leichtsin, mit welchem die vorerwähnte Beschuldigung erhoben wurde, vom Vertreter des Verwaltungsrathes, Herrn Oberinspector von Görgen, sonnenklar dargethan worden war, entfiesselten die gestellten Anträge einen wahren Sturm der Entrüstung. Die „Beamten-Zeitung“ schreibt hierüber:

„Es zuckten erst einzelne Blitze auf, bald aber krachte Schlag auf Schlag, und schließlich ging nach voller Entladung der elektrischen Spannung in dem die Luft reinigenden Gewitter ein befruchtender Regen nieder, die schwüle Atmosphäre abkühlend, die allgemeine Aufregung beschwichtigend, Beruhigung und Segen verbreitend.“

Ja es war, nachdem die von der Vereinsidee gänzlich abirrenden, den Bestand des Vereines in seiner Wurzel bedrohenden, nahezu unfaßbaren Anschläge der Antragsteller mit eben so lautem, als allgemeinem Unwillen der Versammlung aufgenommen und in schärfster Beurtheilung zurückgewiesen worden waren, ein wahrhaft erquickender und wohlthuender Strom vereinstreuer Begeisterung, der durch den Saal rauschte, die Geister der Anwesenden belebend und erfrischend, hoffentlich aber auch hinausdringend zu allen Mitgliedergruppen unseres großen herrlichen Vereines.“

Es war, setzen wir fort, als ob die alten, schönen Zeiten der ersten Vereinsjahre, in welchen bei den Generalversammlungen den hohen ethischen Zwecken des Vereines, seinen humanitären Streben kräftiger Ausdruck gegeben und den idealen Tendenzen seiner Gründer mit warmen Herzen gehuldigt wurde, wiederkehrt seien und keiner der Anwesenden wird die zündenden Worte je vergessen, welche der Wiener Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Ludwig Huber, ein ehemaliges Mitglied des Verwaltungsrathes, bei diesem Anlasse sprach.

Wohl noch nie wurde ein Antragsteller so in den Grund gebohrt, wie Herr Magenauer, der, nebenbei gesagt, eine jammervolle Nutzenutniß auf fachmännischem Gebiete entfaltete. Keiner der „Neunzehn“, welche seine Anträge mit-

gefertigt hatten, wagte es, ihren Führer zu unterstützen, nicht ein einziges Wort wurde zu Gunsten dieser Anträge gesprochen, sondern der Uebergang zur Tagesordnung mit allen gegen eine Stimme angenommen.

Wir beglückwünschen die letzte Generalversammlung, wir beglückwünschen den Verein zu diesem Beschlusse. Waren die fraglichen Anträge von vorneherein gewiß unbedingt verdammenstwerth, so dankt ihnen aber jeder Freund des Beamten-Vereines eine herrliche Rundgebung felsenfester Vereinstreue und warmer Begeisterung für die in den edlen Zielen des Vereines gelegenen Ideale, und die Vereinsverwaltung wird frischen Muthes auf dem bisherigen Wege fortfahren, denn das Streben nach Verwirklichung dieser Ideale, die theilweise in den bisherigen Erfolgen schon ausgedrückte Verwirklichung dieser Ideale ist, was dem Ersten allgemeinen Beamten-Verein der österreichisch-ungarischen Monarchie seine heutige, Achtung gebietende Stellung errungen, ihm innerhalb und außerhalb der Monarchie aufrichtige warme Freunde erworben hat.

Nachdem die Verhandlung über einen von der Mitgliedergruppe Jglau nach Verlauf der in den Statuten festgesetzten Frist eingebrachten Antrag wegen Auflassung des Einkommensteuer-Zuschlages bei den Darlehen an die Consortien abgelehnt worden war, nahm der Vorsitzende das Schlußwort, kennzeichnete den Verlauf der Versammlung mit seinem befriedigenden Abschlusse im Interesse des Vereines, appellirte an die Anwesenden zu weiterer Unterstützung der Vereinsverwaltung und gab der berechtigten Hoffnung Ausdruck, daß die hochwichtige Frage der Versorgung der Beamtenwitwen und -Waisen mit Zuhilfenahme des Lebensversicherungsprincipes doch demnächst einer günstigen Lösung zugeführt werden dürfte.

Wien, im Juni 1889.

A n h a n g.

(3 Tabellen.)

1. Zwei Tabellen über die Geschäftsentwicklung des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie in den Jahren 1865 bis inclusive 1889.

Tabelle I. Allgemeine Vereins-Angelegenheiten. Spar- und Vor-
schuß-Conjortien.

Tabelle II. Versicherungs-Abtheilung. Cautions-Darlehen.

2. Tabelle III. Personal-Stand der Centralleitung des Beamten-Vereines nach der XXIV. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1889.

Tabelle II.
Versicherungsteilung. — Cautions-Darlehen.

Versicherungsteilung		Cautions-Darlehen	
1	2	3	4
5	6	7	8
9	10	11	12
13	14	15	16
17	18	19	20
21	22	23	24
25	26	27	28
29	30	31	32
33	34	35	36
37	38	39	40
41	42	43	44
45	46	47	48
49	50	51	52
53	54	55	56
57	58	59	60
61	62	63	64
65	66	67	68
69	70	71	72
73	74	75	76
77	78	79	80
81	82	83	84
85	86	87	88
89	90	91	92
93	94	95	96
97	98	99	100

Tabelle III.

Personal-Stand der Centralleitung
 des
Ersten allgemeinen Beamten-Vereines
 der
österreichisch-ungarischen Monarchie

nach der XXIV. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1889.

I. Verwaltungsrath.

Präsident:

Herr **Johann Freiherr Falke von Eilenstein**, Sections-Chef im k. und k. Ministerium des Aeußern, Ritter des St. Stephan-Ordens 2c. 2c.

Vice-Präsidenten:

Herr **Karl Huber**, k. k. Sectionschef i. R., Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens.

„ **Anton Aichinger**, kais. Rath, Ober-Inspector und Abtheilungs-Vorstand der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Landesfürstlicher Commissär:

Herr **Ferdinand Ritter von Raimann**, Statthaltereirath bei der k. k. niederösterr. Statthaltereirei 2c.

Verwaltungsräthe:

Herr **Dr. Rupert Angerer**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Sechshaus-Neubau-Mariahilf“.

„ **Karl Bertele von Grenadenberg**, k. k. Ministerialrath i. P., Ritter des kais. österr. Franz Joseph-Ordens.

„ **Karl Bringmann**, Bau-Director a. D., Obmann des „Ersten Wiener Spar- und Vorschuß-Consortiums“.

„ **Georg Görgey von Görgö und Copporez**, Ober-Inspector und Abtheilungs-Vorstand der priv. österr. Nordwestbahn.

„ **Karl Anton Haas**, k. k. Rechnungsrath im Finanz-Ministerium.

„ **Dr. H. Ritter v. Haslmayer zu Grassegg**, Senatspräsident am k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofe, Mitglied des k. k. Reichsgerichtes, Vice-Präsident der k. k. judiciellen Staatsprüfungs-Commission, Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens.

„ **Dr. Adalbert Hofmann**, k. k. Ministerialrath im Handelsministerium.

„ **Andreas Hofmann von Aspernburg**, Inspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft i. P., Verwaltungsrath mehrerer Wirthschafts-Genossenschaften.

„ **Richard Feittelez**, k. k. Hofrath, Director und Vorsitzender in der Direction der k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Comthur des kais. österr. Franz Joseph-Ordens.

Julius Kaan, k. k. Ministerialrath und Leiter des versicherungstechnischen Departement im k. k. Ministerium des Innern, Mitglied des Versicherungs-Beirathes, emerit. Ober-Inspector der k. k. priv. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft, Ritter des Ordens der Eisernen Krone und des Franz Joseph-Ordens.

„ **Hanns Kargl**, k. k. Regierungsrath, Generaldirectionsrath und Abtheilungs-Vorstand der k. k. Staatsbahnen, Ritter des kais. österr. Franz Joseph-Ordens und anderer hoher Orden.

„ **Dr. Dom. Kolbe**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien.

- Herr **Franz Kopecky**, Bürgerschuldirector, Obmann des Consortiums „Landstraße“ (Wien).
- „ **Alois Maresch**, Procurist der Firma Lebert und Weinwurm in Wien, Obmann der Privatbeamten-Localgruppe.
- „ **Dr. Leop. St. Meißner**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Ritter des preussischen Kronen-Ordens III. Classe, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Währing“.
- „ **Dr. Franz Migerka**, k. k. Ministerialrath im Handels-Ministerium und Central-Gewerbe-Inspector, Ritter des kais. österreichischen Leopolds-Ordens und anderer hoher Orden, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Gegenseitigkeit“ (Wien) und des Consortial-Delegirten-Ausschusses.
- „ **Dr. Ferdinand Pohl**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Landtags-Abgeordneter, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Wieden“ (Wien).
- „ **Benjamin Edler von Hossauer-Ehrenthal**, k. k. Sections-Chef im Finanz-Ministerium, Ritter des Ordens der Eisernen Krone II. Classe.
- „ **Franz Richter**, Professor, Reichsraths- und Landtags-Abgeordneter.
- „ **Rudolf Schiller**, Professor an der Handels-Academie in Wien.
- „ **Alexander Schramm**, k. k. Rechnungs-Revident im Aderbau-Ministerium.
- „ **Eduard Schudcker**, k. k. Ober-Rechnungsrath im Handels-Ministerium.
- „ **Dr. Rudolf Schwingenschlögl**, Präsidial-Secretär der Anglo-Oesterr. Bank a. D.
- „ **Friedrich Seß**, Ober-Inspector der k. k. General-Direction für Staats-Eisenbahnbauten, Ritter des Franz Joseph-Ordens, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Alsergrund“ (Wien).
- „ **Josef Stiasny**, Ober-Ingenieur der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.
- „ **Karl Wernner**, Central-Inspector und Ober-Buchhalter der k. k. priv. österr. Nordwestbahn.
- „ **Dr. Mathias**, Ritter von **Wretschko**, k. k. Landes-schul-Inspector, Ritter des Ordens der Eisernen Krone III. Classe.

Directions-Comité:

- Herr **Karl Bertele** von Grenadenberg.
- „ **Georg Görgey** von Görgö und Toppocz.
- „ **Julius Kaan** (zugleich mathem. Consulent des Vereines).
- „ **Dr. Rom. Kolbe** (zugleich Rechtsconsulent des Vereines).
- „ **Dr. Rudolf Schwingenschlögl**.
- „ **Karl Wernner**.

II. Heberwachungs-Ausschuß.

- Herr **Ludwig Eisner**, Buchhalter des Kohlen-Industrie-Vereines.
- „ **Mathias Pigerle**, Rechnungs-Revident der k. k. statistischen Central-Commission.
- „ **Ferdinand Ritter von Harnach**, Central-Buchhalter der k. k. priv. Ostrau-Friedländer-Bahn, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Union“ (Wien).

III. Geschäftsleitung.

- Herr **Karl Majal**, General-Secretär.
- „ **Dr. Friedrich König**, General-Secretärs-Stellvertreter und Referent für die Versicherungs-Abtheilung.
- „ **Engelbert Kessler**, Referent für die Spar-, Vorschuß- und Genossenschafts-Abtheilung.

Chef-Arzt.

- Herr Med. Dr. **Eduard Buchheim**.



Anzeigen
empfehlenswerther Firmen.



Gut passende Wäsche kaufen Sie nur direct beim Erzeuger

Franz Perbohlau,

Wien, IX. Bezirk, Pramergasse Nr. 22,

Gde. der Serwitengasse.

Als Selbstherzeuger bin ich in der Lage, gut passende Wäsche für Herren und Damen garantiert aus guten Stoffen erzeugt zu billigen Preisen zu liefern. Viele Anerkennungs-schreiben über von mir gelieferte Wäsche liegen zur Einsicht in meinem Geschäfte aus.

Normalwäsche, garantiert aus reiner Schafwolle.

Exkell. Professor Dr. Gustav

Jäger. Provinz-Aufträge werden solid und reich ausgeführt.

Illustrirtes Preisbuch gratis und franco.

545



